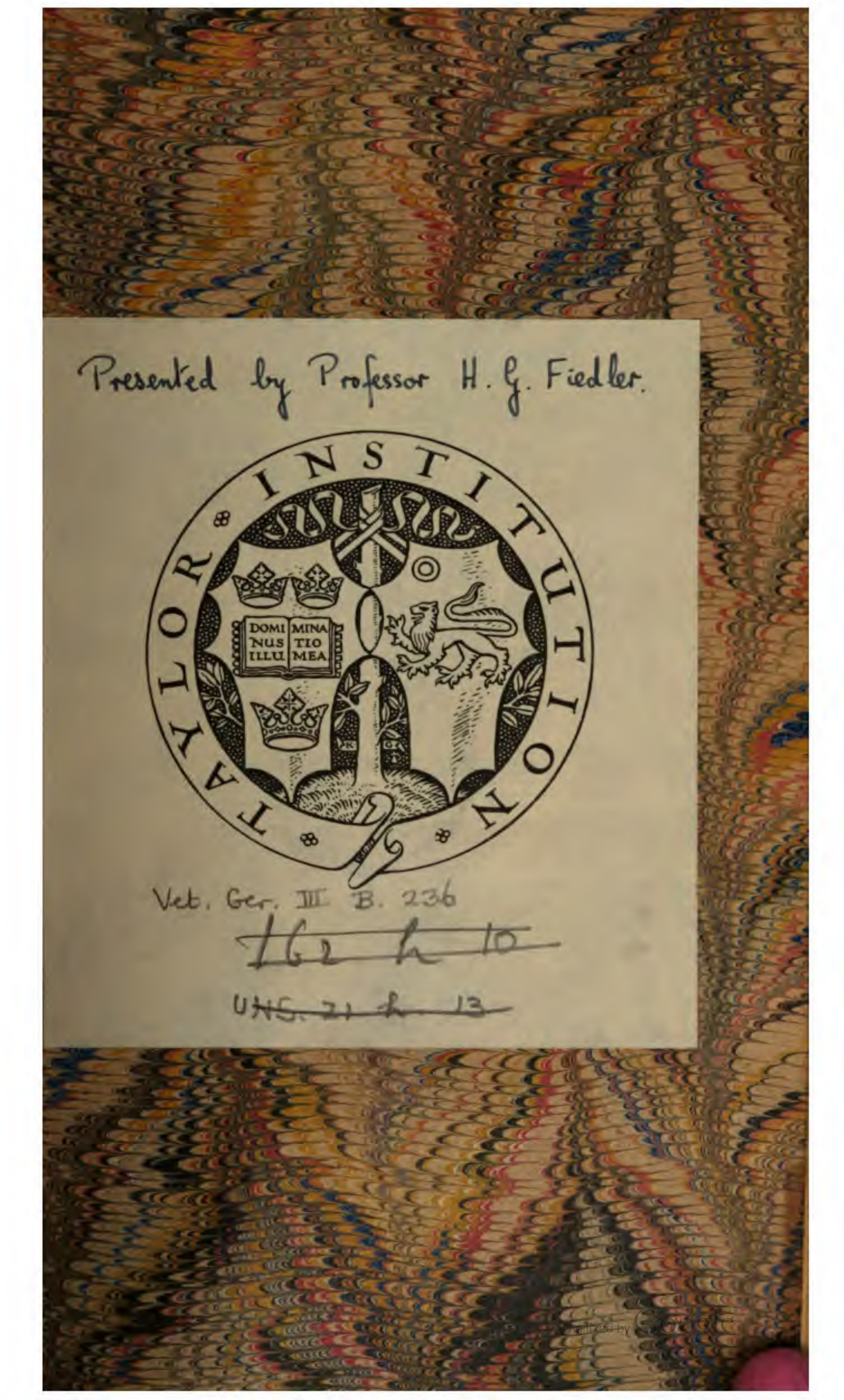



CRESCO
William Charles Henry.


Presented by Professor H. G. Fiedler.
TAYLOR INSTITUTION
DOMINUS ILLUMINATIO MEA
Vet. Ger. III B. 236
162 h 10
UNS. 21 h. 13

Ausgewählte
Novellen
und
Dichtungen
von
Heinrich Zschokke.

Dritter Theil.

Dritte vollständige Original-Ausgabe.

Aarau, 1836.
Im Verlag bei Heinrich Remigius Sauerländer.


THE TAYLOR
MAY. 1940
OF OXFORD

Agathokles,

Tyrann von Syrakus.

Seit einem halben Jahre wohnte in einer der angenehmsten sizilianischen Gegenden, einige Stunden von der reichen Stadt Syrakus, die Familie des griechischen Bildhauers Mikon. Ein Landhaus, von weitläufigen Nebengebäuden umgeben, zwischen Kornfeldern, Wiesen und Weingärten, Alles von einem Bach bewässert, der durch das Thal floß; auf der Höhe hinter dem Landhause die endlose Aussicht über das Meer — ein kleiner Tempel droben — wer hätte da nicht gern wohnen mögen? Der Sitz in dem einsamen Thale war von allen Landstraßen abgelegen. Eben diese Entfernung vom Menschengewühl hatte der Bildhauer seinen Söhnen empfohlen, da er sie mit Weibern und Kindern von Korinth wegschickte, um in Sizilien einen Ruheort anzukaufen, wo er in glücklicher Stille den Abend seines Lebens genießen könnte. Er selbst war erst, nachdem der Ankauf geschehen, von Korinth abgereiset, begleitet von seiner Gemahlin und dem jüngsten seiner Söhne.

Es ward ein rechter Freuden- und Siegeszug, als Mikon in seine neue Besitzung einzog. Denn seine Söhne mit ihren Gattinnen und Kindern waren ihm, festlich geschmückt und bekränzt, weit entgegen gegangen. Der hohe Greis weinte Freudenthränen unter dem Jubel, mit welchem sie ihn umringten. Er hatte sein zweiundsiebenzigstes Jahr an dem gleichen Tage angetreten, da er, nach langer Trennung, alle seine Lieben wieder beisammen fand. Er zählte sie, rief sie alle, groß und klein, bei Namen, und umarmte und segnete sie alle. Das Alter hatte sein Haar gebleicht, aber seine Kräfte nicht geschwächt. Ein

mildes Feuer glänzte in seinen Augen. Die Farbe der Gesundheit röthete seine Wangen. Er nahm eine Urenkelin auf den starken Arm, und so, umschwärmt von seinen Angehörigen, trat er in sein neues Eigenthum. Er untersuchte Alles; fand Alles gut. Seine Töchter, Schwiegertöchter und Enkelinnen hatten mit einander gewetteifert, die ihm bestimmten Zimmer mit jeder Anmuth, jeder Bequemlichkeit zu bereichern, die dem Alter behagt, oder von der ihnen ahnete, daß er sie gern sehen würde.

Von nun an genoß er den seligen Frieden am eigenen Herde; das stille Glück, welches er als sein höchstes gewünscht hatte. Er war von Syrakus gebürtig. Obgleich er aber seine meisten Jugendfreunde alle überlebt hatte, und in der großen Stadt, die er seit fünfzig Jahren nicht gesehen, Keinen mehr kannte, war doch Sizilien immerdar seine Sehnsucht geblieben, und daß seine Asche einst in väterlicher Erde ruhen möge.

Alle Tage in der Morgenkühle pflegte er einen Gang durch seine weitläufigen Besitzungen zu machen, um sie und jede Stelle des anmuthigen Thales kennen zu lernen. Solcher einsamen Wanderungen war er von jeher gewohnt. In Griechenland hatte er sie selbst beim übelsten Wetter nicht versäumt. Sie gehörten zur Nahrung seiner Kraft. Gewöhnlich begleitete ihn nur ein Sklave in gewisser Ferne, daß er im Fall eines Bedürfnisses Beistand zur Hand habe. Er überließ sich da gern ruhigen Betrachtungen und Ueberlegungen. Solch einen Gang in die Einsamkeit nannte er gewöhnlich ein reinigendes Bad der Seele. Da wasche sie sich von allen kleinen Leidenschaften und Kümmernissen rein, und werde kräftig, wohlthuend, erhaben und still, wie die Natur, in deren Hauch sie sich gleichsam auflöse.

Am zwölften Tage seiner Ankunft in Sizilien bestieg er auch die Anhöhe, an deren Fuße die Gebäude lagen. Noch war er nie hinaufgekommen.

Droben auf der Schwelle des Tempels im kühlen Schatten hoher Steineichen und Kastanienbäume ließ er sich zum Ausruhen nieder. Zu seinen Füßen grünte das Thal mit seinen Gütern. Zwischen den fetten Fluren krümmte sich der Bach in großen Windungen hin, als thäte es ihm weh, die reizende Gegend zu verlassen, und im Schoos des nahen Meeres zu sterben. Weiter hin glänzte der dunkle Spiegel des Ozeans, bis in unerspähbarer Ferne Welle und Himmel duftig zusammenrannen.

Mikons Blicke durchirrten neugierig und überrascht die große anmuthsvolle Landschaft. Er war im Anschauen derselben verloren, als ihn ein Geräusch in der Nähe störte. Er sah jenseits des Tempels in der Ebene zwei Männer zu Pferde. Einer derselben stieg ab, und übergab sein Roß dem Begleiter, welcher im Schatten eines alten Baumes blieb. Der Abgestiegene schien den Fußweg nach dem Tempel zu wählen. Mikon beschloß, sich nicht stören zu lassen, und nahm seine vorige Stellung wieder. Als er aber hinter sich ein starkes, männliches Schreiten über den Marmorboden zwischen den Tempelsäulen hörte, stand er auf.

Ein Greis, der noch älter als er selbst zu sein schien, in einfacher Kriegerkleidung, ging neben dem Altar vorbei, ohne Mikons Anwesenheit zu beachten, seitwärts die Stufen nieder gegen das Thal hin. Da blieb er stehen, und betrachtete die Landschaft mit verschränkten Armen. In seiner Stellung war etwas Gebieterisches; in den Zügen seines faltenreichen, hagern, von der Sonne gebrannten Gesichts ein majestätischer Ernst. Finster hingen graue Augenbraunen über die tiefliegenden, lebhaft funkelnden Augen.

Der alte Krieger wandte sich bald darauf wieder rasch um zum Tempel, als wollte er auch diesen betrachten. Da ward er Mikons gewahr. Er stutzte. Mikon erhob sich von seinem Sitze, ging dem Fremdling näher und

grüßte. „Es scheint,“ sagte Mikon, „uns führt gleiche Absicht zu gleicher Stelle.“

Der Krieger musterte den Bildhauer von Kopf zu Fuß; dann sprach er: „Das wundert mich nicht halb so sehr, als daß ein paar Grauköpfe, wie wir, noch auf dieser Höhe zusammentreffen. Wie alt bist du?“

„Einundsiebenzig voll und einige Tage dazu.“

„Wahrhaftig, genau so alt, wie ich selbst!“ versetzte der Kriegsmann: „Wo wohnst du?“

„Drunten im Thal. Mir gehört dort der Landsitz.“

„Dir?“ sagte der Kriegsmann, und heftete schärfere Blicke auf Mikon. „Ich sollte dich kennen, sehr gut kennen, und weiß doch nicht, wo ich dich sah.“

„Vielleicht in Korinth oder Athen. Da habe ich manches Jahrzehend zugebracht. Ich bin Mikon, der Bildhauer.“

„Mikon?“ sagte der Kriegsmann, und zog nachdenkend die Stirn zusammen. „Aber du bist nicht aus Griechenland.“

„Nein, ich bin aus Syrakus. Hier lernte ich das Töpferhandwerk, bis mich das Glück nach Korinth führte in die Werkstätte des Bildhauers Kallias. Bei diesem Meister lernte ich die Kunst.“

Die finstern Züge des grauen Kriegers heiterten sich bei diesen Worten plötzlich auf. Er lächelte dem guten Mikon freundlich zu und reichte ihm die Hand. „Müssen uns denn die Götter noch so spät zusammenführen?“ rief er. „Alter, sieh mich an. Kennst du mich?“

Mikon schüttelte schweigend den Kopf.

„Hat mich das Alter so sehr verwandelt? Sieh mich an, Mikon! Habe ich nicht mit dir bei Lamos, dem Töpfer zu Syrakus, vor mehr denn einem halben Jahrhundert treufleißig Urnen gedreht und Lampen aus Thon geknetet? Kennst du mich noch nicht, Alter? Erinnerst du dich nicht des Karkinos von Thermä?“

„Wie?“ rief Mikon erstaunt: „Du des Karkinos Sohn? Wohl, nun dämmern mir wieder in deinen Mienen die Züge des schönen Jünglings, den ich so herzlich geliebt, dessen ich nie vergaß, und dessen Gestalt ich oft, wenn ich aus dem Marmorblocke einen Bachus hervorschlagen sollte, oder einen Apollo, im Spiegel meiner Einbildungskraft sah.“

Die Greise umarmten sich. Dann ließen sich Beide auf den Stufen des Tempels nieder, ihr Gespräch fortzusetzen.

„Weißt du noch,“ rief Karkinos, „wie wir Beide, den Tag vor deiner Abreise nach Korinth, im Tempel der Glücksgöttin das Opfer brachten; dann mit einander lange Zeit den ortygischen Damm auf und ab wandelten und von unserer Zukunft sprachen? Es scheint, die Göttin hat unser Beider Wünsche gutmüthig erhört.“

„Sie hat mir mehr gegeben, als ich damals bat. Und hätten mir die Götter weniger verliehen, ich würde darum nicht minder glücklich sein.“

„Du warst immerdar der genügsame Mikon, und bist es geblieben!“ sagte Karkinos lachend.

„Und du,“ versetzte Mikon, „warst immer der Ungestüme, Ungenügsame, Hochstrebende. Ich erinnere mich wohl noch des Opfers und unsers kindischen Geschwätzes auf dem ortygischen Damm. Du schworst damals Kriegsdienste zu nehmen, und nicht zu ruhen, bis du Feldherr wärest. Deine Kleidung sagt mir's, du hast Wort gehalten. Bist du glücklich, alter Freund?“

„Wer ist glücklich?“ sagte Karkinos. „Nur die Unsterblichen sind's.“

„Bin ich schon kein Unsterblicher, bin ich doch ein Glücklicher unter den Sterblichen!“ entgegnete Mikon. „Ich habe Gesundheit und ein zufriedenes Herz bewahrt, die Menschen geliebt und die Götter gefürchtet: mein Fleiß hat mir ansehnliches Vermögen gewonnen. Kinder, Kindeskinder und Urenkel vervielfältigen mein Leben.“

„Vortrefflich!“ rief Karkinos. „Erzähle mir von deinen Schicksalen, alter Freund. Wie ist's dir ergangen, seit wir uns trennten?“

Der Bildhauer lächelte und sprach: „Du wirst keine Langeweile bei meiner Erzählung fühlen, denn sie ist bald abgethan. Ich kam, mein Glück suchend, nach Korinth. Da ging ich zu einem Töpfer in Arbeit. Zwei Jahre lang blieb ich in seiner Werkstatt. Mit unüberwindlichem Hang zur bildenden Kunst füllte ich meine Mußestunden mit Nachzeichnungen göttlicher Werke des Meißels oder mit Nachbildung derselben aus Thon. Neben uns an wohnte der Bildhauer Kallias. Ich war, so oft ich konnte, Zuschauer bei seiner Arbeit. Seine Kunst entzückte mich; mehr noch die Schönheit seiner Tochter Phais. Sie ward mein Urbild alles Reizes. Sie wußte es bald, daß sie es war. Ihre Zärtlichkeit belohnte meine stumme Liebe; die Götter blieben uns hold.

„Ich hatte eine Aphrodite aus Thon gebildet, und im Feuer gehärtet. Diese Aphrodite — es war die jugendliche Phais, die aufblühende siebenzehnjährige Schönheit — sie war's unwillkührlich geworden. Als mein Meister, der korinthische Töpfer, das Gebilde sah, lächelte er und sprach: Ist das nicht Phais, des Bildhauers Kallias Tochter? — Heimlich wies er dem Bildhauer einst, da ich nicht im Hause war, die Aphrodite. Diesem schien meine Anlage zur Kunst zu gefallen. Er schwor, Phais müsse mir zum Urbild gesessen haben. Phais betheuerte, das sie nie einen Augenblick mit mir allein gewesen sei. Um so mehr war dem Kallias meine Arbeit werth. Da ich ihn folgendes Tages nach meiner Gewohnheit bei der Arbeit besuchte, lud er mich ein, sein Lehrling zu werden, und lobte meine Aphrodite. Wer war seliger als ich! Er nahm mich in sein Haus. Liebe zur Kunst und Leidenschaft für Phais gaben mir bald eine Vollkommenheit, die seine Erwartun-

gen übertraf. Er gab mir die Tochter. Ich ward die Stütze seines Alters, nach seinem Tode Erbe seines Gutes.

„Ich zog darauf nach Athen, der Stadt der Weisen, der Schule der Künstler. Dort wurden meine Kinder in der Kunst gebildet, die mir Ansehen und Reichthum gewährte. Einige meiner Söhne ließen sich nachher in Korinth nieder. Ein harmloses, ehrenvolles Alter krönte meine Tage. Der tägliche Umgang mit einigen der weisesten Griechen hob und veredelte mein Gemüth.

„Zuletzt vereinte ich meine ganze Familie wieder in Korinth. Der Reichthum, welchen mir Fleiß erworben, Sparsamkeit erhalten hatte, ward durch Erbschaft so vergrößert, daß ich mit den Meinigen einen alten Lieblingswunsch zu erfüllen beschloß, nämlich in Sizilien, dem Lande meiner Geburt, ein unabhängiges Leben auf eigenem Grund und Boden zu führen. Ich bin alt; meine Stunden sind gezählt, darum befahl ich den Kindern im vergangenen Herbst, nach Syrakus vorauszureisen, eine Länderei anzukaufen, wie ich sie wünschte, wo mit dem Nützlichen das Anmuthige vereint wäre, um dann mich nachkommen zu lassen. — Sieh hinab! fast das ganze kleine Thal ist mein Eigenthum. — Die Geschichte ist am Ende.“

Karkinos drückte seinem alten Freund die Hand und sprach: „Ich beneide dich fast. Aber deine Erzählung war zu kurz.“

„Was soll ich dir aus dem einförmigen Leben eines Künstlers, aus dem stillen Hause eines Familienvaters Merkwürdiges berichten? Man lebt da mehr in sich, als außer sich. Weißt du mir mit Worten die stille Fluth der Klänge aus einem Gesange zu beschreiben, oder die Geschichte vom Wechsel deiner Gefühle zu geben? Sieh, so ist Haus- und Künstlerleben. Große Schicksale mangeln, aber sie werden von großen Gefühlen ersetzt; diese sind das eigenthümliche Leben. Das Aeußere ist alltägliches Einerlei — von gewöhnlichen Dingen ewiges Wieder-

kommen. Der ruhige Spiegel eines See's, was läßt sich von ihm viel sagen? Wenn der Wind leichte Furchen über seine Oberfläche hinweht, du siehst ihn an, und ihr Anblick schläfert dich ein. Aber in der Tiefe drunten, wohin du nicht siehest und denkest, da lebet und webet, liebet und leidet, geht auf und unter eine ganze Welt von Geschöpfen. — Lieber Alter, soll ich dir meine Lebensgeschichte vollenden: so komm und betrachte den schönern Theil derselben mit eigenen Augen in meinen Kindern und Nachkommen. Ich bitte dich, steige mit mir hinab in das Thal. Erfreue mein Haus mit deiner Gegenwart, und genieße einige Erfrischungen unter meinem Dache. Dafür will ich auch dich wieder besuchen, in deinem Hause, unter deinen Kindern, wenn du sie hast."

"Willst du das?" fragte Karkinos und lächelte sonderbar dazu.

"Allerdings will ich das! und morgen schon," antwortete Mikon, "denn wir sind beide grau und reif, und müssen, was uns noch zu thun gelüstet, schnell thun, eh' es mit nächstem Sonnenuntergang zu spät wird."

"Ich halte dich beim Wort, Mikon!" rief Karkinos.

Dieser stand schnell auf; ging durch den Tempel, winkte seinem Begleiter, der mit den beiden Rossen unter dem Baume weilte, redete einige Worte zu ihm, und kam wieder an den Ort zurück, wo Mikon saß. Der mit den Pferden sprengte davon. "Er ist einer meiner freigelassenen Diener," sagte Karkinos: "ich hab' ihm befohlen, mein Pferd zu deinem Landgut zu führen."

Die beiden Greise stiegen den Berg abwärts. Der Weg schlängelte sich gemach zwischen Felsen, von Weinreben und blühenden Gesträuchen umwebt, in das Thal nieder. Dort erweiterte er sich zu einem Lustgang zwischen hohen Pappeln, die zu einem geräumigen Hofplatz führten, von Wirthschaftsgebäuden umgeben. — Ohnweit derselben, auf einer milden Anschwellung des Erdbodens, erhabener, als die übrigen Gebäude, stand Mikons Wohnung, rings

von einem Säulengang umzogen. Vor dem Eingang sprang ein Brunnen, von sieben Palmen majestätisch überragt. Dort, auf dem Teppich des Rasens, spielten Kinder von allerlei Alter, während unter der kühlen Vorhalle ein Frühmahl für die ganze Familie von sehr einfachen ländlichen Speisen bereitet stand. Man schien nur Vater Mikons Ankunft erwartet zu haben. Denn wie sich die beiden Alten näherten, traten viele Personen beiderlei Geschlechts aus dem Hause hervor, über den Rasen, fröhlich gegen die Palmen, den allgemeinen Vater zu begrüßen.

Mikon sprach zu Karkinos: „Das sind meine Kinder!“ — Er begrüßte sie alle, und stellte sie seinem Freunde vor: vier Söhne mit ihren Frauen, siebenzehn Enkel und Enkelinnen, dazu drei Urenkel. Mutter Phais, in ehrwürdiger, edler Gestalt, war von den Ihrigen umgeben, wie an einem blüthenreichen Rosenstock eine abbleichende Rose von grünen, von schwellenden, von halb aufgebrochenen Knospen, und andern, schon in vollblätteriger Pracht.

Nachdem Alle erfahren hatten, wer der Fremdling sei, thaten sich die Großen und Kleinen freundlich zu diesem, als wollten sie in ihm Mikons Jugendtage liebkosen und ehren. Dann lagerte man sich um den Tisch; jedem war sein Plätzchen bekannt.

Sei es die Anmuth oder Seltenheit dieses Schauspiels, es wirkte sichtbar auf das Gemüth des Kriegsmannes. Sein Antlitz leuchtete vom Vergnügen, und zuweilen sah man seine Augen mitten im Lächeln von einer Thräne feucht werden.

„Ja, Mikon, mein alter Freund!“ sprach Karkinos: „ich glaube, einen glücklichern, als dich, trägt Sizilien nicht. Aber dein Leben in der Nähe des unruhigen Syrakus scheint mir gewagt, wie eine Hütte, die man zum Schlund des dampfenden Aetna baut. Hast du nie von Agathokles gehört, dem Fürsten von Syrakus? Fürchtest du nicht seine gefährliche Nachbarschaft?“

Mikon antwortete: „Schon die Korinther haben mich warnen wollen; aber ich höre von Agathokles, er sei eben so weise, als strenge. Ich zittere vor ihm nicht. Er, wie ich, sind in eines Verhängnisses Gewalt. Wir fürchten die Götter, darum tragen wir vor den Sterblichen keine Scheu.“

„Aber schmerzt dich nicht, daß Agathokles die Freiheit des Volks unterdrückt und sich zum Gewaltherrn der Syrakuser, die Syrakuser zu Sklaven gemacht hat?“

„Ich glaube kaum, daß er's gethan, Karkinos, wohl aber, daß ihn die Syrakuser zum Herrn über sich gesetzt haben. Denn wie listig oder gewaltig auch ein Mensch sei, er kann kein ganzes Volk in Fesseln schlagen, sobald dieses die Fesseln verabscheut. Die Völker in niederträchtiger Feigheit sind es, welche den Tyrannen erst schaffen; der Tyrann macht kein freisinniges Volk knechtisch.“

Einer von Mikons Söhnen sagte: „Unsere Abgeschiedenheit, wie unser mäßiges Vermögen kann den Neid eines Agathokles so wenig, als seinen Argwohn reizen.“

Ein anderer der Söhne fügte hinzu: „Und nicht das Land, wo man wohnt, bringt Glück in das Herz der Menschen: sondern der Mensch bringt Glück in das Land. Wohin wir auch gehen, überall wölbt sich ein Himmel über uns, reich an Segen, wie an Blitzen.“

„Wahrlich! rief Karkinos: könnte Agathokles neidisch sein, so wäre euer Glück das würdigste, nach welchem er geizen müßte. Aber sein Neid könnt' es weder zerstören noch gewinnen.“

Noch sprachen die alten Jugendgespielen viel von ihren Knabenzeiten. Die Greise verjüngten sich in ihren Erinnerungen. Mikon brachte manchen feinen Zug aus seinem Lebenslauf an; aber nie konnt' er den Karkinos bewegen, auch von sich und seinen Schicksalen zu reden. Das alles sparte dieser auf für den folgenden Tag, wenn Mikon ihm den Gegenbesuch machen würde. Schon wartete sein Diener mit den Rossen manche Stunde im Vorhof. Er

trennte sich, wie es schien, ungern von der glückseligen Familie des Bildhauers.

Folgendes Morgens erschien, wie verabredet worden, ein Bote des Karkinos, welcher dem greisen Mikon den Weg durch die Straßen von Syrakus zur Wohnung des Jugendfreundes zeigen sollte. Mikon bestieg ein Maulthier, und von einem Sklaven nach Gewohnheit begleitet, machte er sich auf den Weg.

Als nach einer Stunde die Thürme und Paläste der Stadt ihm schon aus der Ferne im Frühstrahl der Sonne entgegen schimmerten, kamen einige Reiter in großer Eile daher gesprengt. Ihre Tracht verrieth, daß sie nicht nur Krieger, sondern Befehlshaber im syrakusischen Heere waren. Ihre Helme, Schwerter und Dolche strahlten von Gold. Sie nannten Mikons Namen, und als sie erfuhren, der Greis auf dem Maulthier sei Mikon, der Bildhauer von Korinth, näherten sie sich ehrerbietig und sprachen: „Wir haben Befehl, dich zu Agatholes zu führen, dem Herrn von Syrakus.“

Der Greis erschrack und sagte: „Was kann den Fürsten, meinen Herrn, bewegen, mich vor sich rufen zu lassen? Doch seinem Befehl muß ich gehorchen. Führet mich zu Agathokles.“

Langsam und schweigend ritten sie zur Stadt, durch die volkreichen Straßen; Mikon nachdenkend und bekümmert, daß Karkinos auf ihn vergebens warten müsse.

Als sie zu der Burg des Agathokles gelangten, traten die Leibwachen des Fürsten, die in den Vorhöfen standen, in langen glänzenden Reihen auseinander. Ein schmetternder Trommetenruf begrüßte die Ankommenden. Prächtig gekleidete Diener hoben den Greis vom Maulthiere und unterstützten ihn sorgsam, als er die breiten Marmorstiegen hinauf ging, welche links und rechts von Jünglingen in kostbarem Waffenschmuck besetzt waren.

Mikon ward durch einen reich geschmückten Saal geführt, dessen Teppiche, dessen Wände, dessen Geräthe und

Verzierungen in verschwenderischer Pracht die Herrlichkeit eines großen Fürsten verkündete, welcher über die Schätze Syrakusens gebot, die in Griechenland wie in Afrika zum allgemeinen Sprüchwort geworden waren. — Ein goldgestickter, purpurner Umhang schwebte von einer Thür zurück, da man sich ihr näherte. Mikon trat in ein anderes Zimmer, welches an Schönheit und Kostbarkeit alles Vorige übertraf. Die ersten Räthe, die Feldherren und Großen des Fürsten standen schweigend und ehrfurchtsvoll in Doppelreihen zu beiden Seiten eines erhabenen, goldenen Thrones; auf dem Throne saß der Fürst von Syrakus, Agathokles, in aller Majestät seiner königlichen Würde.

Mit ehrfurchtsvollen gesenkten Blicken, doch ohne Furcht, trat der Bildhauer zum Throne. Wie er aber die Augen aufschlug, erkannte er mit Erstaunen Karkinos auf dem Throne.

Dieser winkte den Umstehenden. Sie verließen schweigend den Saal. Agathokles stieg vom Thron herab, umarmte den bestürzten Bildhauer und sprach: „Ich konnte dich glänzender empfangen, als du mich: aber, Mikon, nicht so schön, als du mich im Kreise der Deinigen empfingst. Du zeigtest mir deinen ganzen Reichthum; ich wollte auch dir einen Theil meiner Pracht zeigen. Unsere Wege aus der Werkstatt des Töpfers waren verschieden, — sieh, hieher hat mich der meinige geführt.“

Der Bildhauer, wie er allmälig vom ersten Erstaunen genesen war, rief: „Agathokles, die Straße des Ruhms ist selten die Straße des Glücklichen! Du hast in der Welt einen großen Namen gewonnen, aber ein langes Leben verloren. Beide wandern wir noch die letzten Schritte unserer Laufbahn; unsere Augen sind vom zweiundsiebenzigjährigen Wachen müde. Sie schließen sich bald. Agathokles, mögen die Götter dich segnen, daß du schön endest.“

Der Fürst führte seinen Freund nach diesem in seine übrigen Zimmer; von da hinaus auf einen offenen Erker, von welchem herab man über den Hafen von Syrakus und das weite Meer sah. Während hier die fürstlichen Diener die köstlichsten Erfrischungen in goldenen und silbernen Geschirren auftrugen — doch Mikon, alter Gewohnheit treu, genoß nur Brod mit Honig, und frische Milch dazu — segelten aus dem Hafen zweihundert vier- und sechsrudrige Schiffe, alle wohlausgerüstet, ins Meer. So hatte es der König befohlen, seinem Freund zu Ehren. Die mächtige Kriegsflotte erregte sowohl durch ihre Größe, als durch die Gewandtheit und Kühnheit ihrer Bewegungen, Mikons Bewunderung. „Mit ihr, sprach' Agathokles, will ich noch diesen Sommer Afrika erschüttern, und das übermüthige Karthago demüthigen. Ein Theil davon reicht hin, den Phöniziern alle Getreidezufuhr aus Sizilien und Sardinien abzuschneiden. Syrakus soll hinfort durch mich den Ozean beherrschen.“

Nachdem Mikon seine Augen an dem großen, beweglichen Schauspiel der Flotte gesättigt hatte, führte ihn sein fürstlicher Freund abermals durch eine Reihe von Prachtzimmern an das andere Ende der hohen Königsburg. Und wie sie auf einen mit den theuersten morgenländischen Teppichen belegten und behangenen Erker hinaustraten, sahen sie ganz Syrakus unter ihren Füßen, wie es sich aus fünf an Pracht wetteifernden Städten gebildet. Es stieg Ortygia seitwärts mit ihren Palästen aus dem Meere; an der Küste steil aufwärts das Herz von Syrakus, der prächtige Akradine; daneben die Neustadt in aufblühender Schönheit, und die Straßen von Tüchä, rings um den alten Tempel Fortunens; dahinter verloren sich die Häuserreihen und Gärten Epitüchä's, der Vorstadt.

Ein ungeheures Volksgetümmel wogte um die Burg her, aus allen Straßen zu dem geräumigen Platze vor dem Palast des Agathokles. Plötzlich scholl ein kriegerischer Klang von Hörnern, Trommeten und Pfeifen. Es zog

in schimmernden Ordnungen die ganze syrakusische Heermacht über den Platz an der Burg vorüber.

Der König deutete seinem Freunde auf den Anführer der ersten Schaaren. „Der Jüngling dort, sprach er, ist Archagathos, mein Enkel. Sein Vater kam in Afrika ums Leben. Er hat mehr Tapferkeit und Einsicht, als man von seinem Alter erwarten sollte. Ich habe ihm den Befehl über das Heer am Aetna gegeben. Der dort, welcher sich auf dem ungestümen Rosse nähert, ist mein Sohn Agathokles. Den werd' ich zum Nachfolger und Erben meiner Macht ernennen. Jetzt zieht das Heer hinauf in das Lager am Aetna."

Mikon betrachtete mit stummer Bewunderung die vorüberwandelnden Kriegshaufen. So oft eine neu anrückende Schaar den Platz berührte, und den König auf dem Erker erblickte, erscholl ein donnerndes Jauchzen: „Es lebe Agathokles! Es lebe der König!" und die ungeheure Menge der Zuschauer wiederholte den Zuruf.

Nachdem der Zug vorüber war, fragte Agathokles den Bildhauer: „Hast du gehört, wie mich Syrakus liebt?"

Mikon antwortete: „O König, Zeus kann lächeln, wenn sein Adler mit den zermalmenden Donnern spielt; dir tönt das gewaltige Frohlocken der Tausende süß, wie ein kindliches Lallen. Ich aber schwindle an deiner Seite auf dieser Höhe, und bebe in allen Gliedern bei den Liebkosungen des Volks, des hunderttausendköpfigen, wankelmüthigen Ungeheuers."

„Dich schreckt nicht die Höhe, wo wir, nicht die Tiefe, wo die Syrakuser stehen, sondern das Ungewohnte, lieber Mikon!" sagte Agathokles.

„Gedenkst du nicht Dionysens," entgegnete Mikon, „der Syrakus vor dir beherrschte, und wie er durch Timoleon unterging?"

„Aber Agathokles ist kein Dionys!" erwiederte der König: „Beinahe achtundzwanzig Jahre beherrschte ich Sizilien. Wer aber sah mich je vor meinen Unterthanen

zittern? Nur auf dem Thron ihr Fürst, in ihrer Mitte ihr Mitbürger, haben sie dort mich fürchten, hier mich lieben gelernt. Wenn ich zu den öffentlichen Versammlungen gehe, begleiten mich keine Trabanten. Auf meinen Lustritten zeige ich mich einsam. Aber das ist die Kunst der Herrschaft, daß Volk und Fürst eins sein müssen, wie die vielzweigige Staude, auf deren letztem Gipfel die Blume prangt. Ich mit meiner Macht bin nur die Blüthe, welche Syrakus aus seiner Gesammtheit hervorgetrieben hat. Mein Odem ist Siziliens Leben.«

»War dies vielleicht nicht einst auch Dionysens Traum?« fragte Mikon.

»Nein! erwiederte unwillig der König: der Elende, welcher sich Bart und Haare wachsen ließ, weil er nicht ohne Grausen die Schärfe eines fremden Messers um seine Kehle spielen lassen konnte, war mit der Welt und seiner eigenen Ehre entzweit. Ich weiß gar wohl, Mikon, es gibt kein liebenswürdiges Volk; auch liebe ich das meinige nicht, als nur, insofern es nothwendig zu meiner Größe vorhanden sein muß, wie der Strauch mit Stamm und Wurzel und Zweigen für seine Frucht da ist. Aber sich selbst kann man liebenswürdig machen, wenn man klug genug ist, nichts anderes, als die Frucht und die Ehre des Volks sein zu wollen. Ich bin das!«

»Mögen die Götter deine ruhmvollen Tage, o König, noch mit vielen Jahren neuen Glanzes vermehren!« sagte der Bildhauer.

»Ich zweifle, daß die Götter dir den Gefallen thun. Mein Leben neigt sich zum Ende. Gleichviel. Mein ganzes Dasein war ein zweiundsiebenzigjähriges Possenspiel, das mich zuweilen ergötzte, noch öfter langweilte. Ich handhabte Völkerschaften, wie du den Marmor, bald mit harten Meißelschlägen, bald sanft glättend. Was haben wir endlich von unserm Treiben? Deine Bildsäulen und meine Schöpfungen werden zum Raub der Zeit. — Möchtest du ewig unter deinen todten Bildsäulen leben, statt

unter deines Gleichen? Gewiß nicht. Eben so ekelt mich das Menschengeschlecht an; denn es ist ein feiges, gemeines, schwaches Gemächt, bissig und schüchtern und zähmbar wie ein Thier. Es ist nicht meines Gleichen. In allem Ernst, Mikon, die Götten hätten mir mehr Glück verliehen, wenn es ihnen gefallen haben würde, mir weniger Verstand zu geben, daß ich mit Andern hätte träumen und mich täuschen können. Sieh, ich habe alles gewonnen, um endlich alles zu verachten. Das Ziel war des vergossenen Schweißes nicht werth.«

»O König, sprach Mikon, dir kann keine Welt mehr genug thun, denn du hast dich selber verloren!«

Agathokles sank bei diesen Worten in Nachdenken. Nach langem Schweigen sagte er: »Es freut mich, mit dir nach einem Umweg von fünfzig Jahren wieder zusammen zu treffen. Mir ist wohl bei dir. Ich lebe wieder rückwärts in die Kinderjahre hinab. Ich werde dich von Zeit zu Zeit in deiner Einsamkeit besuchen. Da plaudern wir zwanglos. Ich bin dir die Geschichte meines Lebens schuldig. Du sollst sie hören.«

Sie verließen den Erker. Agathokles bewirthete seinen Jugendfreund mit königlicher Pracht. Als sie am Tische saßen mit allen Großen von Syrakus und den Gesandten auswärtiger Fürsten und Freistaaten, hob Agathokles einen großen goldenen Becher empor und sagte: »Ich habe mein Töpferhandwerk nicht aufgegeben, bis ich die Kunst lernte, ein Gefäß solcher Art zu bilden! Und doch ist alles Scherbenwerk, eins wie das andere!«

Der Fürst von Syrakus legte während des Schmauses alles Gepränge ab. Nichts erinnerte, daß er der König sei. Mit lustigen Schwänken und Neckereien belebte er die Gesellschaft zur Freude und Freimüthigkeit. Er schien sich recht darnach zu sehnen, seines Gleichen um sich haben zu können. Ein lautes Gelächter rauschte gewöhnlich von allen Anwesenden seinen witzigen Einfällen nach; aber auch

die Trunkenen blieben nüchtern genug, ihn selbst in ihren Scherzen zu vergöttern.

„Sieh, Mikon,“ sprach Agathokles zum Bildhauer, als dieser Abends von ihm schied, „du hast mir dein Glück, ich habe dir mein glänzendes Unglück gezeigt. Du bist reicher, als Agathokles, vielleicht warst du weiser als er. Ich sehne mich nach dem Genuß deines Umgangs.“

Wenige Tage nach diesem kam der Fürst von Syrakus, nur von einem einzigen Diener begleitet, zum Bildhauer. Es war zwischen den wieder vereinten Jugendfreunden ferner kein Unterschied des Standes. Agathokles wiederholte von Zeit zu Zeit die Besuche. Er entstahl sich gern seinen Arbeiten und Sorgen, um in Mikons Gesellschaft ganz frei und er selbst sein zu können. „Ich gleiche auf der Burg von Syrakus, an der Spitze des Heeres, in den Versammlungen des Volks einem Schauspieler,“ sagte er oft, „und mehr oder weniger muß dies jeder König sein; um so erquickender ist's, wenn ich die lästige Maske auf Augenblicke ablegen darf.“

Die Greise wandelten gern einsam mit einander. Ihre Unterhaltungen waren ernsten und hohen Inhalts, wie ihrem Alter und ihren Erfahrungen geziemte. Mikons weise Reden erhoben das oft niedergesunkene Gemüth des Fürsten. Auch soll Agathokles hier den Entschluß gefaßt haben, seine königliche Würde abzulegen, sie seinem Sohne zu übergeben, und die letzten Tage des Lebens in Einsamkeit und Betrachtung hinzubringen. Doch das Schicksal hat seine Wünsche nicht erfüllt.

Als sie eines Tages bei einander in einer kühlen Grotte des Thales saßen — sie war auf's zierlichste gewölbt, die Wand mit schimmernden Muschelschaalen, der Boden mit Marmor belegt und mit jeder kleinen Bequemlichkeit ausgestattet, welche dem Alter wohlthut — mahnte Mikon den König an die Geschichte seines Lebens.

Agathokles sagte: „Sie wird dich nicht minder verdrießen, als mich selbst, wenn gleich aus ganz entgegengesetzten Ursachen. Denn du liebst die Menschen, wie ich sie im Ganzen verachte; du kennst sie zu wenig, ich zu viel; du lebst mehr im Innern deines frommen Gemüthes, ich außer mir im Schaffen und Kämpfen; du liebst in allen Sterblichen deine Tugend und Güte, nicht die Sterblichen selbst; ich verachte sie aber, weil sie mir keine Ehrfurcht einflößten, und mich nicht finden ließen, was ich mit brennender Begier suchte.

„Mein Vater Karkinos, der aus Rhegium verbannt worden, hatte zu Thermä hier in Sizilien meine Mutter gefunden. Ich war die Frucht ihrer Liebe. Der erste Augenblick meines Lebens war zugleich Entweihung alles Heiligsten in der Natur. Mein Vater wollte mir das kaum gewonnene Leben rauben, mir unbekannt, aus welchen Ursachen. Man hat mir gesagt, wegen einiger schweren Träume, die seine Einbildungskraft beunruhigten. Daß er einigen Karthagern, die nach Delphi reisen wollten, den Auftrag gegeben, das Orakel über mich zu erforschen; daß dieses verkündet habe, ich würde dereinst großes Elend über Karthago bringen — ist ein Mährchen, dergleichen das wundersüchtige Volk gern erfindet, um sich daran zu ergötzen, wie es sich Götter aus Stein und Holz schneidet, um sie anzubeten. — Doch Mutterliebe vereitelte des Vaters Thorheit. Die Mutter stahl mich des Nachts hinweg, wo ich ausgesetzt war, übergab mich ihrem Bruder Heraklides und nannte mich nach ihres eigenen Vaters Namen Agathokles.

„Ich mochte ungefähr sieben oder acht Jahre alt sein, kam mein Vater zu Heraklides, welcher ihn zu einem Opfer eingeladen hatte. Karkinos sah mich, gewann mich lieb, und erfuhr nun erst von meiner Mutter, daß ich sein eigener Sohn wäre. Erstaunt und freudig schloß er mich mit väterlicher Zärtlichkeit in seine Arme, ließ mich auch nicht wieder von sich. Wir zogen mit einander nach

Syrakus, wo er leichter Mittel fand, durch Arbeit seiner Hände sich, meine Mutter und meinen Bruder Antander zu nähren. Er war ein armer Mann. Als Timoleon zu dieser Zeit allen, die es wünschten, das syrakusische Bürgerrecht gab, ließ Karkinos sowohl sich, als mich, in das Bürgerverzeichniß einschreiben. Sobald ich fähig war, ein Handwerk zu lernen, that er mich zu einem Töpfer in die Lehre. Er hatte mich so lieb, daß er schlechterdings wollte, ich müsse nach ihm Karkinos heißen. Dort in der kothigen Werkstätte unsers Meisters lernten wir uns kennen, Mikon. Daß du einst ein von den Griechen selbst bewunderter Bildhauer, ich Herr von Syrakus und dem größten Theil Siziliens werden sollte, ahneten wir beide nicht, als wir, bei deiner Abreise nach Korinth, einander weinend das Lebewohl wünschten.

„Da du mir fehltest, fehlte mir Alles. Mein Vater starb. Ich war schon im Begriff, mein geringes Erbe zu verkaufen, und dich wieder in Griechenland aufzusuchen, als ein Zufall alles änderte.

„Ich stand eines Tages am Tempel, um den Opfernden zuzuschauen. Damas, einer der reichsten und angesehensten Bürger von Syrakus, ging an mir vorüber, beobachtete mich lange seitwärts, und sagte zu seinem Begleiter: „Siehe den Jüngling, wie er so schön ist!“ — Meine Eitelkeit fand sich nicht wenig geschmeichelt. Ich ging gerne wieder zum Tempel, so oft es die Arbeit des Meisters gestattete, um mich bewundern zu lassen. Auch Damas fehlte nicht. Er fragte um meinen Namen und Stand. Ich nannte mich wieder, nach des Vaters Tode, Agathokles, aus Liebe zu meiner Mutter. Damas nahm mich in sein Haus, kleidete mich neu, ließ mir in allen nützlichen Wissenschaften Unterricht geben, und in kurzer Zeit ward ich sein Liebling, ohne welchen er nicht leben mochte. Er überhäufte mich mit Geschenken, zog auch meinen Bruder Antander aus der Dürftigkeit hervor, und seine verschwenderische Freigebigkeit hatte so wenig Gren-

zen, als seine Liebe. Da ihn Syrakus zum Feldherrn gegen die Agrigenter wählte, und einer der Obersten im Heere gestorben war, ernannte er mich an dessen Stelle über einen Schlachthaufen von tausend Mann.

„Die Freiheit Siziliens, der Ruhm von Syrakus war von nun an das Losungswort meiner Seele. Schon als Knabe habe ich Thränen des Entzückens geweint, da der Held Timoleon den Gewaltherrn Dionys und seinen freiheitsmörderischen Anhang vernichtete. Ich fühlte es, die Welt sei nicht geschaffen, das Spiel einzelner Günstlinge des Glücks zu sein, und die Völker wären nicht vorhanden, um todte Werkzeuge einiger Schlauköpfe und Tyrannen zu werden. Dafür wollte ich mein Heil und Leben fröhlich wagen.

„Dafür hatte ich mich zum Krieger gebildet, immerdar die schwersten Waffen getragen, um der Stärkste zu werden; auf dem Erdboden unter freiem Himmel geschlafen, und mein weiches Bett im Palast des Damas verachtet. Meine Waffengenossen hielten mich darum hoch, und sprach ich zum Volk, redete Keiner zuversichtlicher, Keiner kühner, als ich, weil Keiner von dem, was er für wahr und recht hielt, überzeugter und begeisterter war, als ich.

„Wie Damas starb, und seine junge Gemahlin, die einzige Erbin seines ungeheuern Reichthums, mich liebte, vermählte ich mich mit ihr. Ich ward einer der reichsten Männer von Syrakus, den ersten Geschlechtern der Stadt verwandt. Es waren mir die großen Mittel willkommen für mein großes Ziel. Denn ich hatte nicht wider die Dürftigen zu kämpfen, sondern wider die Mächtigen, daß sie nicht die Freiheit verschlängen.

„Keiner war für Syrakus gefährlicher, als der Oberfeldherr Sosistratos. Dieser Mann, der nur Gewalt und Herrschaft für Ehre hielt, war in sich selbst der ehrloseste Mensch. In den Kriegen hatte er sich auf die abscheulichste Art Goldsummen zusammengestohlen. Grund-

säße besaß er nicht. Ihm waren Schuld und Unschuld gleichgültig. Nur wollte er gewinnen, er überall voranstehen, er überall gelten. Wegen seines Stolzes prunkte er mit Demuth; wegen seines unersättlichen Eigennutzes war der Name Vaterland immer das dritte Wort seiner Reden; weil er keinen Gott glaubte, opferte er in allen Tempeln.

„Ich diente unter seinem Befehl gegen die Stadt Krotona. Die Furchtbarkeit dieses Mannes verbarg sich mir nicht. Ich warnte meine Freunde. Ich sprach: dieser Sosistratos wird einen neuen Timoleon nöthig machen. Er aber bewies sich mir allezeit hold; freundlicher denn Andern. Immer, wenn er mich sprach, war er ein gütiger Lächler, ein ewiger Händedrücker; immer wußte er mir etwas Verbindliches zu sagen. Er suchte meine Schwächen, um mich durch sie zu unterjochen. Aber Ehre, Freiheit, Vaterland — das lag in meiner Brust; kein anderes Gefühl. Meine jugendliche, fromme Schwärmerei für das Heiligste der Menschheit, mein Streben, den großen Vorbildern des griechischen Alterthums ähnlich zu werden, vereitelten seine Kunst.

„Zuletzt — ich weiß nicht, was ihm so unkluges Zutrauen einflößte? — ließ er mich heller in seine Entwürfe würfe sehen. Er wollte mich zu seinem Gehilfen wählen; dabei nannte er nie sich, sondern Ehre, Freiheit, Vaterland. Wenn er am ränkevollsten war, sprach er am gutmüthigsten; wenn er Verbrechen brütete im Herzen, athmete er am meisten Tugend. Da wandte ich mich voll Unwillens von ihm. Er bereute seine Voreiligkeit, änderte seinen Gang und ließ mich seinen Haß fühlen. Was ich Großes oder Rühmliches that, wußte er zu verkleinern; Belohnungen, die mir das Volk zudachte, wußte er zu vereiteln. Dazu half ihm der kleinliche Neid meiner Waffengefährten. Denn wo es darauf ankömmt, ein Verdienst niederzureißen, sind hundert Hände bereit; einem Verdienste Gerechtigkeit zu gewähren, sind alle faul. Das

ist der Kunstgriff der Tyrannei, die Selbstsucht jedes Einzelnen gegen Einzelne zu bewaffnen, damit im Hader Aller sich Alle aufreiben, bis die Elenden froh sind, von einem Einzigen endlich das Gnadenbrod zu genießen.

„Nun scheute ich mich nicht länger, in offenen Kampf zu treten. Die Freiheit von Syrakus stand in Gefahr. Sosistratos hatte sich Feldherren und Gemeine gewonnen, ihnen die bürgerliche Obrigkeit der Vaterstadt verächtlich gemacht. Sein Wort galt mehr, als das Gesetz des Landes. „Es ziemt tapfern Männern nicht, zu vollziehen, was die daheim gebliebenen Feigen mit Rath ihrer Weiber beschließen. Ist es nicht albern, daß wir für die wunderlichen Einfälle derer bluten sollen, die nie einem Feinde das Weiße im Auge zeigten?“ So sprach man. Da machte ich mich auf. Da zeigte ich meinen Mitbürgern das Ziel des Sosistratos und seinen Schlangenweg. Ich klagte ihn öffentlich vor dem Volke an, daß er umgehe, sich der obersten Gewalt zu bemächtigen. Viele standen auf. Viele redeten wie ich. Der Verräther sah sich verrathen.

„Umsonst. Sosistratos hatte schon lange vor mir einem um den andern die Hand gedrückt und im Namen des Vaterlandes beschworen, meine Schritte sorgfältig zu belauern; denn ich triebe stille Meuterei; ich würbe, und trachte nach Oberbefehl des Heeres, um Herr der Stadt zu werden. Nun ich redete, glaubte das Volk, nicht daß ich es retten, sondern den Anfang zu seiner Unterjochung machen wollte. Ich ward verlacht, beschimpft, ausgestoßen, vertrieben, geächtet; jeder so, der geredet hatte, wie ich. Mit Noth retteten wir unser Leben in die bruttischen Berge.

„Nach wenigen Wochen ward Sosistratos der Alleingewaltige von Syrakus; und der Pöbel, der mich verfolgt hatte, weil er gefürchtet, ich strebe nach Tyrannei, kroch nun demuthsvoll zu den Füßen seines Herrn, vergötterte

ihn, und fluchte mir, daß ich es einst gewagt, gegen die Plane des Sosistratos zu reden.

„Mikon, damals weinte ich Thränen der Wuth, und ich verachtete ein Geschlecht, welches keines bessern Looses fähig sein wollte. Dennoch siegte der Glaube wieder an das Bessere im menschlichen Herzen ob. Ich nannte, was in Syrakus geschah, nur Verwirrung, Furcht und Ueberraschung, des Schreckens. Ich beschloß, der Timoleon meines Vaterlandes zu werden, in welchem Sosistratos seinen Herrscherstuhl schlau genug damit befestigte, daß er aus sechshundert der reichsten Bürger einen selbherrlichen gewaltigen, hohen Rath bildete, erblich in Ehren, Aemtern, Würden und Macht.

„Aus Armuth trat ich eine Zeit lang in Tarent als Söldner in Dienst. Bald darauf zog ich alle Landesverwiesene aus Italien an mich; daraus machte ich eine verzweifelte Kriegsschaar. Wo Sosistratos Krieg führte, stand ich mit meinen Tapfern an der Spitze seiner Feinde. Mit seinem Glück im Felde aber wankte auch die Anhänglichkeit des Volks. Er ward geschlagen. Da ließ ihn das Heer im Stich; da verriethen ihn seine Freunde; da trieben die Syrakuser seine sechshundert Geschöpfe aus der Stadt, und die Freiheit ward wieder ausgerufen. Auch ich, sammt allen von Sosistratos Verbannten, kam wieder in's Vaterland zurück.

„Ich kam mit Entzücken. Denn noch erquickte mich, zu glauben, edler Geist der Freiheit, unzerstörbares Gefühl des Rechts habe das Volk begeistert. Ach, ich bemerkte meine Täuschung nur zu bald. Nein, mit eben der Niederträchtigkeit war Sosistratos vertrieben und gestürzt, wie man ihn vorher gehoben und vergöttert hatte. Daß er nicht glücklich gewesen, das war sein Verbrechen geworden. Aus Feigheit hatten ihn seine Getreuesten verlassen und verrathen. Bloß in Hoffnung, die Stelle der Gestürzten zu erklettern, hatten Andere gegen ihn geschrien. Man verwünschte das Andenken des Sosistratos, verkleinerte

selbst seine Thaten, schilderte ihn abscheulicher, als er war, ohne zu empfinden, daß das Volk damit zugleich seinen eigenen Ruhm verdunkle.

„Dennoch hielt ich Oftbetrogener noch fest an meinem Glauben. Zwar mußte ich mir selbst gestehen, die Mehrheit dieses Volks sei weder fähig noch werth, sich selbst zu beherrschen. Doch aber zählte ich auf die kleine Zahl der Edeln. Durch freie, zweckmäßige Verfassung, dachte ich, werde die Menge zur Freiheit erzogen werden können. In Fesseln wird der Sklav nie Hochsinn und Gemüthskraft lernen.

„Sosistratos mit den Vertriebenen bereitete uns indessen Krieg auf Tod und Leben. Karthago, welches immer nach dem Besitz Siziliens dürstete, war sogleich bereit, ihm Beistand von Afrika her zu geben. Anstrengung und Noth, dachte ich, entwickelt Kraft. Ein Volk, welches für eine Freiheit kämpft, die ihm noch gleichgültig ist, wird endlich das lieb gewinnen, wofür es sein bestes Blut geopfert hat. Mich freute dieser Krieg. Ich diente in demselben bald als Befehlshaber, bald als Gemeiner. Nicht die Stelle, sondern der Mensch soll im Freistaate gelten; der geringste Bürger achtbar sein, wie der vornehmste. Der Mann muß sein Amt verherrlichen, nicht das Amt den Mann.

„Mein Gedanke war nur der Tod des Tyrannen. Ich sehnte mich, ein zweiter Timoleon zu werden. Süß schien mir's, für Freiheit und Rettung Syrakusens sterben zu können. Sosistratos war nach Sizilien gekommen. Mit karthagischen Hilfsvölkern lag er in der Stadt Gela. Dahin brach ich auf mit meiner Schaar. Eines Nachts gelang es, unbemerkt in die von ihm besetzte Stadt einzudringen — mein Ruf war Sosistratos! Er kam, aber mit Uebermacht und wohl vorbereitet. In meinem eigenen Heere lebten die Verräther meines Entwurfs; Elende, welche aus Feigheit immer heimlich denen dienen, wider welche sie öffentlich streiten müssen, damit sie auf jeden

Fall, es siege wer wolle, gewinnen und nichts fürchten müssen. Mein Haufe ward übermannt. Nur eine enge Pforte in der Stadtmauer blieb zum Rückzug. Wir sahen unvermeidlichen Untergang. Schon hatte ich selbst sieben Wunden empfangen. Ich stritt unter den Letzten, um den Rückzug der Andern zu decken. Meine Kräfte fingen an zu weichen. Da rettete mich eine List. Ich befahl zwei Trommetern, sich auf beide entgegengesetzten Seiten der Mauern zu begeben und Lärmen zu blasen. Es geschah. Die Feinde, durch Finsterniß und Lärmen getäuscht, wähnten, es seien andere Haufen des syrakusischen Heeres in die Stadt gedrungen, vertheilten sich schnell und zogen in aller Eile nach den Gegenden, von wannen der Schall gehört war. So brachte ich die Meinigen in Sicherheit, da alle schon an ihrer Rettung verzweifelten.

„Aber dieser unbedeutende Sieg des Sosistratos war hinlänglich, ihn in den Augen der Furchtsamen wieder zu erheben. Man fing an, ehrfurchtsvoller von ihm zu reden, ihn wieder zu bewundern. Selbst der Korinther Akestorides, welchem Syrakus den obersten Befehl des Heeres anvertraut hatte, ward von der allgemeinen Furcht besiegt; sprach schon davon, man müsse einmal dem Blutvergießen Ende machen, Versöhnung stiften, mit Sosistratos in Unterhandlung treten. Alle bemäntelten ihre Feigheit mit dem Namen der Friedensliebe, der Sehnsucht nach öffentlicher Ruhe.

„Noch einmal stand ich auf. Ich suchte noch einmal das Volk für sein Heiligthum zu entflammen. Ich schalt öffentlich den Akestorides. „Habt ihr dafür die Kosten des Krieges so lange, so heldenmüthig getragen," rief ich, „habt ihr dafür die tapfersten eurer Söhne in Kampf und Tod hinaus geschickt, und die Bewunderung Italiens und Griechenlands gewonnen, um endlich euern unversöhnlichsten Feinden, den stolzen Karthagern, aus euern blutig erworbenen Siegeskränzen eine Triumphkrone zu flechten, und den alten Herrn in Demuth aus ihren Händen wie-

der anzunehmen; ihn, den ihr einst im Gefühl euers Werthes ausstießet? Pfui der Schande! Wer möchte, könntet ihr so tief sinken, in der Welt ein Syrakuser heißen?"

"Es ging mir, lieber Mikon, wie jedem hochsinnigen Feuerkopf, der die Leute behandelt, nicht wie sie sind, sondern wie sie sein sollten. Was that ich Thor? Ich sprach zu den Todten, die mich nicht mehr verstanden, und beleidigte die Lebenden. Akestorides und alle Großen hörten in meinem Lobe der Tugend, des Muthes, der Freiheit nur Anklagen ihrer eigenen Schande, ihrer Feigheit, ihres knechtischen Herzens. Ich ward als Ruhestörer gescholten, als Parteimann. Es ward Rede, mich hinrichten zu lassen. Doch fürchtete Akestorides, ich möchte noch Freunde im Volk und unter den Kriegern haben. Darum befahl er mir, die Stadt zu verlassen. Ich gehorchte. Aber dem Heimtückischen traute ich nicht. Einem meiner Diener übergab ich mein Roß, meine Kleider, meine Waffen; ich dagegen legte die seinigen an. So entrann ich auf unwegsamen Pfaden in's Gebirg. Folgendes Tags hörte ich, der Diener, welcher meine Gestalt angenommen, sei meuchelmörderisch in der Nacht umgebracht worden. Bald nachher, Syrakus habe den Sosistratos wieder aufgenommen, und von dem herrschsüchtigen Karthago ehrlosen Frieden empfangen.

"Diese Botschaften zerrissen das alte Blendwerk meiner Urbilder von Menschenwerth, Volkstugend und Freiheit. Viele Jahre hatte ich verschwendet, viele Wunden dafür getragen. Ich genas von meinem Rausche.

"In zerrissenen Kleidern, ausgestoßen und verlassen lag ich, einem Bettler gleich, am Fuße des Aetna und überdachte mein Schicksal und die Schande von Syrakus. War ich nicht der Thor, der sich in die Schöne seines Traums verliebt hatte? Wofür hatte ich gelebt und gerungen und geduldet? — Zu meinen Füßen kroch ein Käfer

am Felsen. Ein kleiner Vogel hüpfte vom Zweig nieder und verzehrte den Käfer. Indem er fröhlich zwitscherte, schoß ein Raubvogel aus der Höhe herab und zerriß zu meinen Füßen den Mörder des Käfers.

„Das ist's, was die Natur will! rief ich: kein Gleichgewicht; sondern ein Kämpfen der Kräfte; die stärkste soll herrschen!

„Ich sprang auf. Ach, die Entsagung meiner jugendlichen Hoffnungen kostete mir einen schweren innern Streit. Doch beschlossen war's, mich nicht länger selbst zu täuschen. Ich verachtete das Menschengeschlecht, welches nicht reif ist zur Höhe seiner Würde. Es will gemeistert, es will erzogen sein; es ist keiner Freiheit und keiner Ehrfurcht für diesen großen Gedanken fähig. So seid denn Knechte, wenn ihr Knechtschaft wollet; ich kann aber nicht euer Mitsklav, ich will frei sein. Und nur wer herrscht, ist der Freie bei euch. So will ich Schlachtordnung und Zweck ändern. Agathokles soll euer Herr werden, weil ihr ihn nicht zum Mitbürger verlanget. Das Spiel, welches mir so viel Schmerzen machte, soll anfangen, mich zu belustigen. Versuchen wir's, wer von uns der Stärkste ist, ob Agathokles oder das vielköpfige Syrakus mit seinem Sosistratos?

„So dachte ich. Nun sammelte ich alle Vertriebene von Syrakus, alle, die vor Sosistratos flohen, im Innern von Sizilien um mich, und machte Syrakusern wie Karthagern den Krieg. Das Glück trat zu mir. Bald war mein Heer gewaltiger, als das Heer der Stadt; bald brachte ich die sizilischen Städte, welche den Karthagern gehörten, oder selbstständig sein wollten, unter meinen Befehl, oder in meinen Bund. Kaum bemerkten die Syrakuser mein Glück, kaum die Karthager den Schaden, welchen ich ihren Besitzungen stiftete, als man mit mir unterhandelte. Sosistratos, weil er nicht siegen konnte, mußte aus Furcht vor seinem treulosen Volke die Stadt meiden; ich aber ward hineingerufen. Die Bürgerschaft

führte mich sogleich in den Tempel der Ceres. Da mußte ich schwören, nie etwas wider die Majestät des selbstherrlichen Volkes zu unternehmen.

„Ich schwor, die Gleichheit der Rechte aller Bürger zu handhaben; aber schwor, wie man eine Unmöglichkeit beschwört. Ein Freistaat kann nur in Wahrheit bestehen, so lange unter allen Bürgern der Wohlstand nicht allzu ungleich ist. In dem Augenblick, da der Reichthum in den Händen weniger Einwohner, und die Mehrheit des Volkes arm ist, trachten jene, zu ihrer Sicherheit gegen den Pöbel, nach Gewalt, und dieser wird zu allem um Geld feil. Dann schwankt das Ansehen der Gesetze, und die Ausübung der Macht fällt heut denen zu, die bestechen können, morgen denen, die nichts haben und mit mehrern Kehlen lärmen. So stand es in Syrakus. Die ganze Stadt fand sich in Parteien zerrissen. Ich schmeichelte allen, hielt zu keiner. Dadurch gewann ich das Ansehen des Unparteiischen. Jede Verbindung warb um mich, daß ich sie vergrößere, ihr Werkzeug werde. Ich gab Hoffnung, dafür zahlte man Vertrauen. Man ernannte mich einmüthig zum Feldherrn der Stadt und zum Beschützer des Friedens.

„Nicht das Geld der Reichen konnte mir nützen, aber die Menge der Unbegüterten. Ich machte mich zum Manne des großen Haufens. Dadurch gewann ich die stärkste Partei zu meinem Golde. Nun ward ich von den Reichen gehaßt; aber ich fürchtete sie nicht mehr. Sie trachteten mir nach dem Leben. Ich beschloß, mit einem Gewaltstreich die Mächtigen zu zerschmettern.

„Der Aufruhr des Städtchens Erbita ward mir willkommener Vorwand, ein Heer zu versammeln. Ich rief dazu die ärmsten Bürger; jeden, der nichts zu verlieren hatte; Leute aus benachbarten Orten, die mit der bisherigen Herrschaft von Syrakus unzufrieden gewesen waren; Menschen, die mit dem bisherigen Rath der Sechshundert unzufrieden, oder als geplagte Schuldner der Vornehmen

lebten, und sich unter jeder Bedingung gern vom Bezahlen frei gemacht hätten.

„Als zur Ausführung meines Entwurfs alles bereit war, zögerte ich keine Stunde länger. Bei Timoleons Grabmal befahl ich, die Versammlung meines Kriegsvolks mit Tagesanbruch zu halten. Bei Timoleons Grabmal! O wie glühte ich sonst im Entzücken beim Namen dieses Freiheitshelden! Ich war Schwärmer gewesen, wie er, für ein Bild, das sich nie verwirklichen läßt. Timoleon hatte den Dionys gestürzt, und doch nur andern Tyrannen zur Nachfolge Bahn gebrochen. Ich war meinen Irrthümern eine Genugthuung, meinen vieljährigen Mühen und Leiden ein Versöhnungsopfer schuldig. Darum, über Timoleons Asche, und nirgends anders, sollte der Grund zu meiner Alleinherrschaft in Sizilien gelegt werden.

„Das Heer stand in der Morgendämmerung versammelt. Auch die Oberhäupter von der Partei des hohen Rathes, Dekles und Pisarchos, hatte ich eingeladen, als hätte ich mit ihnen Abreden zu nehmen. Sie kamen, begleitet von vierzig ihrer wohlbewaffneten Anhänger. Desto besser! Ihre Begleitung gab mir Stoff zur Klage. Und ich klagte sie an, daß sie mir nach dem Leben trachteten. Meine Krieger geriethen in Wuth. Ich besänftigte sie. Meine Klage scholl lauter. Ich richtete sie gegen den hohen Rath der Sechshundert, der mich hasse, weil ich das Volk gegen ihre Gewaltthaten schütze; mich hasse, weil in ihren Augen Liebe des Volks Verbrechen sei; mich hasse, weil ich der Freund der Armen sei, denen ich Schutz und Hilfe gegen hartherzige Gläubiger, gegen hochmüthige Geldverprasser, gegen unmenschliche Wucherer verliehen hätte. „Fürwahr, rief ich, Syrakus kann nicht gedeihen, so lange dieser innere Krieg des Uebermuths und der Bürgernoth dauert. Es ist ein stiller, aber heftiger und alles Leben zerstörender Krieg. Er muß geendet sein. Er kann nur mit dem Untergang einer Partei enden. Entweder müssen die Reichen verschwinden, oder wir müssen

ohne Murren ihre Knechte werden, weil sie Geld haben, eben das Geld, welches sie von uns erpressen."

"Ich hatte noch nicht geendet, als mich wildes Geschrei der Versammlung unterbrach. Der Tod ward über Dekles und Pisarchos, und Plünderung der herrschenden, reichen Geschlechter ausgerufen. "Führe uns nach Syrakus!" schrie mir das Heer zu. Ich befahl den Trommetern, Lärm zu blasen. Pisarchos, Dekles und ihre Begleiter wurden niedergehauen. Alles zog beutelustig nach Syrakus. Das Gesindel verbreitete sich durch die Straßen und in die Häuser der Vornehmen. Mord und Raub aller Orten. Ich sah mit Schaudern, welcher viehischen Wildheit entzügelter Pöbel fähig ist. Bei viertausend Menschen verloren an diesem Tage das Leben; bei sechstausend flüchteten und entrannen mühsam dem Blutbade in die benachbarten Städte. Ich bemühte mich umsonst, den folgenden Tag Ordnung herzustellen. Noch blieb mancher Schuldbrief zu vernichten, manche Rache zu sättigen. Erst am dritten Tage schien die Raserei an Kräften erschöpft zu sein.

"Da versammelte sich das Volk. "Statt eines Tyrannen, den Timoleon vertrieb, hattet ihr sechshundert bekommen!" sprach ich, "nun ist Syrakus von ihnen gereinigt. Ihr seid frei. Ich habe den Willen meines Heeres vollzogen. Ich bin froh, dies Geschäft gethan zu sehen. Jetzt, Syrakuser, genießet eure Unabhängigkeit. Auch ich trete von meiner Stelle ab, in den Stand des gemeinen Bürgers zurück. Ich will eures Gleichen bleiben!" Mit diesen Worten legte ich mein Feldherrnkleid ab, warf den Mantel um, und wollte mich entfernen.

"Erst herrschte die dumpfe Stille des Erstaunens, dann — ich sah es voraus — erhob sich lautes Geschrei, ich dürfe sie nicht verlassen. Ich müsse ihr Feldherr bleiben. Je länger ich mich weigerte, je höher stieg die Angst aller, die an Mord und Beraubung der Wohlhabenden Theil genommen hatten. Sie zitterten vor Umschwung der Dinge, vor dem Tag der Rache. "Warum wollet

ihr mich, sprach ich, aus Dankbarkeit zum Opfer wählen? Muß ich nicht, laut herkömmlicher Ordnung, die Feldherrnwürde mit einem Andern theilen? Bin ich nicht laut Gesetz für die Fehler eines Amtsgenossen verantwortlich? Wird man nicht gern Gelegenheit suchen, was ein Anderer sündigt, schwer an mir zu rächen? Nimmermehr gebe ich mich in diese Gefahr.« — Da erhob alles Volk die Stimme, übertrug mir die Feldherrnwürde einzig, und mit unbeschränkter Gewalt. — So wollte ich's. So sollte es kommen. Nun gab ich den Bittenden nach; zugleich erklärte ich, als ersten Gebrauch meiner Gewalt: alle Schulden sollten aufgehoben, und den Armen Ländereien geschenkt werden. Denn bei allzugroßer Ungleichheit des Vermögens könne keine Freiheit des Volks bestehen, und nur diese fest zu begründen, sei meines Lebens große Aufgabe. Alles jauchzte Beifall. Die blinde Menge lief frohlockend in mein Garn. Denn bei Vertheilung der Ländereien und Aufhebung der Schulden fand in Zukunft das Volk keine Sicherheit des Besitzes, als in Aufrechthaltung meiner Gewalt. Und wie diese Maßregel von der einen Seite die Mittel der Reichen schwächte, die Noth des großen Haufens minderte, um so sicherer war ich vor Gewalt, und Nebenbuhlerei der Vornehmen, wie vor Bestechlichkeit, Verzweiflung und Aufruhrlust des Pöbels.

»In der That fesselte ich damit Syrakus unauflöslich. Nun stellte ich die öffentliche Ordnung her, und ließ die Wohlthat der Alleinherrschaft neben dem Scheine der Freiheit fühlen. Jeder hatte freien Zutritt zu mir. Ich trug kein Diadem, hielt keine Leibwachen. Das ganze Volk war durch seine Stellung genöthigt, mein Leben, wie meine Herrschaft zu bewachen. Daß ich keine Furcht zeigte, flößte Andern Furcht ein. Selbst die, welche mich anfangs hassen mochten, empfanden den Vorzug des festen, ruhigen Zustandes von Syrakus vor jenem schwankenden Dasein in vergangenen Tagen. Die öffentliche Achtung und Dankbarkeit verwischte bald das Andenken der Zeit, da ich

meine Herrschaft gründete. Ich allein war frei, das Volk unterthan; so waren wir beide, was wir sein sollten und mußten, und daher zufrieden.

„Nun trieb ich meine Versuche weiter. Sobald ich die Einkünfte des Staats auf unlästige Weise geordnet, Waffen und Kriegsbedürfnisse herbeigeschafft hatte in Menge, die Zahl der vorhandenen Galeeren vermehrt sah, unterwarf ich mir die meisten Städte Siziliens, die entweder einmal zu Syrakus gehört hatten, oder mir in ihrer Unabhängigkeit gefährlich schienen.“

„Nun habe ich dir, Mikon, den wichtigern Theil von der Geschichte meines Lebens erzählt. Denn wahrlich wird es dich wenig reizen, von meinen Belagerungen, Schlachten, abwechselnden Niederlagen und Siegen zu hören. Die Erinnerung davon kann mich weder erfreuen, noch betrüben. Es wird nicht an Geschichtschreibern fehlen, welche die Nachwelt von meinen Thaten unterhalten, und meine kriegerischen Unternehmungen beschreiben werden. Der große Haufen liebt dergleichen. Dem Pöbel ist ein Feldherr, welcher weite Länder verheert, merkwürdiger, als ein Gesetzgeber, der ein Volk aus dem Schlamm erhebt, oder ein Erfinder, welcher durch seine Arbeiten die Summe des Lebensglückes vermehrt, oder ein Weiser, der die Geheimnisse der Natur entschleiert und die Räthsel unsers Geistes löset. Eben dies beurkundet im Allgemeinen die Verächtlichkeit der Menschen, ihre thierische Versunkenheit, und lehrt, wie sie behandelt sein müssen. Ich gestehe, daß mich nicht Ehrgeiz, nicht Herrschsucht in den ewigen Krieg lockten; denn was liegt mir am Lobe derer, die ich selbst verachte? Sondern Langeweile in mir selbst, eine unüberwindliche Lust zur Beschäftigung der in mir wohnenden Kräfte, auch Neugier, wie weit ich's treiben könne und was die Frucht eines Wagstücks sein werde, führten mich von einer Unternehmung zur andern. Ich schätze

meine gefährlichsten Feinde, die Karthager, bei weitem höher, als alle meine erbärmlichen Freunde und Bundesgenossen, die im Staube kriechen, und sich jedem meiner Einfälle demuthsvoll unterziehen. Denn die Karthager mit ihrer Macht, mit ihrer folgerechten Beharrlichkeit, mit ihrer Klugheit gaben mir doch etwas, meine Kraft zu üben; waren doch im Stande, mir den Genuß von Hoffnung oder Furcht, von Freude oder Schrecken zu verschaffen oder große Leidenschaften in Bewegung zu setzen, ohne welche meine Seele dem stehenden Wasser eines faulen Sumpfes gleich geworden wäre.

„Lange und mit wechselndem Glücke machten mir die Karthager die Oberherrschaft in Sizilien streitig. Als ich in dieser gesichert stand, was blieb mir zu thun übrig? Ich entwarf den Plan, jenseits des Meeres die stolze Beherrscherin des Ozeans selbst anzugreifen. Ein Wagstück. Um so anziehender für mich. Die karthagischen Flotten hielten Sizilien umlagert, selbst den Hafen von Syrakus gesperrt. Wie nun, ohne Kriegsschiffe, ohne geübte Ruderer die vortrefflichsten Seeleute der Welt verhindern, daß sie mir eine Landung in Afrika unmöglich machten? Wie meine Syrakuser zu dem Schritt bewegen, jenseits des Weltmeeres zu kämpfen. — — Die Aufgabe war reizend. Und wenn ich dir erzähle, wie ich sie gelöset habe, so beweise ich dir schon damit, wie man Menschen zu Allem treiben kann, wenn man ihre Schwächen zu fassen versteht. Mit dem Gebiß und Zaum bändigt und zähmt man das wildeste Roß; mit Benutzung der gemeinsten Leidenschaften, der herrschenden Vorurtheile und abergläubigen Vorstellungen führt man die halsstarrigsten Völker, wohin man will, gleich Bestien am Nasenring.

„Sobald ich zur Landung in Afrika alles vorbereitet hatte — doch niemand, außer mir selbst, wußte von dem Vorhaben — bestellte ich meinen Bruder Antander zum Befehlshaber in der Stadt, gab ihm hinreichende Besazzung und wählte den Kern des Kriegsvolks zu dem großen

Abenteuer aus. Das Fußvolk ließ ich in aller Stille einschiffen mit seinen Waffen; die Reiterei desgleichen, doch ohne Pferde, aber mit dem nöthigen Reitzeug. Pferde wollte ich mir erst in Afrika erobern. Um in meiner Abwesenheit der Treue von Syrakus gewisser zu sein, nahm ich von jeder Familie Söhne und Brüder ins Heer auf. Aus Liebe und Furcht für diese konnten die Zurückbleibenden nichts Gefährliches gegen mich anzetteln.

„Mit sechszig Frachtschiffen erwartete ich einen bequemen Augenblick zur Abfahrt. Die Karthager sperrten mit überlegener Seemacht die Mündung des Hafens. Es verfloß mancher Tag. Endlich, da einige Lastschiffe in der Ferne auf dem Meere erschienen, die mit Lebensmitteln nach Syrakus segeln wollten, machten sich die Karthager auf, jene zu fangen. Sobald die Ausfahrt nur eine Stunde lang offen war, schiffte ich mit der größten Anstrengung der Ruderer in die weite See hinaus. Da die Feinde meine ganze Flotte erblickten, glaubten sie, ich wollte den Kauffahrteischiffen beistehen, und rüsteten sich zum Treffen. Ich freute mich ihrer Täuschung, und segelte an ihnen vorbei. Sie setzten mir zu spät nach. Die Lastschiffe, von ihnen befreit, fuhren ungehemmt nach Syrakus.

„Nach einer Fahrt von sechs Tagen und Nächten sahen wir mit dem Morgenroth vor uns die Küste von Afrika, aber noch hinter uns die ganze karthagische Flotte. Noch wußte auf meinen Schiffen Niemand, wohin ich eigentlich wollte. Viele vermutheten, meine Absicht sei nach Italien, und ich mache Umwege, um die Feinde zu täuschen. Jetzt rief ich und zeigte auf die Küste: „Dort, ihr Syrakuser, ist unser Ziel und das Ende unserer Fahrt!“ Der Feind, in der Hoffnung, unsere ganze Seemacht zu erobern, verdoppelte seine Anstrengung, uns zu erreichen. Die Syrakuser aber ruderten mit Kräften, das Land zu gewinnen, um dem Tod im Meer oder der Sklaverei zu entfliehen. Ein Ruderer schrie dem andern Muth zu. So, wetteifernd beide Flotten, kamen wir an's Ufer. Die Karthager,

da sie uns geborgen und an Kriegsvolk überlegen sahen, kehrten zurück und legten sich in einiger Entfernung vor Anker. Ich aber ließ alles ausschiffen, die Schiffe an's Gestade ziehen, und das Lager mit einem Wall umgeben.

„Damit Verzweiflung bewirke, was Begeisterung nicht vermöge, brachte ich den Göttinnen Ceres und Proserpina ein Opfer; dann ward das Heer versammelt. Im Priestergewande und einem Kranz auf dem Haupt, trat ich in den horchenden Kreis. „Syrakuser!" sprach ich: „Das Ceresfest wird mit Fackeln gefeiert, zum Gedächtniß, wie Ceres, als sie die geraubte Proserpina in der Unterwelt zu suchen ging, an den Flammen des Aetna ihre Fackeln anzündete. Syrakuser, als wir von den Karthagern verfolgt wurden, that ich den Schutzgöttinnen Siziliens das Gelübde, unsere Schiffe nach glücklicher Rettung in brennende Fackeln zu verwandeln. Wir sind gerettet. Dankbarkeit erfordert Erfüllung des Gelübdes. So mögen unsere Schiffe auflodern. Ich verheiße euch den Besitz einer schönern und zahlreichern Flotte. Denn die Göttinnen haben mir beim Opfer Sieg und Glück dieses ganzen Feldzugs verkündet!"

„So sprach ich. Ein Diener überreichte mir eine Fackel; jeder Schiffshauptmann empfing eine. Ich trat auf das Hintertheil des Schiffes, das mich getragen; jeder der Befehlshaber that wie ich. Die Trommeten wurden geblasen. Das ganze Heer erhob ein Feldgeschrei. Alle Schiffe loderten im Feuer auf, während das Heer betete. Nun war keine andere Aussicht, als obzusiegen oder umzukommen. So wollte ich's. Und unverzüglich brach ich mit gesammter Kriegsmacht gegen die karthagische Stadt Megalopolis auf. Die Syrakuser waren niedergeschlagen und düster. Sie betrachteten sich als Verlorne.

„Wie sie aber landeinwärts rückten, und nun den reich gebauten Boden erblickten, von allerlei Pflanzungen und Gärten, vielen Bächen und Wasserleitungen verschönert,

richtete sich ihr Muth von neuem auf. Links und rechts schimmerten Landhäuser, die vom Reichthum der Eigenthümer zeugten. Dörfer und Höfe hatten Ueberfluß an Lebensmitteln aller Art. Auf beiden Seiten des Weges weideten in den Ebenen große Heerden von Rindern, Schafen und Pferden. Ueberall sah man das Land mit Oelbäumen, Weinstöcken und Fruchtbäumen verschiedener Gattung bepflanzt. Alles verkündete eine Fülle, einen Wohlstand, eine Glückseligkeit, welche den Kriegern den schönsten Lohn des Sieges verhieß.

„Megalopolis, wie die Stadt Tunes, keines Feindes gewärtig, nahm ich mit Sturm und gab sie meinen Soldaten preis. Karthago war voll Schreckens. Ohne die Kriegsschaaren der Landschaft und der Verbündeten abzuwarten, rückten mir die Feinde entgegen. Sie stellten nur aus ihrer Hauptstadt ein Heer von vierzigtausend Mann zu Fuß, tausend Reitern und zweitausend Streitwagen ins Feld. Ich hatte in allem kaum vierzehntausend Mann in's Feld gebracht.

„Theils vor dieser Uebermacht, theils vor der Reiterei und der Menge der Wagen erschrack mein Volk. Ich aber sprach Muth ein, und ließ, als das Heer schlief, eines Morgens viele Eulen im Lager ausfliegen. Diese flatterten über die Schaaren umher, und setzten sich auf Schilde und Helme der Krieger. Das gab diesen Muth. Denn da sie mit Verwunderung die Vögel Minervens erblickten, zweifelten sie keinen Augenblick länger am Beistand der Götter. So wenig bedarf's, ein Volk zu leiten. Sie nahmen die Erscheinung der Eulen als Vorbedeutung des Glücks; ich befahl Angriff; die Karthager wurden in blutiger Schlacht geschlagen. Ich ließ zwei Schiffe von dreißig Rudern bauen, bemannen und mit der Siegesbotschaft nach Syrakus gehen.

„Erreichte ich gleich meinen Zweck in Afrika nicht, Karthago auf immer zu lähmen, erschütterte ich doch den Muth der gewaltigen Stadt. Zweihundert afrikanische



Städte eroberte oder zerstörte ich. Karthago war nach langem, verderblichem Kampf des Friedens froh. Ich kam, mit der Königswürde angethan, nach Syrakus heim.

„Doch, Mikon, ich will dich nicht mit der Geschichte des vieljährigen Krieges, meiner glücklichen und unglücklichen Abenteuer, meiner Feldzüge in Italien während des bruttischen Krieges ermüden. Aber ich stehe auf einer Höhe, die dir beweist, der Mensch könne; was er wolle, wenn sein Wille unveränderlich derselbe ist; wenn er nichts fürchtet, und den Tod am wenigsten; wenn er, von Vorurtheilen losgefesselt, ihnen zur rechten Zeit Huldigung bringt; wenn er, ohne Leidenschaften, die Leidenschaften der Menschen vor seinen Wagen zu spannen weiß; wenn er in wohlberechneter Stunde tugendhaft oder lasterhaft, wahr oder falsch, treu oder meineidig, gütig oder schrecklich sein kann. Sizilien liegt zu meinen Füßen; Afrika zittert; Griechenland bewundert mich, und die Könige Asiens werben um meine Freundschaft, seit ich in den Gewässern von Corcyra die ganze Flotte Kassanders, des Königs von Mazedonien, schlug und verbrannte.

„Ich spielte mit der Welt, wie ein Gott. Ich zwang Völker und Könige, meinen Willen zu ehren. Aber, ich werde alt. Meine Rolle wird bald gespielt sein. Was ich baute, wird wieder einstürzen. Das macht mich mißvergnügt. Ich hatte keine Lust im Leben, als Anschauung und Bewunderung meiner eigenen Kraft. Wie ist das am Ende so wenig! Ich bin heut um nichts glückseliger, als da ich noch neben dir in der Werkstatt des armen Töpfers arbeitete. Und nun, weiser Mikon, so verschieden von dieser Werkstatt hinweg unsere Lebensbahnen waren: was denkst du vom Agathokles?“

Mikon betrachtete den König mit langem Schweigen. Dann sprach er: „Agathokles, ich bewundere deine Kraft; nicht die Kraft, mit der du einen Theil der Welt umwälz-

test, sondern mit der du die Last deines eigenen Lebens trägst.“

„Und warum nicht auch die Kraft des Töpfers, der die königliche Gewalt von Sizilien an sich riß und mit seinem Ruhm die Welt füllte?“ fragte der Fürst.

„Weil dies nicht die Kraft des Agathokles, sondern die Macht des Verhängnisses war, welches sich deiner bediente. Du hast keinen Augenblick lang das Glück geleitet, sondern das Glück leitete dich. Du warst es nicht, der den Pfeilen nach dir zielender Bogen gebot, dein Herz zu verfehlen, oder dem Abgrunde des Weltmeers, dein Schiff nicht zu verschlingen. Als du in Gela sieben Wunden empfingst, war es nicht deine Klugheit, welche den Schwertern befahl, um kein Haar tiefer zu schneiden, damit dein Lebensfaden unzerrissen bliebe. Die Umstände beherrschten dich. Als geschickter Schwimmer wichest du gefährlichen Klippen aus; aber daß dich die zerschmetternde Welle nicht ergriff, war nicht das Werk deiner Kraft. In Karthago geboren, oder in Griechenland, wärest du ein Anderer geworden. Du hast nichts erzwungen, was sich nicht von selbst darbot: du hast nichts zertrümmert, was nicht schon zum Einsturz bereit war. Was du aber gewaltsam bogest, bleibt nicht gebogen; es springt, sobald du die Hand davon lässest, gleich einer gekrümmten Ruthe, in die alte Lage zurück. Denn der größte König ist ein Knecht des Schicksals.“

Agathokles Antlitz verfinsterte sich. „Willst du,“ sprach er, „willst du mir auch noch meinen letzten Werth rauben?“

„Ich bewundere die höhere Kraft in dir, welche dich stark macht, die Last deines Daseins zu tragen, den ungeheuern Gedanken: zweiundsiebenzig Jahre von Noth, Sorgen, Anstrengungen — für ein großes Nichts. Du hast Afrika verwüstet, es blühet wieder. Du hast dir einen königlichen Thron gebaut; er ist Holz mit Teppichen behangen. Dein Wink gebietet den Füßen und Händen von Tausenden; aber ihre Herzen schlagen frei und fluchen

vielleicht. Sie sind Sklaven des Geschicks, wie du; aber alle vielleicht glücklicher, als du."

"Und warum, Mikon, warum bin ich nicht glücklich?"

"Weil du nicht zu beglücken verstandest. Du verkanntest die Menschheit, weil du dich selber verkannt hast. Du verachtetest die Menschen, weil du dich selber nicht geachtet hast. O König, das ist die Welt, was wir selbst sind; und jeder Sterbliche ist ein Gott in seinem Kreise, wie vielleicht jeder Stern am Himmel eine Sonne in der Welt."

"Meinst du, ich hätte besser gethan, auf Lebenszeit in jugendlichen Träumen zu schwelgen? Nein, ich trat aus diesen mit Kraft hervor, um die Welt kennen zu lernen, wie sie ist."

"Wer sich selbst kennt, der kennt die Welt; kein anderer. Du hast in dir die göttlichen Urbilder des Wahren, des Schönen, des Guten. In dir solltest du sie sehen; es waren die Strahlen deines Geistes, die deine innere Sonne nach außen senden sollte. Aber du suchtest das Göttliche außer dir, und fandest — Staub. Es liegt in der engen Brust des Menschen mehr verborgen, als im ganzen sichtbaren Weltall. Draußen wühltest du im Staube, und warst dir selber fremd; und was du erhaschtest, blieb Staub. Es ist nichts Wirkliches, als das Göttliche; alles draußen ist todter Traum und fremdes Reich. Dein Wille gehört dir, und ist deine Ehre oder Schmach; deine That liegt in der Gewalt der Götter."

Agathokles lächelte und sprach: "In wenigen Tagen werde ich Karthago's Seemacht vernichten; in wenigen Wochen ist mir Afrika zinsbar. Dann komme ich wieder zu dir, und bringe die Antwort: in wessen Gewalt die That liegt?"

Der Fürst kehrte nach Syrakus zurück.

Drei Tage nach diesem Gespräche erfuhr Mikon den Tod des Agathokles und seines Sohnes, dem er das Erbe

seiner Macht bestimmt hatte. Denn Archagathos, des Königs Enkel, welcher im Feldlager beim Aetna stand, war unwillig geworden, da er den Oberbefehl der Land- und Seemacht an den Sohn des Fürsten übergeben sollte. Er lud den jüngern Agathokles zu einem Opfer ein, veranstaltete ein prächtiges Gastmahl, und tödtete ihn, da er trunken ward, in der Nacht. Zugleich hatte er den Mänon von Aegesta, den Liebling des Königs, beredet, diesen, als den Unterjocher Aegesta's, mit Gift aus dem Wege zu räumen.

Als Agathokles eines Tages nach der Mahlzeit vom Tische aufstand und sich nach seiner Gewohnheit mit einer Feder die Zähne reinigen wollte, reichte ihm Mänon die Feder. Sie war an der Spize vergiftet. Schneller Schmerz und tödtliche Fäulniß des Zahnfleisches, die immer weiter um sich griff, wurden die Folge. In kurzer Zeit verlor Agathokles die Sprache, und ward so schwach, daß er sich nicht regen konnte. Man eilte sogleich mit ihm zum Scheiterhaufen, obwohl er noch athmete, und verbrannte ihn, da ihn sein Bewußtsein noch nicht verlassen.

Nach dem Tode des Tyrannen stellten die Syrakuser alsbald ihre Volksherrschaft und Freiheit wieder her; zerstörten alle Bildsäulen, die sie dem Agathokles errichtet hatten, und erklärten seine gesammten Besitzungen dem Staate verfallen. Auch Archagatos genoß den erwarteten Lohn seiner Schandthat nicht. Denn Mänon, nach Herrschaft gelüstend, räumte auch ihn aus dem Wege. Ein Flüchtling, rettete sich zuletzt aber der Mörder selbst nach Afrika.

Mikon, als er dies alles hörte, sprach zu seinen Kindern: „Es waltet ein heiliges Schicksal. Es vergehen die Werke der Sterblichen mit ihnen; nur das Göttliche stirbt nicht. Nicht der Tod, aber das Leben kann eine Schande sein; das aber ist die Schande: Geist und Odem gehabt und nicht gelebt zu haben. Aber unser Wille ist das

Leben, nicht die That. Der Wille ist unser, die That gehört den Göttern. Weil Agathokles in seinem Wahnsinne Göttern gleichen wollte, ward er weniger, als ein Mensch. Er strebte nach dem Unmöglichen; bildete sich ein, zu haben, was ihm nicht gehörte, und verlor, was sein wahres Eigen war.

Der todte Gast.

Die Thusnelde.

Einer meiner Freunde, er hieß Waldrich, hatte die hohe Schule kaum seit zwei Jahren verlassen, und sich in einer Provinzialhauptstadt als überzähliger und unbesoldeter Gerichts-Assessor oder dergleichen herumgetrieben, da eben in die Posaune des heiligen Krieges gestoßen ward. Es galt die Befreiung Deutschlands vom Joche des französischen Eroberers. Ein frommer Eifer bemächtigte sich alles Volks, wie man weiß. Freiheit und Vaterland war das Feldgeschrei in Städten und Dörfern. Tausend und tausend Jünglinge flogen freudig zu den Fahnen. Es galt Deutschlands Ehre und die Hoffnung, auch dann auf Hermanns Boden vielleicht ein edleres Leben zu finden, in gesetzlich geregelten, des gebildeten Zeitalters würdigern Verhältnissen. — Mein lieber Waldrich hatte an dem frommen Eifer und der schönen Hoffnung seinen guten Theil. Kurz, er empfahl sich seinem Gerichtspräsidenten zu Gnaden, und wählte statt der Feder das Schwert.

Weil er noch nicht das volle Alter gesetzlicher Mündigkeit besaß, schrieb er, da er keine Aeltern mehr hatte, und Reisegeld doch in allen Fällen wohlthut, seinen Vormund um Erlaubniß, den Zug für's Vaterland mitthun zu dürfen, und ersuchte um hundert Thaler Reisegeld. Sein Vormund, Herr Bantes, ein reicher Fabrikherr in der Stadt oder im Städtchen Herbesheim an der Aa, der ihn, wen man so sagen will, erzogen hatte (Waldrich hatte nur als Knabe, bis zur Hochschule, bei ihm im

Hause gelebt) — Herr Bantes war ein alter, wunderlicher Herr.

Dieser schickte ihm einen Brief mit fünfzehn Louisd'or in Gold, folgendes Inhalts: „Mein Freund, wenn Sie noch ein Jahr älter sind, können Sie über sich und den kleinen Rest Ihres Vermögens nach Belieben verfügen. Bis dahin bitte, Dero Zug für's Vaterland einzustellen und Ihren Geschäften obzuliegen, um einst Amt und Brod zu bekommen, denn das wird Ihnen sehr nöthig sein. Ich weiß, was ich meiner Pflicht und Dero Vater, meinem Freunde sel., schuldig bin. Lassen Sie endlich Ihre Schwindeleien alle einmal fahren, und werden Sie solid. Ich schicke daher keinen Kreuzer. Bleibe Dero u. s. w.“

Die in ein Papier gewickelten fünfzehn Louisd'or standen mit diesem Briefe in seltsamem, doch gar nicht unangenehmem Widerspruch. Waldrich hätte sich ihn noch lange nicht und vielleicht nie erklärt, wäre sein Blick nicht auf das zu Boden gefallene Papier gerathen, worin das Geld eingeschlagen gewesen. Er nahm es. Es hieß: „Lassen Sie sich nicht abschrecken. Ziehen Sie hinaus für die heilige Sache des armen deutschen Landes. Gott schütze Sie! Dies wünscht Ihre ehemalige Gespielin Friederike.“

Diese Gespielin Friederike war nun keine Andere, als die junge Tochter des Herrn Bantes. Der Himmel weiß, wie sie zum Briefversiegeln ihres Vaters gekommen war. Waldrich stand ganz begeistert da, mehr über das Heldenherz des deutschen Mädchens als über das Gold entzückt, welches Friederike vermuthlich aus ihrem eigenen Sparhafen dazu gelegt hatte. Er schrieb auf der Stelle nach Herbesheim an einen Freund, schloß ein paar dankbare Zeilen fur das kleine Mädchen ein (er hatte aber vergessen, daß das kleine Mädchen wohl seit vier Jahren etwas gewachsen sein konnte), nannte es sogar seine deutsche Thusnelde, und wanderte stolz, wie ein zweiter Hermann, dem Rheine und den Heeren zu.

Das Inkognito.

Ich möchte hier gar nicht umständlich Waldrichs Hermannsthaten erzählen. Genug, er war dabei, wenn's galt. Napoleon ward glücklich entkaisert und nach Elba geschickt. Waldrich kehrte nicht zurück, wie die übrigen Freiwilligen, sondern ließ sich gefallen, als Oberlieutenant in ein Linien-Infanterieregiment zu treten. Das Leben gefiel ihm im Felde besser, als hinter den Aktenschanzen der staubigen Schreibstube. Sein Regiment machte auch den zweiten Zug gen Frankreich mit und kehrte endlich, nach vollbrachtem Werk, unter Paukenschlag und Sing und Sang in die Heimath zurück.

Waldrich, der in zwei Schlachten und mehrern Gefechten gestritten hatte, war so glücklich gewesen, ohne alle Wunden davon zu kommen. Er schmeichelte sich, als einer der Vaterlandshelden zur Belohnung bald vorzugsweise eine bürgerliche Anstellung zu erhalten. Er war beim Regimente wegen seiner Liebenswürdigkeit und vielen Kenntnisse sehr geachtet. Allein mit der Anstellung ging es nicht so schnell, als er hoffte. Es waren zu viele Söhne und Vettern von Geheimräthen, Präsidenten u. s. w. zu versorgen, welche so klug gewesen waren, zu Hause zu bleiben und den Zusammenhang zu behalten; auch hatten sie wohl vor ihm das Ansehen der Geburt voraus. Denn Waldrich stammte von bürgerlichen Aeltern.

So ließ es sich nicht ändern. Er blieb Oberlieutenant, und um so lieber, weil ihm Herr Bantes, sein gewesener Vormund, längst den winzigen Rest seines väterlichen Erbtheils ausgehändigt hatte, und dieses längst zu allen Heiden ausgewandert war. Er trieb sich also in der Besatzung umher, machte in den Wachtstuben Gedichte und auf den Paraden philosophische Betrachtungen. Dies gab ihm bittere Langeweile, bis einmal die Truppen verlegt wurden. Da traf es sich ganz unerwartet, daß seine Kompagnie Befehl erhielt, nach Herbesheim in Besatzung zu gehen.

An der Spitze seiner Kompagnie — denn der Hauptmann, ein reicher Baron, war auf Urlaub — rückte er als Kommandirender in sein Vaterstädtchen ein. O, wie ward ihm beim Anblick der zwei schwarzen hochgespitzten Kirchthürme und des alten, wohlvertrauten, grauen Thorthurms! Vor dem Rathhause schwieg die Trommel. Ein paar Rathsherren brachten die Quartierbillets. Der Kommandirende, versteht sich, ward ins vornehmste, das ist, ins reichste Haus der Stadt einquartiert, also zu Herrn Bantes. Angenehmeres hätte ihm der gesammte löbliche Stadtrath nicht erweisen können.

Die Kompagnie schied gar vergnügt aus einander, denn es war um die beliebte Mittagsstunde, und die ehrsame Bürgerschaft, von der Einquartierung zeitig belehrt, hatte sich auf den Empfang der neuen Gäste vorbereitet. Waldrich, der die beiden Rathsherren noch von seiner Knabenzeit her wohl kannte, bemerkte, daß er ganz unkenntlich geworden sein müsse, denn sie behandelten ihn ganz fremd und ehrerbietig, und führten ihn, obwohl er es ablehnte, selbst zum Hause des Fabrikherrn. Hier empfing ihn Herr Bantes eben so fremd, und führte ihn gar höflich in ein sehr artiges Zimmer.

„Herr Kommandant," sagte Herr Bantes, „dieses und die anstoßenden Zimmer hatte auch Ihr Herr Vorfahr; nehmen Sie vorlieb. Machen Sie sich's bequem, und dann erwarten wir Sie zum Essen und dergleichen. Thun Sie, als wären Sie zu Hause."

Unsern Waldrich belustigte sein unerwartetes Inkognito. Er nahm sich auch vor, es erst bei irgend einer passendern Gelegenheit aufzuheben, um dann die Ueberraschung zu vermehren. Sobald er die Kleider geändert hatte, ward er zu Tische gerufen.

Er fand da, außer Herrn Bantes und dessen Frau Gemahlin und einigen alten Schreibern und Fabrikaufsehern, die er noch alle recht gut kannte, auch ein junges Frauenzimmer, das er nicht kannte. Man setzte sich. Man

sprach vom Wetter; vom heutigen Tagmarsch der Kompagnie; von dem Bedauern der ganzen Bürgerschaft, daß die bisherige Garnison, mit der man ungemein zufrieden gewesen wäre, in eine andere Stadt verlegt worden sei.

„Ich hoffe indeß,“ sagte Waldrich, „Sie werden mit mir und meinen Leuten nicht unzufriedener sein. Lassen Sie uns nur heimisch werden bei Ihnen.“

Um nun heimisch zu werden, war es natürlich, daß der Kommandant, der sich schon gewundert hatte, daß seine Jugendgespielin Friederike im Hause fehle, der er immer die fünfzehn Louisd'or schuldig geblieben war — daß er, sag' ich, seine Wirthe fragte, ob sie keine Kinder hätten.

„Eine Tochter!“ antwortete Frau Bantes, und zeigte auf das junge Frauenzimmer, welches bescheiden die Augen zum Teller niedersenkte.

Waldrichs Augen aber gingen voller Verwunderung über Gebühr weit auf. Hilf, heiliger Himmel! welch ein höheres Wesen ist das kleine Riekchen geworden! So rief Waldrich nun eben nicht, aber er dachte es doch bei sich, wie er jetzt die Bescheidene aufmerksamer ansah. Er sagte den Aeltern etwas Verbindliches, so gut er es in der ersten Bestürzung aufzubringen wußte, und war herzlich zufrieden, als der alte Papa rief: „Noch einen Löffel Sauce und dergleichen, zu Ihrem trockenen Braten da, Herr Kommandant!“

Frau Bantes sprach von einem Sohne, der ihr schon als Kind früh verstorben war, und noch immer sprach sie mit bewegtem Mutterherzen.

„Laß gut sein, Mama!“ rief der Papa: „Wer weiß, er wäre am Ende vielleicht auch ein Windbeutel und dergleichen geworden, wie der Georg.“

Jetzt war die Reihe an Waldrich, die Augen bescheiden auf den Teller niederzusenken; denn mit dem Windbeutel Georg meinte man keinen Andern, als seine eigene Wenigkeit.

„Aber wissen Sie denn, Papa, ob Georg wirklich solch ein Windbeutel geworden, wie Sie ihn sich vorstellen?" sagte Friederike. — Die Frage erwärmte den Kommandanten durchdringender, als das Glas alten Burgunders, welches er eben angesetzt hatte, um seine Verlegenheit zu verbergen. In der Frage lag noch Spur ehemaliger Jugendfreundschaft, die nicht ganz vergessen zu sein schien. Eine solche interessante Frage, die über so interessante Lippen floß, und zwar mit einer so weichen, herzrührenden Stimme gefragt, konnte billig als Honigseim gelten, dem armen Waldrich die bittern Pillen zu versüßen, welche Herr Bantes in vollem Maße spendete.

Denn dieser erzählte, um sein Urtheil zu rechtfertigen, dem Gaste, als wenn der nun Schiedsrichter sein sollte, dessen eigene Lebensgeschichte von der Wiege an bis zum Zuge für das Vaterland. „Hätte der Bursch," so schloß die Historie nutzanwendend, „auf der Universität etwas Rechtschaffenes gelernt, so wäre er nicht unter die Soldaten und dergleichen gegangen. Wäre er nicht Soldat geworden, säße er jetzt irgendwo als Gerichtsrath, Kriegsrath, Kanzleirath, Hofrath und dergleichen; hätte sein gutes Brod und Auskommen."

„Ich weiß nicht," entgegnete die Tochter, „ob er auf der Universität fleißig gewesen; aber ich weiß, daß er wenigstens mit gutem Herzen ging, sich für eine heilige Sache zu opfern."

„Komm mir doch nicht immer mit deiner heiligen Sache und dergleichen!" rief Herr Bantes: „Wo sitzt denn des heilige Zeug, frage ich? Die Franzosen sind fortgejagt. Nun ja. Aber das heilige Reich ist trotz dem zum Kukuk und zum Küster gegangen. Die alten Steuern sind provisorisch beibehalten, und neue sind provisorisch zugefügt. Die verdammten Engländer mit ihren Waaren läßt man wieder zu, wie vorher, und bekümmert sich nicht darum, wenn wir heilige Deutsche darüber zu heiligen Bettlern werden. Alles ging auf der letzten Messe wieder

flau. Die Minister und dergleichen essen und trinken wieder, machen wie sie es wollen, verstehen den Handel nicht, lassen die Fabrikanten bankerott werden, und hilft kein Ach und kein O. Die Welt liegt wieder im Alten, und noch ärger als im Alten. Thut eine ehrliche Seele, die es vielleicht besser versteht, den Schnabel auf, will ein anderes Lied pfeifen, als die Exzellenzen da mit dem Kreuze überm Knopfloch und der Gleichgültigkeit unterm Knopfloch — hast du nicht gesehen, kurz angebunden! flugs mit der armen Seele in ein Loch, abgesetzt, abgesetzt, inquirirt, abgeschmiert, ist ein demagogischer Umtreiber und dergleichen. Ich sage dir, schweig, Mädel, davon verstehst du nichts. Du mußt nicht weiter über deine Theekanne sehen, als in die Tasse; dann schüttest du nicht nebenbei."

Waldrich merkte aus dieser Unterhaltung, daß der alte Bantes noch immer der ehemalige lebhafte, aufflammende, wunderliche Mann war, dem man doch bei allen seinen Eigenheiten nicht böse werden konnte. Da nun in diesem Streite zwischen Vater und Tochter ein schiedsrichterlicher Spruch gefällt werden mußte, war der Kommandant so klug und gefällig, erst dem Vater vollkommen Recht zu geben, im Punkte der heiligen Sache nämlich. Und das ward seinem Verstande allerdings zur Ehre angerechnet. Dann aber, weil er sich doch auch selbst nicht geradezu verdammen wollte, mußte er auch seiner Fürsprecherin Recht geben, nämlich im Punkte des guten Herzens, mit sich dem Georg für die vermeinte heilige Sache geopfert habe.

"Merke schon!" rief der Alte: "Der Herr Kommandant ist pfiffiger, als Hans Paris bei den drei thörichten Jungfrauen von Troja und dergleichen. Macht's sich bequem; schneidet den Apfel in zwei Hälften und gibt Jedem einen Bissen, sagt: wohl bekomm's!"

Nein, Herr Bantes, Ihr Georg irrte, wenn er irrte, wahrscheinlich wie mehrere Tausend anderer deutscher Männer, und wie zum Beispiel ich selbst. Auch

ich machte den Kriegsgang für die Befreiung Deutschlands mit, und ließ Alles im Stich. Unsere Armeen, Sie wissen es, waren aufgerieben. Das Volk mußte aufstehen und sich selbst helfen, weil die Armeen nicht mehr helfen konnten. Da mußte man nicht rechnen und fragen, sondern zuschlagen, Gut und Blut daran setzen und die Ehre der Nation, den Thron unserer Monarchen retten. Das haben wir gethan. Jetzt wollen wir das Heil erwarten. Unsere besser gesinnten Staatsmänner können auch nicht zaubern und das verlorne Paradies durch ein Taschenspielerstückchen sogleich wieder verjüngen. Ich wenigstens bereue meinen Schritt noch nicht.«

»Allen Respekt,« sagte Herr Bantes mit tiefem Verbeugen: »allen Respekt, Herr Kommandant, für Ihre Ausnahme von der Regel. Die Ausnahmen sind in dieser Welt immer das Beste von den Regeln. Dünkt mich übrigens spaßhaft oder ernsthaft, daß wir Bürger, Bauern, Kaufleute und Fabrikanten zwanzig Jahre lang unser Geld hergeben müssen, um im Frieden eine Armee von einigen Hunderttausend müßigen Beschirmern des Thrones zu ernähren, zu kleiden in Sammet, Seiden und Gold; und daß wir Andern dann im ein und zwanzigsten Jahre, wenn die Beschirmer des Thrones zusammengehauen sind, selbst aufstehen und das Rad wieder ins Geleise bringen müssen und dergleichen.«

In solchen Gesprächen ward man schon beim ersten Mittagsmahl vertraulicher unter einander. Herr Bantes selbst gab dazu den Ton, denn er war ein Mann, und setzte einen Werth darauf, es zu sein, der kein Blatt vor's Maul nahm, wie er sich gern auszudrücken pflegte. Dem Kommandanten war sein Inkognito zuweilen ganz behaglich dabei, doch wünschte er sehr, es zu enden.

Die Entdeckung.

Es war aber schon geendet, ehe er es wußte. Frau Bantes, eine stille, feinbeobachtende Frau, die wenig sprach, viel sann, hatte am Tische, sobald sie Waldrichs Stimme hörte, sich seiner Knabenzüge erinnert, sie mit diesen männlichern verglichen und ihn erkannt. Seine sichtbare Verlegenheit, als die Rede auf den Windbeutel Georg gekommen war, konnte, was sie vermuthete, nur bestätigen. Dennoch sagte sie weder den Andern noch ihm ein Wort von ihrer Entdeckung. So pflegte sie immer zu thun. Keine Frau hatte so wenig die frauenhafte Art, ihre Gedanken auf der Zunge zu tragen, als sie. Alles ließ sie gehen und reden, wie man gehen und reden wollte; sie hörte, verglich und zog daraus ihre Folgerungen. Daher wußte sie immer mehr, als die Uebrigen im Hause, und leitete unvermerkt alle Geschäfte und Unternehmungen, ohne viele Worte; selbst der lebhafte, feurige Greis, ihr Mann, der ihr am wenigsten gehorchen wollte, gehorchte ihr, ohne es zu ahnen, am meisten. Daß sich Waldrich nicht entdeckte, war ihr etwas verdächtig. Sie wollte schweigend davon den Grund erforschen.

Waldrich hatte in der That keinen Grund, sondern suchte nur einen Anlaß, die Familie mit seinem Namen zu überraschen. Da er Abends zum Thee gerufen wurde, fand er im Zimmer Niemanden, als Friederiken. Sie kam eben von einem Besuche heim, und warf ihren Shawl ab. Waldrich trat zu ihr.

„Fräulein,“ sagte er, „ich muß Ihnen noch Dank für den Schutz sagen, den Sie meinem Freunde Waldrich gewähren wollten.“

— Sie kennen ihn, Herr Kommandant?

„Er dachte Ihrer oft, aber gewiß nicht so oft, als Sie es verdienten.“

— Er ist in unserm Hause erzogen worden. Ein wenig undankbar ist es aber doch, daß er, einmal von

uns weg, nie, auch nur zum Besuch, zu uns kam. Beträgt er sich gut, ist er geschätzt?

„Man hat nicht über ihn zu klagen; Keiner hat so sehr über ihn zu klagen, als Sie, mein Fräulein.“

— Dann muß er ein guter Mensch sein, denn ich habe nichts gegen ihn.

„Aber er ist ja noch, ich weiß es, Ihr Schuldner.“

— Er ist mir nichts schuldig.

„Aber er sprach von einem Reisegelde, das er damals zu seiner Einrichtung gebrauchte, als er zur Armee gehen wollte, und sein Vormund ihm verweigert hatte.“

— Ich habe ihm es ja gegeben, nicht geliehen.

„Ist er darum Ihnen weniger schuldig, Thusnelde?“

Friederike sah den Kommandanten bei diesem Namen starr an, und es ging ihr wie ein Licht auf, und sie erröthete, da sie ihn erkannte.

— Es ist nicht möglich! rief sie freudig überrascht.

„Wohl, liebe Friederike, wenn ich Sie noch so nennen darf — ach, das schöne Du darf ich nicht mehr sagen — der Schuldner, der Sünder steht vor Ihnen — verzeihen Sie ihm. Ja, hätte er früher gewußt, was er nun weiß, er wäre schon tausendmal für einmal nach Herbesheim gekommen.“ — Er nahm ihre Hand und küßte dieselbe.

In dem Augenblicke trat Frau Bantes herein. Friederike eilte ihr entgegen: „Wissen Sie, Mamachen, wie der Herr Kommandant heißt?“

Das blasse Antlitz der Frau Bantes ward von einem milden Roth überflogen. Sie sagte sanftlächelnd: „Georg Waldrich.“

„Wie, Mamachen, Sie wußten es und verschwiegen es?“ sagte Friederike, die sich noch immer nicht von ihrer Ueberraschung erholen konnte, und nun den hochgewachsenen, festen Kriegsmann im Heerkleide mit dem schüchternen Schulknaben der Vorzeit verglich. „Ja, wahrhaftig,“ sagte sie: „er ist es! Wo ich auch nur meine Augen hätte! Da hat er ja auch noch die Schramme am linken

Auge, die er sich vom Falle holte, als er mir eine Zitronenbirne vom höchsten Baume im Garten brach. Wissen Sie noch?«

»Ach, was weiß ich nicht noch Alles!« sagte Waldrich, und küßte seiner ehemaligen, ehrwürdigen Pflegemutter die Hand, und bat auch bei ihr um Verzeihung, nie seit seiner Mündigkeit zum persönlichen Besuch gekommen zu sein. Er behauptete, es sei eigentlich nicht wirkliche Undankbarkeit gewesen, denn er habe oft mit ehrfurchtvoller Erkenntlichkeit an dieses Haus zurückgedacht; noch weniger Leichtsinn und Gleichgültigkeit, — aber er wisse selbst nicht, was ihm immer im Gemüthe widerstanden habe, daß er nie nach Herbesheim zurückkehren mochte.

»Ungefähr wohl dasselbe,« erwiederte leise die Mutter, »was die seligen Geister abhalten mag, sich nach dem Raupenstande ihres elenden Menschenthums zurückzusehnen. Sie waren in Herbesheim eine Waise, und als Waise, ohne Mutter und Vater, ein Fremdling. Das konnten wir Sie nie vergessen machen. Sie waren Knabe, abhängig, oft fehlbar. Es zogen Sie keine reizenden Kindheitserinnerungen an die Stadt, die mehr Ihre Schul- als Vaterstadt gewesen ist. Sobald Sie frei, Jüngling, Mann geworden sind, fühlten Sie sich aller Orten glücklicher, als Sie bei uns sein konnten.«

Waldrich blickte mit einer Thräne im Auge auf die Rednerin: »Ach, Sie sind noch immer die liebe, fromme, weise Mutter, wie sonst. Sie haben Recht. Es ist mir aber doch jetzt in der That heimathlicher in Herbesheim, als ich selbst erwartet habe; und ich gestehe, der Gegensatz meiner ehemaligen und jetzigen Verhältnisse mag dazu etwas beitragen. Wäre ich nur früher gekommen! Geben Sie mir in Ihrem herrlichen Herzen die Rechte des Pflegesohns wieder.«

Frau Bantes konnte auf die Frage nicht antworten, denn Herr Bantes trat rasch herein und sogleich zum Theetisch. Wie ihm Friederike erklärte, wer ihr Gast sei,

stutzte er, streckte dann plötzlich die Hand gegen den Kommandanten und sagte: „Sein Sie mir sehr willkommen, Herr Waldrich. Waren ein Knirps, und sind mir ganz aus den Augen gewachsen, Herr Waldrich. Ja, nun heißt es nicht mehr Georg, sondern Herr Waldrich, oder wohl gar Herr von Waldrich und dergleichen? Sind Sie von Adel?

— Nein.

„Und der Bandzipfel da im Knopfloch? Bedeutet nichts?“

— Daß ich mit meiner Kompagnie eine feindliche Schanze nahm, und gegen drei, vier Stürme sie behauptete.

„Wie viel Mann kostete das?“

— Zwölf Todte, siebenzehn Verwundete.

„Also neunundzwanzig Menschenkinder für eine Achtelselle Seidenband. Verdammt theure Waare, die der Fürst verkauft, und doch in jedem Kramladen um ein paar Kreuzer einhandelt. Setzen wir uns; trinken wir. Friederike, bediene! Viel Beute gemacht? Wie stehen die Finanzen?“

Waldrich zuckte lächelnd die Achsel: „Wir zogen aber auch nicht der Beute willen in's Feld, sondern des Vaterlandes willen, daß es nicht die Beute der Franzosen bleibe.

— Schön, schön. Ich liebe solche Gesinnungen, und es ist gut, daß man auch bei leeren Säcken darauf hält. Und Ihr väterliches Käpitälchen, sicher und solid angelegt?

Waldrich ward roth, und sagte dabei lächelnd: „Ich bin sicher, es geht mir nicht wieder verloren.“

Der todte Gast.

Kaum war im Städtchen laut geworden, wer der Kommandant sei, sammelten sich die alten Bekannten wieder zu ihm. Waldrich ward in alle Gesellschaften der besten Häuser gezogen, und er in allen der beste Gesellschafter, geistvoll, witzig, brav, ein angenehmer Erzähler, mit den

Gelehrten gelehrt, mit den Kunstfreunden Künstler; er zeichnete gut, spielte Flügel und Flöte mit Fertigkeit, tanzte allerliebst, und die Frauen und Töchter gaben zu, er sei ein schöner, flüchtiger, aber eben darum äußerst gefährlicher junger Mann. Was die Gefährlichkeit betrifft, wußte eigentlich keine der Schönen bei sich in's Klare zu bringen, ob er durch sein bescheidenes Wesen die Gefahr vermindere oder vergrößere.

Indessen war es eben damals im Städtchen keiner Schönen und keiner Häßlichen sehr darum zu thun, weder Eroberung zu machen, noch sich erobern zu lassen. Jede vielmehr verwahrte ihr Herz mit ungewöhnlicher Sorgfalt. Die Ursache dieser Enthaltsamkeit wird, wer nicht zu Herbesheim wohnt, oder die handschriftlichen Chroniken der Stadt kennt, schwerlich errathen; wer sie nun aber kennen lernen wird, schwerlich glauben; und doch ist sie unläugbar wahr, je unwahrscheinlicher sie ist.

Es war nämlich dies Jahr die hundertjährige Jubel- oder Jammerfeier des sogenannten todten Gastes, der besonders allen Bräuten in der Stadt ein böser Gesell zu sein schien. Niemand wußte genau, welch ein Bewandtniß es mit diesem Gaste habe. Aber man erzählte sich, es sei ein Gespenst, das alle hundert Jahre einmal in die Stadt Herbesheim wiederkomme, vom ersten Advent bis zum letzten Advent darin hause, zwar kein Kind beleidige, aber richtig jeder Braut den Hof mache, und damit ende, ihr das Gesicht in den Nacken zu drehen. Des Morgens finde man sie, das Antlitz im Rücken stehend, todt im Bette. Was dies Gespenst aber noch von allen Gespenstern in der Welt auszeichnet, ist, daß es nicht etwa nur in der gesetzlichen Geisterstunde, Nachts zwischen eilf und zwölf Uhr, sein Wesen treibt, sondern es soll am heitern, lichten Tage in wahrer Menschengestalt auftreten, ganz modisch wie andere Erdensöhne gekleidet einhergehen, überall hinkommen und sich einführen. Dieser Gast soll Geld vollauf haben, und, was das Aergste ist, wenn er keine

Braut eines Andern findet, selbst die Gestalt eines Freiers annehmen, die armen Herzen der Mädchen behexen, bloß um diesen nachher, wenn er ihnen mit Liebesgrillen das Köpfchen ein wenig verrückt hat, des Nachts den Kopf umdrehen zu können.

Niemand konnte angeben woher diese Sage entstanden sei. Im Kirchenbuche der Pfarrei las man noch die Namen von drei Jungfrauen, welche zur Adventzeit im Jahr 1720 plötzlich abgestorben waren. Als Glosse lieset man daneben die Worte: „Mit dem Angesicht im Nacken, wie vor hundert Jahren. Gott möge ihren armen Seelen gnädig sein.“ — Wenn nun auch diese Anmerkung auf dem Rande des Kirchenbuches keinem vernünftigen Manne ein Beweis der Thatsache war, so bewies sie doch wenigstens, daß die Sage schon älter als hundert Jahre gewesen sei, ja daß vielleicht vor zweihundert Jahren irgend etwas Aehnliches begegnet sein müsse, weil sich das Kirchenbuch darauf beruft. Die ältern Kirchenbücher sind leider nicht mehr vorhanden. Sie gingen bei einer Feuersbrunst im spanischen Erbfolgekrieg verloren.

Wie dem nun auch sei, Jedem war die Sage bekannt; Jeder behauptete, sie sei ein lächerliches Gespenster- und Ammenmährchen, und fast Jeder dachte doch mit, ich möchte sagen neugieriger Aengstlichkeit an die bevorstehende Adventzeit, um zu erfahren, was an der Sache sei. Denn, meinten bei sich im Stillen selbst die aufgeklärtesten Köpfe, es gibt ja, laut Hamlets Zeugniß, am Ende noch vielerlei Dinge zwischen Erde und Himmel, von denen sich unsere Philosophie nichts träumen läßt. — Der alte Stadtpfarrer, zu dem man nun häufiger besuchsweise kam, um die wunderliche Stelle im Kirchenbuche mit eigenen Augen zu lesen, äußerte sich auch etwas zweideutig, obwohl er sonst ein sehr verständiger Herr war. Entweder sagte er: „Es will mich wundern, ob . . . aber ich glaube es doch nicht.“ — Oder: „Gott verhüte, daß ich so etwas in's Kirchenbuch eintragen müsse!“

Am ungläubigsten waren die jüngern Herren. Sie machten sich bei jeder Gelegenheit darüber tapfer lustig. Die Jungfrauen stellten sich zwar auch stark, aber sie stellten sich auch nur so. Heimlich dachte gewiß jede: „Ihr jungen Herren habt gut lachen; es geht das Spiel am Ende nicht um euere Köpfe, sondern, und das ist abscheulich, nur um unsere!“

Die Wirkung dieser Sage und des Glaubens oder Aberglaubens bemerkte Niemand besser, als der alte Pfarrer; denn wo irgend eine Liebschaft, irgend eine Brautschaft in der Stadt war — Alles tummelte sich, die Hochzeit noch vor dem ersten Advent abzuthun; und wo keine Hoffnung zur baldigen Vermählung sein konnte, ward Liebschaft und Brautschaft von Grund aus abgebrochen, und hätte das Herz darüber brechen mögen.

Nun kann man sich erklären, was die schönen Herbesheimerinnen unter Gefahr verstanden, wenn sie den Kommandanten wider ihren Willen einnehmend fanden. Es war ihnen im buchstäblichen Verstande um's Köpfchen und vor dem Besuche des todten Gastes bange. Man muß ihnen daher gern den etwas unnatürlichen stillen Schwur verzeihen, vor Advent und während der Adventzeit nicht im mindesten zu lieben, und käme ein Engel vom Himmel, ihn nicht freundlicher anzusehen, als jeden Andern.

Häusliches Glück.

Es ist mir nicht genau bekannt, ob die schöne Friederike Bantes ungefähr etwas Aehnliches geschworen haben mochte, wie die übrigen Adventsnonnen zu Herbesheim. Doch so viel ist gewiß, sie sah Waldrichen nicht freundlicher an, als jeden Andern; denn sie war huldreich Jedem.

Der Kommandant lebte im Bantesschen Hause einen wahrhaften Paradiessommer. Er stand da wieder wie der Sohn in der Familie. Die alten Verhältnisse seiner Kind-

heit, nur etwas behaglicher, stellten sich unerwartet so ganz wieder ein, daß er den Herrn und die Frau Bantes, wie ehemals, Vater und Mutter hieß; daß Herr Bantes ihn von Zeit zu Zeit abkanzelte (so nannte es Herr Bantes, wenn er seinem Verdruß oder seiner übeln Laune in Sittensprüchen Luft machte); daß Frau Bantes jedesmal, wenn der Kommandant einen Schritt aus dem Hause that, zuvor seinen Anzug musterte, für seine Kleider und Wäsche sorgte, ihm das Mangelnde gab, als wäre er noch Mündel, wie sonst; sogar Rechnung über sein Taschengeld hielt; und ihm, wenn er sich schon anfangs sträubte, den Geldbeutel zu kleinen Ausgaben allmonatlich mit kleiner Münze versah. Waldrich kommandirte nicht nur in der Stadt, sondern auch im Hause; gab zu allen Angelegenheiten sein Wort, und half entscheiden, wo man stritt. Auch zwischen Friederiken und ihm, wie sie sich allmälig zu einander gewöhnt und sie gleichsam vergessen hatten, daß sie groß geworden waren, erneuerte sich ganz unabsichtlich der Ton der Kindheitszeit. Sie lebten einander, wie damals, gefällig; zankten aber auch, wie damals, nicht selten mit einander, und zwischen dem höflichern Sie sprang oft ganz unberechnet ein Du hervor, nichts weniger als das Du der Zärtlichkeit, sondern das mürrische Du des Vorwurfs.

Zwar in der Stadt machten alte und junge Frauen, auch alte und junge Mädchen, wie es so zu geschehen pflegt, ihre frauen- und mädchenhaften Anmerkungen über Waldrichs Verhältnisse. Denn die Herbesheimerinnen hatten ein Vorurtheil, das sonst in andern Städten dem weiblichen Geschlechte gar nicht eigen ist: daß nämlich ein junger Mann von achtundzwanzig und ein hübsches Mädchen von zwanzig Jahren schlechterdings keine vier Wochen mit einander unter einem Dache wohnen könnten, ohne zuletzt, wenn sie einander sähen, Herzklopfen zu haben. Unter dem Dache des Herrn Bantes war aber so wenig vom Herzklopfen die Rede, daß man Tage lang beisammen oder

getrennt sein konnte, ohne zu empfinden, wo das Herz sei. Dies war auch so auffallend, daß sich selbst die Herbesheimerinnen zuletzt überzeugten, hier gelte statt der Regel die Ausnahme; denn kein Blick, kein Mienenzug, keine Bewegung, keine eigene Betonung der Stimme, und was die Liebe sonst für Buchstaben in ihrem Alphabet haben mag, verrieth etwas anderes, als einen reinen geschwisterlichen Stand der Dinge aus der Knaben- und Kleinen-Mädchen-Zeit.

Am frühesten würde der Feinblick der Frau Bantes allfälligen Herzensunfug erlauscht haben — Frauen haben dafür einen eigenen Sinn, der den Männern fehlt —, aber sie erlauerte nichts, und blieb beruhigt. Herr Bantes dachte an solche Möglichkeiten gar nicht. Er selbst hatte in seinem Leben von dem, was man Liebe nennt, keine Vorstellung gehabt, und würde eben so leicht gefürchtet haben, seine Tochter könne einmal wahnsinnig werden, als sie könne einmal irgend einen jungen Mann um seines Selbstes willen leidenschaftlich lieben. Er wußte, daß Frau Bantes schon seine Braut gewesen, ehe sie ihn nur von Angesicht zu Angesicht gesehen hatte. Und er war Bräutigam geworden und hatte dem Vater sein Jawort gegeben, sobald er wußte, seine Zukünftige sei ein braves Mädchen, Tochter eines soliden Hauses, bringe dreißigtausend Thaler mit und habe noch weit mehr durch Erbschaft zu erwarten.

Dies Verfahren in Ehestands- und Verlobungsgeschäften, von dem ihm seine Erfahrung den unläugbarsten Beweis der Güte gegeben — denn er war einer der glücklichsten Ehemänner und Hausväter —, schien ihm daher das vernünftigste. Er hätte seine Tochter längst vermählen können; an Freiern fehlte es nie. Allein theils mochte er sich nicht gern von dem Mädchen trennen, denn er hing mehr an ihm, als er sich bewußt war; theils gab es bei den Abrechnungen mit den Freiern oder Werbern Anstößigkeiten. Er behauptete, die Welt bestehe lediglich

durch das Gleichgewicht ihrer Bestandtheile, sonst wäre sie schon vor Jahrtausenden zusammengefallen, und eben darum stellte er das Gleichgewicht des gegenseitigen Vermögens als wesentlichen Grundsatz einer ehelichen Verbindung auf. Sowohl Frau Bantes als Friederike hatten dies bisher vollkommen billig gefunden.

Nun aber war Friederike bald volle zwanzig Jahre alt. Der Alte bedachte, daß er seine Gattin bekommen, da sie noch weit jünger gewesen, und er dachte ernster an die Verheirathung seiner Tochter. Frau Bantes hatte eingestimmt, und Friederike es ebenfalls ganz billig gefunden. Denn die Zahl Zwanzig hat für ein junges Mädchen einen unausstehlich breiten Ton. Eine junge zwanzigjährige Frau — der Ausdruck läßt sich hören; es ist etwas Zartes darin. Allein ein junges zwanzigjähriges Mädchen — man kann dies kaum sagen, ohne in Gedanken zu fragen: „Wie lange will denn das jung bleiben?" Herr Bantes fühlte dies sehr gut, und traf darnach seine Anstalten.

Der Geburtstag.

Im Hause des Herrn Bantes pflegten viele Familienfeste gefeiert zu werden, und zwar nur von und in der Familie. Bloß am Hochzeittagsfeste des Herrn und der Frau wurden auch Fremde aus der Stadt eingeladen. Auch der alte Buchhalter, der Fabrikaufseher und Kassierer, welche die Ehre genossen, am Tische des Herrn Bantes zu speisen, waren der Familie zugezählt, und ihre Geburtsfeste wurden förmlich begangen. Kein Wunder also, daß das Jahresfest unsers Oberlieutenants stattlich gefeiert werden mußte.

An einem solchen Tage durfte, so war's Gesetz, keine Seele im Hause dem Gefeierten eine böse Miene machen, Keiner ihm eine billige Bitte abschlagen. Jeder mußte ihm ein Geschenk bringen, es mochte groß oder klein sein. An diesem Tage war des Mittags die Mahlzeit reicher

und ausgewählter; nur an diesem Tage speisete man von Silber, brannten des Abends silberne Kerzenstöcke, und der Gefeierte saß am Tische auf der Ehrenstelle, das heißt, an dem gewöhnlichen Platze des Hausvaters. Die Geschenke und Angebinde wurden jedesmal überreicht, ehe man sich zum Mittagsessen niedersetzte; dem Gefeierten allein wurden Gesundheiten mit gefüllten Gläsern zugebracht; nach aufgehobener Tafel empfing er von jedem der Anwesenden Umarmung und Kuß. — Herr Bantes hatte die löbliche Sitte noch aus dem älterlichen Hause herübergeerbt und beibehalten.

Das alles ging nun auch an Waldrichs Geburtstage in altbeständener, ihm wohlbekannter Ordnung vor sich. Wie er in's Speisezimmer trat, waren die sämmtlichen Tischgenossen schon versammelt. Herr Bantes kam ihm mit seinem Glückwunsche entgegen, und überreichte ihm ein Blättchen in Seidenpapier eingeschlagen. Es war ein schöner Wechsel, von Herrn Bantes auf sich selbst ausgestellt, a visto zahlbar. Frau Bantes folgte. Sie trug ihm eine äußerst feine, vollständige Hauptmannsuniform entgegen, mit allem Zubehör. Darauf nahte Friederike mit einem Silberteller; auf einem halben Dutzend feinen, von ihrer eigenen Hand gestickten Halstüchern lag ein Brief mit großem Siegel des Regiments und der Adresse: An den Hauptmann Georg Waldrich. Hier stutzte der Oberlieutenant, als er aufbrach und ein Hauptmannspatent für sich erblickte. Auf Beförderung hatte er lange gewartet, aber sie so bald nicht zu erleben gehofft. Er war Hauptmann seiner Kompagnie geblieben, sein auf Urlaub befindlicher Vorgänger zum Major vorgerückt.

„Aber, mein gnädiger Herr Hauptmann,“ sagte Friederike mit ihrem ihr eigenen anmuthigen Lächeln, „gelt, Sie werden mir doch nicht böse? Ich will nur bekennen, der Brief kam schon vor acht Tagen während Ihrer Abwesenheit an, und ich unterschlug ihn, um ihn für heute aufzusparen. Gestraft genug bin ich schon durch meine

achttägige Todesangst, Sie möchten die Ernennung noch von wo anders her erfahren, und dann diesen Brief vermissen."

Waldrich war gar nicht in der Laune, zu zürnen; auch konnte er in der Bestürzung kaum ein Wort hervorbringen und den Uebrigen danken, die ihm Glückwünsche und Angebinde brachten.

"Hauptsache ist," rief Vater Bantes fröhlich, "daß man den neugebackenen Hauptmann bei uns und seiner Kompagnie läßt. Ich hatte die acht Tage durch auch so eine Gattung Todesangst und dergleichen im Leibe, der Georg müsse fort. He, Herr Buchhalter, marsch, in den Keller. Marsch, sag' ich, zu Numero Neun, zum alten Neckar. Auf der Stelle den Herrn Offizieren der Kompagnie ein Dutzend Flaschen, jedem Unteroffizier, Feldweibel, Korporal und Admiral eine Flasche und einen halben Gulden dazu, und jedem Gemeinen einen halben Gulden. Und der Herr Oberlieutenant wäre ihr Hauptmann! Sollen eins auf seine Gesundheit trinken, aber ihm heut mit Komplimenten und dergleichen vom Halse bleiben. Morgen so viel sie wollen, nach Herzenslust!" — Der Buchhalter gehorchte.

Man sah bei Tische offenbar, wie lieb dem Herrn Bantes sein ehemaliger Mündel war. Er sprudelte von ausgelassener Fröhlichkeit in einer Menge drolliger Einfälle. So hatte ihn Waldrich nie gesehen, und er ward recht gerührt dadurch.

"Nun, mein Haupt- und Kapitalmännchen," rief ihm über Tische der muntere Greis zu, "ich meinte, weiß Gott, der Wechsel, den ich Ihnen da gab, werde wohl für Sie als Reisepfennig gut sein müssen. Dazu war er auch bestimmt. Nun ärgert's mich, daß ich so kleinmüthig war. Sie brauchen ihn nicht; hätte was Besseres geben sollen. Vergessen Sie nicht das Hausgesetz. Sie können eine Bitte thun, ich muß sie gewähren. Also, ohne Umstände heraus mit der Sprache. Verlangen Sie, was

Sie wollen, ich gebe es, und müßte es selbst meine neue, schöne, weiße Perrücke sein und dergleichen.«

Der Hauptmann hatte feuchte Augen. »Ich habe nichts mehr zu bitten.«

»Ei, geschwind besonnen! Der Augenblick kommt vielleicht über's Jahr nicht wieder!« rief der Alte.

»So erlauben Sie mir, Papa, Ihnen einen herzlichen, dankbaren Kuß zu geben.«

»Je, du Herzensjunge, das hast du wohlfeil!« rief Herr Bantes. Beide sprangen zugleich von ihren Sitzen, fielen einander um den Hals, und Beide ließen erst mit bewegterm Herzen von einander los. Es entstand eine tiefe Stille. Die Rührung Beider hatte sich über Friederike, ihre Mutter und alle Tischgenossen verbreitet; daß Herr Bantes dem Hauptmann das Du gegeben, war Allen eine unerhörte Erscheinung.

Herr Bantes sammelte sich aber schneller, als die Andern, machte sein ernstes Gesicht und brach das Schweigen. »Nun genug mit den Possen da! Lasset uns wieder etwas Vernünftiges reden.« — Er hob sein Glas und befahl zu füllen. Dann stieß er mit Waldrich an, und sprach: »Wo ein Mann ist, muß auch eine Männin sein, und folglich im höhern Chor: wo ein Hauptmann ist, darf noch weniger die Frau Hauptmännin fehlen! Also sie lebe, blühe, grüne und dergleichen hoch!«

Waldrich konnte sich des Lachens nicht erwehren.

»Sie möge fromm, gut und häuslich sein!« sagte Frau Bantes, indem sie mit dem Glase anstieß.

»Mama, wie Sie!« antwortete der Hauptmann.

»Und die Liebenswürdigste unterm Monde!« sagte Friederike anklingend.

»Fräulein, wie Sie!« antwortete er dankend. Friederike schüttelte den Kopf, und drohte halb böse, halb schalkhaft lächelnd mit dem Finger zu ihm herüber: »Man muß sich heute von dem Geburtstags-Prinzen viel gefallen lassen, das zu andern Zeiten mit ... (sie machte mit

der Hand ein Zeichen, wie man unartigen Kindern Strafe gibt) vergolten wird!“

Buchhalter, Kassierer, Fabrikaufseher und Schreiber machten bei dieser sonderbaren Tischszene ihre unschuldigen Bemerkungen. Erst das kecke Anerbieten, welches Herr Bantes dem Hauptmann gethan hatte, ihm Alles zu gewähren, was er bitten würde — ein Anerbieten, das Waldrich so übel verstand —; dann die ausgebrachte Gesundheit zu Ehren der künftigen Frau Hauptmännin — wahrlich, der Günstling des Glücks mußte blind sein, daß er nicht begriff, was ihm Papa Bantes begreiflich machen wollte.

„Und ich glaube doch,“ sagte der Fabrikaufseher leise zum Kassierer, als man vom Tische aufstand, „die Sache ist heut richtig gemacht. Was meinst du? Es gibt ein Paar.

Der Kassierer erwiederte eben so leise: „Mir graut's. Ich denke an den todten Gast. Ich kann nicht anders.“

Die Formalität des Geburtstagskusses begann. Man ging rings um den Tisch, sich, gesegnete Mahlzeit wünschend, einander entgegen. Waldrich empfing von Jedem Umarmung und Kuß. Er traf auf Fräulein Bantes. Unbefangen höflich näherten sie sich einander und gaben sich einander den Kuß. Aber indem sie ihn gegeben hatten, sahen sie einander auf sonderbare Weise in die Augen, wie Personen, die sich ganz unerwartet als alte Freunde erkannt hätten. Beide schwiegen, — sahen Aug' in Auge, wie in den Herzensgrund, — neigten sich noch einmal mit den Lippen zusammen und wiederholten den Kuß, als wenn der erste gar nicht gegolten hätte. Ich weiß nicht, ob das Jemand bemerkt hatte; aber das weiß ich, Mama Bantes senkte bescheiden ihre Augen nieder auf den Brillantring an ihrem Finger. Und Waldrich ließ sich nach diesem vom Kassierer und Buchhalter u. s. w. küssen; er fühlte keinen andern Kuß mehr; verlangte keinen zweiten mehr, sondern ließ den ersten jedesmal gelten. In der

That aber sah er aus, als hätte er den Athem verloren, als wäre ihm die breite Brust zu eng geworden. Und Fräulein Bantes ging ebenfalls mit einer Miene zum Fenster hin, als wäre ihr etwas angethan.

Doch das zerstreute sich bald. Die Heiterkeit nahm ihr voriges Recht wieder ein. Zwei Chaisen standen draußen angespannt, und man fuhr auf's Land, den lieblichen Herbstnachmittag im Grünen zuzubringen.

Noch ein Geburtstag.

Den folgenden Tag war Alles wieder beim Alten. Der neue Hauptmann hatte vielerlei Geschäfte abzuthun. Er hatte Erlaubniß empfangen, seinen General zu besuchen. Er hatte mit seinem Vorgänger mancherlei in Sachen der Kompagnie zu verrechnen. Das machte eine Abwesenheit von einigen Wochen nöthig. Er reisete vom Hause Bantes ab, wie aus einem Vaterhause; man entließ ihn, wie einen Sohn, mit freundlichen Ermahnungen, mit guten Lehren, mit wohlwollenden Wünschen, wie Einen, dessen man sicher ist, ohne Trauer und Wehmuth um solch eine Trennung. Waldrich und Friederike schieden eben so, wie sonst, wenn sie etwa in eine Gesellschaft, oder er zur Parade ging. Nur erinnerte sie ihn noch, daß er nicht zu ihrem Geburtsfeste fehlen müsse, am zehnten November. Auch hatte ich das Vergnügen, meinen Freund auf jener Reise einige Tage bei mir zu sehen. Er freute sich seiner Beförderung, zweifelte aber, wie er aus den Worten seines Generals schließen konnte, daß er mit der Kompagnie noch lange zu Herbesheim bleiben würde.

Das sagte er auch ganz unbefangen bei seiner Rückkunft im Hause Bantes. Man bedauerte, ihn wieder verlieren zu müssen. „Doch,“ setzte der Alte hinzu, „lassen wir uns kein graues Haar darum wachsen. Spät oder früh schickt uns Alle der droben in andere Besatzung. Hier auf dem Erdbällchen sitzen wir einander, ob in die-

ser oder jener Stadt, immer nahe genug, oft einander nur allzu nahe. Die verdammten Engländer und dergleichen sitzen meiner Fabrik, zum Beispiel, gerade auf dem Nacken.“

Es versteht sich, Friederikens Geburtstag ward in gewohnter Ordnung und Feierlichkeit begangen. Waldrich hatte ihr aus der Residenz eine neue Harfe, ein zierliches Meisterwerk, und ausgesuchte Musikalien mitgebracht. Beides überreichte er ihr, als die Reihe an ihn kam. Ein breites, rosenfarbenes Seidenband flatterte um das glänzende Saitenspiel.

Vater Bantes war hochselig. Er ging stillvergnügt und rasch umher im Speisesal, und rieb sich so heimlich lächelnd die Hände, daß Frau Bantes, die ihm verwundert mit den Augen folgte, sich nicht enthalten konnte, dem Kommandanten leise zuzuflüstern: „Der Papa hat für uns noch eine artige Ueberraschung im Hintergrunde.“

In der That, die kluge Matrone irrte nicht.

Man setzte sich, nach vollendeten Glückwünschen und Angebinden, zum Tische. Als Friederike, wie die Andern, ihre Serviette vom Teller hob, fand sie auf diesem ein kostbares Halsband von orientalischen Perlen, einen prächtigen Brillantring und einen an sie gerichteten Brief. Das Fräulein erstaunte freudig, und hob die glänzende Schnur und den blitzenden Ring mit mädchenhaftem Wohlgefallen. Herr Bantes sah sie mit freudefunkelnden Augen an, und weidete sich an ihrer und aller Anwesenden Ueberraschung. Ring und Perlenband gingen darauf an der Tafel umher auf dem Teller, daß Jeder die Pracht bequemer schauen könne. Friederike hatte inzwischen den Brief erbrochen und las ihn. Ihre Gesichtszüge verriethen noch mehr Erstaunen, als sie schon vorher bei den Geschenken geäußert hatte. Herr Bantes schwamm in Seligkeit. Die Mama studierte mit einer ängstlichen Neugier die gespannten Gesichtszüge der Tochter.

Friederike schwieg lange, indem sie sinnig das Blatt betrachtete. Endlich legte sie es nieder.

„Laß auch den Brief herumgehen!“ rief der entzückte Vater. Sie gab den Brief verlegen und stumm an die neben ihr sitzende Mutter.

„Nun, Riekchen,“ rief der Alte, „hat dir die Ueberraschung den Athem und dergleichen gestohlen? Gelt, der Papa weiß es anzustellen?“

„Wer ist der Herr von Hahn?“ fragte Friederike mit dunkler Miene.

„Wer anders denn, als der Sohn meines alten ehemaligen Associé Hahn, des berühmten Banquiers? Könntest du für dich einen Andern erwarten? Der Alte hat bessere Geschäfte gemacht, als ich hier mit meiner Fabrik. Nun setzt er sich in Ruhe. Sein Sohn, der junge Hahn, übernimmt die ganze Sache des Alten, und du wirst die Henne des jungen Hahn.“

Frau Bantes gab, indem sie mit dem sich sanft hin und her bewegenden Kopfe eine stille Mißbilligung äußerte, den Brief an den Kommandanten. Der Inhalt war folgender:

„Zu Ihrem Geburtsfeste, mein schönes Fräulein, drängt sich, leider diesmal im Geiste nur, weil der Arzt bei rauher Witterung die Reise untersagt hat, ein Ihnen Unbekannter. Ach, daß ich sagen muß, Unbekannter! daß ich nicht statt dieser Zeilen selbst nach Herbesheim fliegen und dort um Ihre Hand flehen, und das, was unsere guten Väter in der Herzlichkeit ihrer Jugendfreundschaft wegen unserer Verbindung beschlossen haben, und was meine Sehnsucht so ungeduldig verlangt, vollenden kann! O, mein angebetetes Fräulein, mit der ersten mildern Witterung, wenn auch noch etwas kränklich, eile ich nach Herbesheim. Ich segne mein Schicksal. Ich mache es zur Aufgabe meines Lebens, daß auch Sie einst unser vereintes Schicksal segnen sollen. Nur um die Hand darf ich flehen; ich weiß es, nicht um das Herz. Dieses kann sich

nur frei hingeben. Aber lassen Sie mir wenigstens die Hoffnung, es verdienen zu können. Wenn Sie wüßten, wie glücklich nur eine kleine Zeile von Ihrer Hand mich machen, — wie die mich wunderreicher, als die Kunst meines Arztes, heilen und stärken würde — Sie ließen mich nicht vergebens bitten. Erlauben Sie, daß ich mich, in Verehrung und Liebe, nennen darf Ihren Verlobten,

Eduard v. Hahn.«

Der Kommandant sah ernst und starr auf den Brief. Er hatte gar nicht das Ansehen eines Lesenden, sondern eines Denkenden, oder, ich möchte lieber sagen, eines Träumenden. Inzwischen wollte Vater Bantes durchaus, Friederike solle ihre mädchenhafte Ziererei abthun und ihm einmal recht offen und ehrlich bekennen, daß sie sich freue.

»Aber, Papa, wie kann ich das? Ich habe diesen Herrn Banquier von Hahn in meinem Leben nicht gesehen.«

— Närrchen, ich verstehe dich, natürlich. Aber ich kann dir darüber Trost und Frieden geben. Er ist ein feiner, schlanker, großer Jüngling, ein hübsches Milchgesicht. Etwas schwächlich war er schon ehemals; das ist vermuthlich vom plötzlichen Wachsen gekommen. Er war gewaltig in die Höhe geschossen.

»Wann sahen Sie ihn denn, Papa?«

— Als ich das leztemal in der Residenz war. Laß sehen, es mögen zehn, zwölf Jahre sein. Ich brachte dir damals die schöne Puppe mit, wie hieß sie doch? Sie war fast so groß, wie du. Die Babette, Rosette, Lisette oder dergleichen. Nun weißt du's. Der junge Hahn mochte kaum viel über zwanzig haben. Ein rechtes Milchgesicht, sag' ich dir. Du sollst ihn nur sehen.

»Papa, ich hätte erst ihn lieber gesehen, als seinen Brief mit solchem Antrag gelesen.«

— Ein dummer Streich ist's, daß er, wie wir Alten es abgemacht hatten, nicht selbst zu deinem Geburtstage kommen konnte. Als ich mit der Mama verlobt war, kam ich selbst. Nun, Mama, und du? Gelt, du hast

die Aeuglein aufgerissen?. Das Geheimniß brannte mir fast die Seele ab. Hätt's dir gern gleich anfangs mitgetheilt. Allein ich kenne euch Frauen. Da wäre das Geheimniß schon vor dem Geburtstage verrathen worden und alle Ueberraschung in die Brüche gegangen.

Frau Bantes erwiederte etwas ernsthaft: „Du hast wohl gethan, Papa, mich, als Mutter, nicht zu Rathe zu ziehen. Es ist nun geschehen. Segne der Himmel dein Werk.“

— Aber, Mama, ich sage, die Wahl! Für seinen Adel zwar geb' ich keinen rothen Kreuzer. Doch, solch ein Mädel nimmt's eben auch nicht übel, wenn es gnädige Frau getitelt wird. Aber der reiche Banquier! Sieh, Mama, wir Fabrikanten sind am Ende mit unserm Plunder nur gemeiner Plunder. Aber ein Banquier ist in der Handelswelt allezeit ein Superlativus und dergleichen. Krümmt der alte Hahn den Finger und winkt nach Wien, flugs ist da am Hofe Alles in Bewegung und fragt: was befehlen der Herr von Hahn? Nickt er mit dem Kopfe nach Berlin, flugs beugt sich Alles bis zur Erde. Solch Einem können der Teufel und die Engländer und dergleichen nichts anhaben. Davon, Mama, sprech' ich. Was sagst du dazu?

„Ich finde die Wahl, eben wie du sie machen konntest, vortrefflich!“ sagte Frau Bantes ernst, und senkte die Augen auf ihren Suppenteller.

Friederike sah düster seitwärts nach ihrer Mutter und seufzte: „Mama, auch Sie?“

Der Kommandant stierte noch immer den Brief an, während man so fortsprach. „Donner, Hauptmännchen, können Sie sich nicht satt lesen? Ihre Suppe wird kalt!“ rief Herr Bantes.

Waldrich erwachte, sah noch einmal das Papier an, und warf es hastig vor sich hin, als säße Pestgift daran. Er aß; ein Anderer nahm den Brief.

Papa Bantes ärgerte sich, daß Friederike nicht fröhlicher ward. Er schob anfangs Alles auf die jähe Ueberraschung, daß das arme Mädchen keine Worte finden konnte. Inzwischen ließ er nicht ab, und trieb seine Scherze weiter, wie sie ein frohsinniger alter Herr bei solchen Anläßen wohl zu treiben pflegt. Aber von keiner Seite wollte es anklingen. Nur Buchhalter, Kassierer und Inspektor lächelten freundlichen Beifall.

Verdrießlich sagte er endlich zu Friederiken: „Mädchen, rede mir endlich einmal frei von der Leber weg, hab' ich's getroffen, oder nicht? einen klugen oder dummen Streich gemacht? Sag's nur dem Papa. Uebrigens wirst du schon anders pfeifen, Vögelchen, wenn der junge Hahn kommt.“

„Es kann sein, lieber Papa!“ erwiederte Friederike: „Wie sollte ich Ihre freundliche, wohlwollende Absicht im Mindesten bezweifeln? Diese Erklärung beruhige Sie.“

„Nun, das ist aller Ehren werth, Riekchen. So muß ein vernünftiges Mädchen zur Sache denken. Mama hat mir's selbst gestanden, sie habe zu ihrer Zeit auch so gedacht. Also, die Gläser gefüllt! Die Braut soll leben, und der Bräutigam daneben!“

Der Papa stieß mit seiner Tochter an. Die Andern folgten. Die frohe Laune schien zurückzukehren.

„Dummen Streiches kein Ende, daß der junge Hahn uns gerade heute fehlen muß!“ fuhr Herr Bantes wieder fort: „Ein schöner, hübscher Mann, sag' ich dir. Sehr gefällig, sehr gesellig; hat mehr Schulen durchgemacht, als sein Vater. Ich wette, du kommst nicht wieder los von ihm, wenn du ihn einmal gesehen hast. Ich wette, du fällst dem Papa um den Hals und dankest ihm.“

„Es ist möglich, Papa. Wenn's dann so ist, werd' ich's gern thun. Aber bis ich ihn gesehen, bitt' ich — und Sie wissen, lieber Papa, ich habe am Geburtstage das Recht der billigen Bitte! — und so bitte ich, kein

Wort mehr von ihm, bis ich diesen Unbekannten gesehen habe.«

Herr Bantes runzelte die Stirn, und sagte endlich: »Mit Erlaubniß, Fräulein Tochter, das war einmal eine einfältige Bitte! — Indeß sie gilt. Die Mama that zu ihrer Zeit nicht solche Bitten.«

»Schatz,« sagte Frau Bantes zu ihrem Manne, »keine Vorwürfe für Friederike. Du mußt nicht vergessen, daß ihr Geburtsfest ist; es darf sie Niemand kränken.«

»Hast Recht, Mama!« erwiederte der Alte! »Er kommt gewiß bald. Der Neumond ist nahe; dann ändert das Wetter.«

Damit nahm die Unterhaltung, freilich anfangs etwas gezwungen, andere Wendung, und sie ging endlich auch in die alte Unbefangenheit und Gemüthlichkeit über. Nur beim Hauptmann blieb unter allen Scherzen etwas Frostiges zurück. Frau Bantes schien es zu bemerken, und füllte ihm, wider ihre Gewohnheit, öfter das Glas. Friederike sah einigemal mit starrem, forschendem Auge auf ihn hinüber. Und wenn sich Beide zufällig mit den Blicken begegneten, war ihnen, als thäten ihre Seelen geheime Fragen an einander; in Waldrichs Auge lag etwas, wie ein stummer Vorwurf, und in Friederikens Gemüth ward es, als vernähme sie von diesem Blicke eine angenehme Antwort.

Die Andern plauderten anders, unterhielten sich wohl, und der Papa erreichte wieder die volle Höhe seiner guten und muthwilligen Laune. Es traf sich eben, als man nach aufgehobener Tafel um den Tisch ging, um der schönen Königin des Festes den gesetzlichen Kuß zu geben, daß Waldrich und Friederike einander vor dem Vater Bantes begegneten.

»Höre, Riekchen,« sagte der muthwillige Vater, »denke dir jetzt, unser Georg da sei nun ein gewisser Jemand, den ich bei Leibes- und Lebensstrafe nicht nennen darf, bis er hier ist. Denke dir das, dann wird der

Kuß anders als ein gemeiner werden; versuch's nur, du Närrchen.«

Waldrich und Friederike standen vor einander. Er nahm ihre Hand. Sich, Aug' in Auge verloren, ernst, fast wehmüthig anschauend, neigten sie zum Kusse gegen einander. Der Alte sprang mit einer komischen Bewegung auf die Seite, den Kuß zu sehen. Er ward gegeben. Beide, indem sie sich zurückzogen, schlossen ihre Hände fester zusammen. Waldrich erblaßte, Friederikens Augen verdunkelten von einer Thräne. Sie neigten noch einmal die Lippen zusammen. Nach diesem Kusse schienen Beide von einander gehen zu wollen. Rasch noch einmal flogen Beider Lippen zusammen. Dann laut weinend eilte Friederike fort; Waldrich wankte gegen ein Fenster und zeichnete gedankenlos mit dem Finger im angelaufenen Glase desselben.

Der Alte sah links und rechts mit dem Kopfe, während er übrigens steif und wie versteinert stand. »Was, zum Kukuk, ist denn los? Was hat denn das Mädchen?« rief er: »Was ist ihm begegnet?«

Frau Bantes senkte ihre Augen schweigend nieder auf den Brillantring ihrer Hand; sie wußte, was Friederiken begegnet war, und sagte zum Herrn Bantes: »Papa, schone jetzt des Mädchens. Laß es erst ausweinen.«

»Aber, aber, aber...« rief der Alte hastig, und lief zu Friederiken: »Was hast du, Kind? Was weinst du?«

Sie weinte, und erwiederte, sie wisse es selbst nicht.

»Ah, Flausen und dergleichen!« rief der Vater: »Dir ist etwas geschehen. Bist du gekränkt worden? Hat etwa die Mama....«

— Nein.

»Oder der Hauptmann dir etwas gesagt?«

— Nein.

»Donner, doch ich nicht? — Was? Rede doch, ich? Wegen des Spasses? Darum weinst du?«

Frau Bantes zog ihn sanft an der Hand von Friederiken zurück und sagte: „Papa, du hast dein Wort gebrochen, und sie gekränkt. Du hast ihre Bitte verletzt, und wieder, du weißt es wohl…“

„An den Jemand erinnert? — Hast Recht, ich hätte es nicht thun sollen. Laß gut sein, Riekchen; es geschieht nicht wieder. Wer nimmt aber dem Papa dergleichen auch auf der Stelle so hoch auf?“

Friederike beruhigte sich. Frau Bantes führte sie zur Harfe. Waldrich mußte stimmen. Die Flöte ward geholt. Man versuchte die neuen Notenstücke. Friederike spielte die Harfe unter Waldrichs Flötenbegleitung vortrefflich. Es ward noch ein schöner, genußvoller Abend.

Berathungen.

Papa Bantes hielt Wort. Mit keiner Silbe mehr geschah Erwähnung von dem gewissen Jemand. Eitles Treiben. Desto mehr dachte nun Jeder im Hause an ihn.

Regelmäßig Morgens, Mittags und Abends ging Herr Bantes zum Barometer, klopfte an, um das Quecksilber steigen zu machen, und für reisende, kränkliche Leute schönes Wetter zu erzwingen. Friederike, wenn es Niemand bemerkte, klopfte auch, um das Quecksilber fallen zu machen. Waldrich, nicht minder Frau Bantes, schielten auch öfter als sonst nach der weissagenden Röhre Torricelli's.

„Das Wetter bessert offenbar!“ sagte eines Tages Herr Bantes, da er sich mit der Mama allein im Zimmer befand: „Die Wolken zertheilen sich. Ich denke, er ist schon unterwegs.“

— Das verhüte Gott, Papa. Mir schiene überhaupt gerathener, du würdest Herrn von Hahn schreiben, nicht vor Weihnachten nach Herbesheim zu kommen. Und wenn ich auch nicht an das alberne Geschwätz glauben mag, so kann man sich doch nicht erwehren, ängstlich zu sein.

„Ei, ei, Mama! denkst du an den todten Gast? Possen! Schäme dich.“

— Ich geb' es zu, lieber Mann, es ist Thorheit. Allein, es dürfte unserm Kinde in der Adventszeit begegnen, was wolle, man würde immer.... ja, bloß der Gedanke daran könnte, wenn etwa Riekchen nur unpäßlich würde, das Uebel verschlimmern. Und wenn ich auch nicht an Gespenster glaube, und wenn auch Friederike darüber lacht, möchten wir doch z. B. nicht Nachts in der Kirche herumgehen. Der Mensch ist nun so. Verschiebe die förmliche Verlobung bis nach der fatalen Zeit. Nach Advent haben die jungen Leute noch hundert Jahre Muße, sich einander zu sehen, Verlobung und Hochzeit zu machen. Warum denn eben jetzt geeilt? Was schadet ein Verzug von wenigen Wochen?

„Schäme dich, Mama! Muthe mir nicht Narrheiten zu. Eben deswegen gerade, weil der Pöbel sein Larifari mit dem todten Gaste hat, muß Friederike jetzt Braut werden, muß jetzt Verlobung sein. Man muß ein Beispiel geben. Es ist für uns Pflicht und dergleichen. Sehen die Leute in der Stadt, daß wir uns um keinen todten Gast bekümmern; daß wir unsere Tochter verloben, allem Geschwätze zum Trotz; daß Riekchen den Kopf behält, und ihr Keiner den Hals umdreht: so ist dem tollen Aberglauben der Hals umgedreht auf immer. Den Leuten bloß predigen: seid einmal gescheut! thut Buße! werdet fromm! das hilft nichts; sondern hübsch voran, Herr Pfarrer, voran!“

— Gesetzt aber, Papa, dein Kind ist dir doch auch lieb, gesetzt nun.... siehst du, vor hundert Jahren muß doch, laut dem Kirchenbuche, etwas Unglücks begegnet sein, sei es gewesen, was es wolle; vielleicht waren damals auch Menschen, die sich über die uralte Sage hinwegsetzten; — nun, wir wollen es auch thun. Aber wenn du die Verlobung eben in die böse, verrufene Adventzeit

dieses hundertsten Jahres legst, und, was Gott verhüte; es geschähe dann, daß....

„Halt! du willst doch nicht sagen, Friederikens Gesicht im Nacken? Ich mag den Teufelseinfall nur nicht denken. Bleib' mir damit vom Leibe, sag' ich.“

— Nein. Aber, zum Beispiel, Herr von Hahn käme in diesen berüchtigten Tagen, bei diesem winterlichen Wetter zu uns, — denke nur, kränklich ist er, wie er schreibt. Es könnte doch die Witterung auf weiter Reise, bei schlechten Wegen, sein Uebel verschlimmern.... Gesetzt, wir hätten einen kranken — vielleicht zuletzt einen todten Gast; es graut mir, es auszusprechen! Und dann die vom Aberglauben ausgezeichneten Advente dieses Jahres, — durch deinen Eigensinn diesen Aberglauben bestätigt.... Freund, bedenk' es doch wohl.

Herr Bantes schien nachdenkend zu werden, und brummte endlich: „Mama, ich begreife nicht, wie du immer auf Einfälle geräthst, die sonst in keines Menschen Gehirn kommen. Wie machst du's auch? Könntest Poet werden und dergleichen. Spür's übrigens euch allen an, daß ihr vom Popanz der Herbesheimer Adventstage lebendig besessen seid. Alle seid ihr's; du, Friederike, sogar der Hauptmann, der doch Soldat sein will, der Kassierer, Buchhalter, Inspektor, Alle, sag' ich! Aber Keiner will es Wort haben. Pfui!“

— Wenn es wäre, woran ich aber doch fast zweifle, so ist es Pflicht des klugen Hausvaters, glimpflich eines Vorurtheils zu schonen, das eben Keinem schadet.

„Alle Narrheit schadet. Darum keine Schonung; Krieg, offener Krieg! Seit Friederikens Geburtstag geht und steht hier im Hause Jeder so verblüfft, als wäre das jüngste Gericht unterwegs. Der Teufel hat das Mährchen vom todten Gaste erfunden. Es bleibt, wie gesagt, beim Alten, Mama. Nichts wird geändert. Ich bin unbeweglich!“

So sagte Herr Bantes, und lief aus dem Zimmer.

Inzwischen blieb es doch bei ihm nicht so ganz beim Alten. Das Gespräch hatte in ihm einen Dorn zurückgelassen. Er fand, daß es um des lieben Hausfriedens willen besser sein könne, die förmliche Verlobung auf Weihnacht hinauszustellen. Er liebte seine Tochter zu sehr, und diese Liebe brachte ihn auf allerlei Besorgniß, der Teufel könne doch auf irgend eine Art sein Spiel treiben, und dann würde man es dem todten Gaste zuschreiben. Je näher der erste Advent rückte, je umheimlicher ward ihm dabei, und zwar wider seinen Willen. Er wünschte, sein zukünftiger Schwiegersohn möchte einsweilen noch ausbleiben. Es jagte ihm ein Schrecken ein, als sich das Wetter völlig aufklärte und der volle, warme Sonnenschein über die Welt floß, als wolle der Spätherbst noch einen schönen Nachsommer zum Geschenk bringen. Er ging nun eben so fleißig zum Barometer und klopfte, das Quecksilber wieder fallen zu machen.

Zu seiner Verwunderung bemerkte er, daß die Mama, daß Friederike die ehemalige gute Laune mit dem guten Wetter wieder bekommen hatten, der Kommandant ebenfalls, und daß zuletzt alle Hausgenossen den ehemaligen Ton wieder fanden. Nur er konnte ihn nicht sogleich wieder finden.

Gutes Wetter.

Frau Bantes hatte wohl bemerkt, daß Riekchen mancherlei in ihrem Herzen gegen den reichen Banquier einzuwenden hatte; daß der Stadtkommandant in diesem Herzen, mehr als es sein sollte, Kommandant geworden war. Nicht um den Kommandanten, so lieb er ihr auch war, zu begünstigen, sondern jede Uebereilung und das daraus mögliche Unglück zu verhüten, trachtete sie nun, die förmliche Verlobung des Banquier mit ihrer Tochter zu verspäten. Sie wünschte, die jungen Leute sollten sich erst kennen lernen, Friederike sollte sich erst an ihr eb-

stimmtes Schicksal in Gedanken gewöhnen. Nebenbei war doch auch erst näher zu erfahren, ob Herr von Hahn durch sein Herz das Herz Friederikens verdiene. Daher hatte die sorgliche Mutter dem Herrn Bantes, obwohl er ihr das auch für sie hochwichtige Verfügen über die Hand seiner Tochter bis zum Geburtstage verheimlicht hatte, nie in seiner Wahl widersprochen, keinen Vorwurf gemacht. Sie kannte Herrn Bantes zu gut; Widerspruch würde ihn noch erpichter auf seine Sache gemacht haben. Darum spann sie jenes Gespräch mit ihm an und schob sie ihm den Dorn in's Gewissen, und freute sich, als sie wahrnahm, es sei nicht ohne Wirkung geblieben. Darum hatte sie auch, schon am Geburtstage selbst, an eine Freundin in der Residenz um Erkundigung über den sittlichen Werth des Herrn von Hahn geschrieben. Die Antwort traf an demselben Tage ein, als das schöne Wetter dem Herrn Bantes Schrecken machte. Herr von Hahn ward in dem Briefe der Freundin als einer der rechtschaffensten Männer geschildert, der Jedermanns Achtung und bisher auch Jedermanns Bedauern genossen hätte, nicht nur, weil er immer sehr kränklich, sondern bisher auch in fast sklavischer Abhängigkeit von seinem alten, mürrischen, wunderlichen und geizigen Vater gewesen wäre. Seit einigen Wochen aber habe der junge Mann die sämmtlichen Geschäfte des Alten übernommen. Der Alte zöge sich nun auf ein Landgut zurück, weil er schon die Altersschwächen zu sehr fühle, schwer höre und selbst durch die Brille nicht mehr gut sehe.

Diese angenehmen Nachrichten machten der Frau Bantes gutes Wetter.

Ein anderer Umstand brachte das gute Wetter für Friederiken und den Kommandanten an demselben Tage.

Waldrich war nämlich aus Auftrag der Frau Bantes in Rieckchens Zimmer getreten. Das Mädchen saß am Fenster, die Stirn auf die neue Harfe gelehnt, die sie vor sich hatte.

„Fräulein, Mama wünscht zu wissen, ob Ihnen gefällig wäre, mit uns beim schönen Wetter eine Fahrt in's Freie zu machen?“

Riekchen antwortete nicht, sondern drehte das Gesicht noch ein wenig mehr von ihm ab, gegen das Fenster.

„Ihro Gnaden sind ungehalten?“ fragte Waldrich, der da glaubte, sie wollte mit ihm Scherz treiben: „Hab' ich zum Frühstück nicht, auch wider Neigung, eine Tasse Chokolade mehr getrunken, bloß weil Ihro Gnaden befahlen? Bin ich nicht pünktlich und zu rechter Zeit von der Parade zum Essen gekommen? Hab' ich bei Tische nicht zu Allem mein ehrerbietiges Ja gesagt?“

Es erfolgte keine Antwort. Er stand eine Weile schweigend da, ging dann zur Thür, als wolle er fort, kehrte dann wieder um und sagte ungeduldig: „Kommen Sie, Riekchen, das Wetter ist herrlich.“

Darauf ertönte ein dumpfes Nein. Er erschrack bei dem Tone, denn dieser verrieth, daß er unter Thränen hervorgegangen sei.

„Was fehlt Ihnen?“ sagte er ängstlich, und nahm die unter ihrer Stirn ruhende Hand von der Harfe, und zwang sie, aufzusehen.

— Will die Mama ihm vielleicht mit uns entgegenfahren? Soll er heut ankommen? Hat sie etwas gesagt? — fragte Friederike hastig, und trocknete mit dem weißen Tuche ihre rothgeweinten Augen.

Waldrichs Blick verdunkelte sich. Halb unwillig sagte er: „O Friederike, es ist nicht recht von dir, daß du so fragst. Glaubst du, ich möchte dich noch einladen, wenn ich so etwas nur ahnen könnte? Wollte Gott, er käme nicht, ehe ich davon wäre.“

— Wie davon?

„In eine andere Garnison. Ich habe dem General schon an deinem Geburtstage geschrieben und gebeten, und noch keine Antwort.“

Riekchen sah ihn verdrießlich an, stand auf und sagte: Georg, nimm mir's nicht übel, das war einmal wieder einfältig von dir.

„Ich kann, ich will, ich darf aber nicht bleiben.“

— Waldrich, ist das Ihr Ernst? Sie werden machen, daß ich Ihnen zeitlebens böse werde.

— Und Sie wollen meinen Tod, wenn Sie mich zwingen, Ihr Hochzeitgast zu sein.“

— Sie sollen nie zu meiner Hochzeit eingeladen werden. Wer hat Ihnen gesagt, daß ich mein Jawort schon gegeben?

„Sie dürfen es nicht verweigern.“

— Und, ach Gott, ich kann es doch nicht geben! — schluchzte das Fräulein, und verhüllte ihr Gesicht. Auch Waldrich ward von seinem geheimen Schmerz übermannt. Dies war das erste Mal, daß Beide unter sich diesen Gegenstand berührten, obgleich er ihnen nie aus dem Sinn gekommen war. Am letzten Geburtstage, als Beide zum erstenmal von der Gewißheit oder Möglichkeit erschreckt wurden, sich in Zukunft nicht mehr sein zu können, was sie bisher in unbefangener Fortsetzung jugendlicher Zusammengewöhnung gewesen waren, hatten sie zum erstenmal in sich erkannt, mit welcher Liebe sie an einander hingen. Beide betrachteten sich, seit jenen verrätherischen drei Festtagsküssen, mit ganz andern Augen. Beide verstanden sich; wußten, daß sie liebten und geliebt wurden, ohne es weiter einander mit Worten zu sagen. In Beiden war plötzlich das ruhige alles verschönernde Licht der Freundschaft zur Flamme geworden. Beide wollten diese vor einander verbergen, und erhöhten damit nur die innere Macht derselben.

Nach einer Weile trat Waldrich wieder zu ihr und sagte in treuherzigem Tone: „Riekchen, dürfen wir noch mit einander bleiben, wie es bisher war?“

— Waldrich, können wir denn gegen einander anders werden, wie bisher?

„Können? ich? Das ist unmöglich. Ach, ich wußte selbst nicht, Riekchen, was mein Glück gewesen. Nun ich dich verliere, weiß ich erst, daß ich verloren bin.“

— Verlieren, Georg! Sage mir das nicht, und mache mich nicht unglücklich. Es ist ein entsetzliches Wort, das! Nenn' es nicht wieder.

„Aber wenn er kommt?“

— Dann wird Gott sorgen. Da, nimm meine Hand, Georg, zehntausendmal lieber verlob' ich mich dem todten Gaste. Aber du sagst das weder dem Papa noch der Mama. Ich will es ihnen sagen, wenn es Zeit ist. Nimm auf dies Wort meine Hand und sei ruhig für mich.

Er nahm die Hand und bedeckte sie mit heißen Küssen. „Es ist ein Lebenswort, Fräulein!“ sagte Waldrich: „Ich durfte es kaum erwarten. Aber ich nehme es von Ihnen. Brechen Sie es, so brechen Sie mein Leben.“

— Und sind Sie nun wieder froh uud glücklich?

„Ach, ich war's noch nie so, wie diesen Augenblick!“ rief er.

„Fort,“ rief Friederike, „die Mama wird dich erwarten. Fort, ich mache meine Toilette und fahre mit euch.“ — Sie stieß ihn zurück und drängte ihn zur Thür; aber an der Thür gab sie ihm einen Abschiedskuß. — Wie ein Trunkener ging er, und meldete der Frau Bantes Friederikens Entschluß. Sich selbst nicht empfindend, sank Friederike auf einen Sessel hin, und verging im Traum ihrer Seligkeit und vergaß die Spazierfahrt. Der Wagen wartete. Frau Bantes ging endlich selbst, die Tochter zu holen. Diese saß träumend da, das Köpfchen von blonden Locken umringelt auf die Brust gesenkt, die gefalteten Hände im Schoos.

„Was sinnest du? oder betest du?“ fragte die Mama.

— Ich habe mit Gott gesprochen.

„Ist dir wohl?“

— Wie einem Engel bei Gott.

„Dein Ernst, Riekchen? Du scheinst geweint zu haben?"

— Ja, ich habe geweint. Aber ich bin nun glücklich, Mama. Kommen Sie zum Wagen. Ich nehme nur noch den Hut.

Sie nahm den Hut und stellte sich vor den Spiegel, unter welchem das rosenrothe Seidenband lag, welches Waldrich um die Geburtstagsharfe geschlungen hatte. Sie nahm es und band es um ihren Leib als Schleife.

Frau Bantes schwieg; aber sie beschloß, dem Kommandanten nie wieder einen Auftrag an das Mädchen zu geben.

Die Sage vom todten Gaste.

Am folgenden Abend war im Hause des Herrn Bantes die gewöhnliche erste Wintergesellschaft; so hieß in Herbesheim, was in andern Städten auch Kränzchen, Spirée, Thee u. s. w. genannt wird. Unter den besten Familien der kleinen Stadt ging es nämlich der Reihe nach herum, sich jede Winterwoche einmal freundlich und einfach zu bewirthen, und mit Musik, Gesang, Gespräch, Spiel und Scherz den langen Abend zu erheitern. Zu bemerken ist übrigens im Vorbeigehen, daß unter Spiel kein Kartenspiel verstanden ward, wie es gewöhnlich die armselige Unterhaltung von Leuten zu sein pflegt, die zwischen Medisiren und Langeweilehaben keinen Mittelweg durch ein anderes erheiterndes Gesellschaftsspiel kennen.

Diesen Abend beim Herrn Bantes war aber weder an Gesang noch Musik, weder an Spiel noch Scherz zu denken. Man sah sich in diesem Kreise und diesen Winter das erste Mal. Man hatte sich einander sehr viel zu sagen, und weil in drei Tagen der erste Advent war, kann man denken, daß der todte Gast die Kosten der Unterhaltung bestreiten mußte. Die jungen Frauenzimmer rümpften die Näschen, oder stellten sich doch etwas ungläubig. Manche

war froh, daß sie keinen Bräutigam hatte, den sie aber vielleicht nach der Adventzeit nicht verschmäht haben würde; in mancher zog sich das arme Herz bange zusammen, wenn sie an Jemanden dachte, der dem armen Herzen angehörte. Die ältern Frauen, nach reiflicher Ueberlegung, stimmten so ziemlich überein, daß die Geschichte vom todten Gaste nicht ganz aus der Luft gegriffen sein möge. Die jungen Herren waren alle ohne Ausnahme ungläubig. Einige wünschten, der todte Gast möge kommen und ihren Heldenmuth versuchen. Ein paar ältliche Herren drohten den jungen Großsprechern warnend mit den Fingern. Einige junge Frauenzimmer stimmten ein, und es gab manche Neckerei, manches Witzspiel und muthwilliges Gelächter.

„Aber," rief Herr Bantes mit drolligem Zürnen, „Was ist das für Wirthschaft? Wohin ich den Kopf stecke: todter Gast, links und rechts. Ist das auch eine Unterhaltung für meine lebendigen Gäste? Fort damit, sag' ich. Lebendigere Unterhaltung! Keine Winkelplaudereien, kein Geflüster von den Todten!"

„Der Meinung bin ich auch!" sagte der Kreissteuereinnehmer: „Lieber das gemeinste Pfänderspiel! Wenn Herbesheim von den lebendigen Gästen so wenig zu fürchten hätte, als vom hundertjährigen Besuche des todten Gastes, so würden wir sicher sein, daß unsern jungen Schönen nie das Köpfchen verdreht würde."

„Ich möchte eigentlich nur wissen, wie das alberne Histörchen in die Welt hineingekommen wäre!" sprach ein junger Rathsherr: „Die Sage ist auch so dürr, wie ein Gerippe; kein näherer Umstand davon bekannt, daß sich daraus allenfalls eine Romanze oder Ballade schaffen ließe, damit es doch zu etwas tauge."

„Umgekehrt," entgegnete Waldrich, „die Sage vom todten Gaste, wie man sie ehemals kannte, und wie ich sie in meiner Kindheit einmal von einem alten Jäger erzählen hörte, ist zu lang und für unsere heutigen Tage zu

langweilig; darum hat man sie vergessen, und recht daran gethan.“

„Wie, wissen Sie die Geschichte noch?“ fragten schnell Mehrere.

„Ich erinnere mich ihrer noch dunkel!“ erwiederte Waldrich.

„O, Sie müssen uns erzählen!“ riefen die Mädchen, und drängten sich zu ihm: „Bitte, bitte, Sie müssen uns erzählen!“

Da half kein Widerstand, kein Entschuldigen. Zu den Frauenzimmern traten die Herren und baten. Man rückte die Stühle zusammen.

Waldrich, gern oder ungern, mußte sich bequemen, die Sage mitzutheilen, wie er sie vom alten Jäger empfangen hatte. Er schmückte, um damit einigermaßen zu unterhalten, die Geschichte so gut aus, als er es sogleich aus dem Stegreife konnte.

Es sind nun wirklich, fing er an, zweihundert Jahre voll, als der dreißigjährige Krieg angefangen, und der Kurfürst Friedrich von der Pfalz die Krone des Königreichs Böhmen auf sein Haupt gesetzt hatte. Der Kaiser aber und der Kurfürst von Baiern, an der Spitze der Katholiken Deutschlands, brachen auf, die Krone wieder zu erobern. Die große, entscheidende Schlacht am weißen Berge bei Prag ward geliefert. Der Kurfürst Friedrich verlor die Schlacht und die Krone. Wetterschnell flog die Botschaft von Mund zu Mund durch Deutschland. Alle katholischen Städte jubelten über den Untergang des armen Friedrich, der seinen Thron nur wenige Monate besessen hatte, und den man deswegen schlechthin den Winterkönig zu nennen pflegte. Man wußte, daß er in Verkleidung mit geringem Gefolge aus Prag entflohen sei.

Das wußten auch unsere lieben Vorfahren in Herbesheim vor zweihundert Jahren. Sie plauderten damals

schon eben so gern von Stadt- und Staatsneuigkeiten, wie wir, ihre würdigen Enkel; sie waren aber damals, ich darf nicht sagen religiöser, wohl religionswilder. Die Freude über Niederlage und Flucht des Winterkönigs war also ungefähr eben so ausgelassen, ja weit stürmischer, als bei uns vor einigen Jahren über Niederlage und Flucht des Kaisers Napoleon.

Drei bildschöne Jungfrauen saßen einst, vom Winterkönig plaudernd, beisammen. Sie waren alle drei gute Freundinnen, und alle drei hatten einen Bräutigam, das heißt, jede einen besondern für sich, weil sie sonst nicht Freundinnen gewesen wären. Die eine hieß Veronika, die andere Franziska, die dritte Jakobea.

„Man sollte den König der Ketzer nicht aus Deutschland entwischen lassen!“ sagte Veronika: „So lange er lebt, wird das Ungeheuer der Lutherei leben, und nicht ruhen, Verderben auszuspeien.“

„Ja,“ rief Franziska, „wer den todtschlägt, hat eine große Belohnung vom Kaiser, vom Kurfürsten von Baiern, von der ganzen heiligen Kirche und dem Papste zu erwarten; ja er hat auf den Himmel zu zählen!“

„Ich wollte,“ fiel Jakobea ein, „er käme in unsere Stadt, o ich wollt' es! Er müßte durch die Hand meines Liebsten sterben. Mein Liebster bekäme wenigstens eine Grafschaft zum Lohn.“

„Es ist die Frage,“ sagte Veronika, „ob dich dein Liebster zur Gräfin machen möchte; denn er hat kaum Herz genug zu solcher Heldenthat. Der meinige würde, ich dürfte nur mit den Augen winken, das Schwert anlegen und den Winterkönig zu Boden schlagen. Und die Grafschaft wäre dir vor der Nase weg erobert.“

„Macht euch Beide nur nicht so breit!“ sagte Franziska: „Mein Liebster ist doch der Stärkste von Allen. Ist er nicht schon im Kriege gewesen als Hauptmann? Und wenn ich ihm geböte, den Großtürken auf dem Throne

niederzuhauen, er ginge. Freut euch auf die Grafschaft nicht zu sehr.«

Indem die Jungfrauen noch um die Grafschaft stritten, entstand ein heftiges Getrappel jagender Rosse auf der Straße vom Thore her. Flugs alle drei Mädchen zum Fenster. Es war aber ein schreckliches Wetter draußen; der Regen schoß in Strömen auf die Gasse von allen Dächern und Rinnen. Der Sturmwind sausete und trieb die Fluthen des Regens gegen Häuser und Fenster.

»Daß sich's Gott erbarme!« rief Jakobea: »Wer bei solchem Wetter noch unterwegs ist, der reiset gewiß nicht aus Lust.«

»Den treibt die wilde Noth!« sagte Veronika.

»Oder das böse Gewissen!« setzte Franziska hinzu.

Gegenüber vor dem Wirthshause zum Lindwurm hielten dreizehn Herren zu Pferde still und stiegen eilfertig ab. Zwölf blieben bei den Rossen, der dreizehnte in weißen Kleidern ging in das Haus des Wirthes. Bald kam der Wirth mit den Knechten. Die Pferde wurden in den Stall, die Herren in's Wirthshaus geführt. Trotz dem Regen lief Volk in der Gasse zusammen, die fremden Reiter und Pferde zu sehen. Das schönste Roß gehörte dem weißen Herrn; es war ein schneeweißer Schimmel mit prächtigem Geschirr.

»Wenn das der Winterkönig wäre!« riefen die drei Jungfrauen, wie sie sich von den Fenstern abwandten, im ersten Augenblicke, und einander bedenklich mit großen Augen anstarrend.

Da polterte es auf der Treppe. Siehe, herein traten die drei Bräutigame der Jungfrauen. »Wisset ihr schon,« rief der eine, »der flüchtige Winterkönig ist in unsern Stadtmauern.«

»Da wäre ein Fang zu machen!« sagte der zweite.

»Die Angst liegt dem langen, hagern Weißrock im Angesicht!« rief der dritte.

Ein froher Schauder überfloß die Mädchen. Sie starrten sich wieder mit großen, forschenden Augen an. Es war, als redeten sie mit den starren Blicken zusammen, als verständen sie einander. Plötzlich reichten sie einander die Hände und sagten: „Ja, es gilt! es gilt! Alle drei mit einander und ungetheilt.“ Dann ließen sie die Hände los und jede drehte sich hin zu ihrem Bräutigam.

Veronika sprach zu dem ihrigen: „Läßt mein Liebster den Winterkönig lebendig aus unsern Stadtmauern ziehen, so will ich lieber des Winterkönigs Metze, als meines Liebsten ehelich Gemahl sein. So wahr mir Gott helfe mit seinen Heiligen.“

Franziska sprach zu dem ihrigen: „Läßt mein Liebster den Winterkönig diese Nacht überleben, will ich eher den Tod, als meinen Liebsten küssen, und mein Liebster soll ewig die Hochzeit umsonst erwarten. So wahr mir Gott mit seinen Heiligen helfe.“

Jakobea sprach zu dem ihrigen: „Der Schlüssel zu meinem Brautkämmerlein ist nun und ewig verloren, bringt morgen der Herzallerliebste mein nicht purpurroth sein Kriegsschwert vom Blute des Winterkönigs.“

Die drei Bräutigame erschracken; doch sammelten sie ihre Geister bald wieder, indem sie die schönen Jungfrauen liebreizender, denn jemals, vor sich stehen und der Antwort gewärtig sahen. Keiner wollte zurückbleiben, jeder der Erste sein, die Inbrunst seiner Liebe durch ein Heldenstück zu beurkunden. Also verhießen sie, der Winterkönig solle die Sonne nicht wieder sehen.

Sie beurlaubten sich von den Bräuten, die nun frohlockend zusammensaßen und von dem ewigen Ruhm ihrer Geliebten, von deren Muth und Zärtlichkeit, und zuletzt von der Grafschaft plauderten, wie sie dieselbe unter sich theilen wollten. Die drei jungen Männer aber beredeten sich, gingen alsbald ins Wirthshaus zum Lindwurm, forderten einen Trunk, forschten gesprächig den Fremden nach, und wer der König sein möge, und wo er schlafe, und ob

er ein schönes Zimmer habe. Sie kannten aber Alle jeden Winkel des Hauses wohl. Und sie zechten bis tief in die Nacht.

Vor Tagesanbruch ritten eilfertig zwölf der fremden Gäste fort bei Sturm und Wetter. Der dreizehnte lag todt im Blute schwimmend auf dem Bette. Er hatte drei Todeswunden. Niemand konnte sagen, wer er sei; doch versicherte der Wirth, der König sei es nicht. Und er hatte Recht; denn der Winterkönig entkam, wie bekannt, glücklich nach Holland, und lebte noch manches Jahr. — Der todte Gast wurde noch desselben Tages begraben, aber nicht auf dem Kirchhofe in geweihter Erde zu den Gebeinen anderer katholischen Christen, sondern, als ein vermuthlicher Ketzer, auf dem Schindanger ohne Sang und Klang.

Aengstlich warteten indessen die drei Bräute auf die Ankunft ihrer Liebsten, um ihnen süßen Lohn zu zollen. Aber sie kamen nicht. Sie schickten wohl nach ihnen aus in alle Gassen und Häuser; aber es hatte sie Niemand mehr, seit der Mitternachtsstunde, gesehen. Selbst der Wirth und dessen Frau, Mägde und Knechte wußten nicht zu sagen, wohin sie gegangen und was aus ihnen geworden.

Da härmten sich die armen Mädchen bitterlich, und sie weinten Tag und Nacht, und bereueten den frevelvollen Befehl, welchen sie so treuen und schönen Männern gegeben.

Am meisten jammerte heimlich die reizende Jakobea, denn sie hatte zuerst den gefährlichen Anschlag auf das Leben des Winterkönigs vor ihren Gespielinnen laut gethan. Zwei Tage waren seit der Unglücksnacht verflossen, der dritte fast verflossen. Noch wußten die Bräute, noch die bekümmerten Aeltern nichts über das Schicksal der Jünglinge.

Da ward an Jakobea's Thür gepocht, und es trat ein fremder vornehmer Mann herein und fragte nach dem

Mägdelein, das weinend neben dem Vater und der Mutter saß. Der Fremde überreichte einen Brief, den er unterwegs von einem Jüngling empfangen und zu bestellen versprochen hatte. O wie freudig erschrack Jakobea! Das Briefchen kam vom Geliebten.

Es war aber fast dunkel. Die Mutter eilte und brachte zwei brennende Lampen, den Brief zu lesen und den Fremden besser zu sehen. Es war ein Mann bei dreißig Jahre alt, von hoher, magerer Gestalt, ganz schwarz gekleidet, doch nach Sitte damaliger Zeit mit großem, von schwarzen Federn umwehtem Hut, schwarzem Wamms mit weit überliegenden Spitzenkragen auf den Achseln, schwarzen Unterkleidern und weiten Stiefeln; an der Seite ein Schwert, dessen Griff mit Gold und Perlen und blitzenden Steinen ausgelegt war. Funkelnde Edelsteine sah man mit allerlei Licht von seinen Fingerringen strahlen. Doch sein Angesicht, zwar regelmäßig und edel, war, trotz dem Feuer seines Blickes, blaß und erdfarben, und der schwarze Anzug machte ihn noch bleicher. Er setzte sich; und der Vater las bei der Lampe den Brief. Er lautete: „Wir haben den Unrechten getroffen! drum, Liebchen, lebe wohl, dieweil ich den Schlüssel zum Brautkämmerlein verloren. Ich zieh' in Krieg gen Böhmenland, und suche mir eine neue Braut, die nicht fordert vom Liebsten ein purpurrothes Schwert. Tröste dich, wie ich mich. Da send' ich dir den Ring zurück.“ Der Ring fiel aus dem Briefe.

Als Jakobea solches verlesen hörte, ward sie schier ohnmächtig, und sie weinte und fluchte dem Ungetreuen. Vater und Mutter trösteten das arme Kind, und der Fremde redete viel holdselige Worte: „Hätt' ich gewußt, daß der Schalksknecht mich zum Ueberbringer solcher Verzweiflung mache, so wahr ich bin der Graf von Gräbern, ich hätt' ihm den Johannissegen mit meinem guten Schwert ertheilt. Trocknet Eure schönen Augen, holdes Fräulein; eine einzige Thränenperle, die über Eure rosenrothen

Wangen rinnt, ist genug, alle Flammen Eurer Liebe auszulöschen.«

Aber Jakobea konnte nicht aufhören zu weinen. Der Graf entfernte sich endlich und bat um Erlaubniß, die schöne Leidende am folgenden Tage noch einmal besuchen zu können.

Er hielt auch Wort und kam, und da er mit Jakobea allein war, sprach er: »Ich habe die ganze Nacht nicht schlafen können, indem ich immer Eurer Schönheit und Eurer Thränen gedachte. Ihr seid mir wohl ein Lächeln schuldig, daß meine von Schlafloſigkeit blassen Wangen wieder Röthe gewinnen.«

»Wie kann ich lächeln?« sagte Jakobea: »Hat nicht der Ungetreue mir den Ring gesandt, das Herz umgewandt?«

Der Graf nahm den Ring und warf ihn hinaus zum Fenster: »Weg mit dem Ring!« rief er: »Wie gern ersetzt' ich ihn mit einem schönern!« und er legte den prächtigsten Reif von seinen Fingern vor ihr auf den Tisch: »wie gern mit allen diesen Ringen, und an jedwedem hängt eine reiche Herrschaft!«

Jakobea erröthete. Sie schob den prächtigen Ring zurück. »Seid nicht so grausam,« sprach der Graf: »denn nun ich Euch einmal gesehen, kann ich Euch nimmer vergessen. Hat Euch Euer Liebster verschmäht, verschmäht ihn wieder. Das ist süße Rache. Mein Herz und meine Grafschaft liegen zu Euern Füßen.«

Zwar Jakobea mochte nicht davon hören: aber doch fand sie in ihrem Herzen, der Graf habe mit der Rache Recht, und der Treulose müsse vergessen sein. Sie sprachen noch Vieles mit einander. Der Graf redete sehr bescheiden und einnehmend; nur war er nicht so schön, wie der verlorne Bräutigam, sein Gesicht auch gar zu bleich und erdfarben. Doch wenn er anmuthig redete, vergaß man die Farbe leicht. Und da Alles seine Zeit hat, so

hörte auch Jakobea auf zu weinen, und sie mußte wohl zuweilen zu den Scherzen des Grafen lächeln.

Die Anwesenheit des reichen Herrn in Herbesheim ward bald in der ganzen Stadt ruchbar, denn er hatte prachtvoll gekleidete Dienerschaft, und machte viel Aufwand. Auch daß er Jakobea einen Brief von dem verschwundenen Bräutigam gebracht, erfuhr bald Jeder. Als dies Veronika und Franziska hörten, eilten sie zu ihrer Freundin und fragten, ob der vornehme Graf nichts von den übrigen Beiden gewußt habe, und baten, danach zu forschen.

Solches that auch Jakobea; und da der Graf sagte, er wolle die leidtragenden Freundinnen selbst aufsuchen, um nach den Beschreibungen zu urtheilen, wer ihre Liebsten wären, dankte ihm das Mägdlein sehr. Auch that sie ihm schon gütiger, denn sie hatte Nachts bei sich selber mancherlei überlegt, und den kostbaren Ring viel betrachtet und gedacht: „Da darf ich ja nur die Hand ausstrecken und die Grafschaft nehmen, ohne sie mit Veronika und Franziska theilen zu müssen: So hat mir doch die That des Ungetreüen zur Grafschaft geholfen.“ Und sie zeigte den Aeltern das Juweel, welches der Herr auf dem Tische hatte liegen lassen, und von seinen ehrbaren Anträgen erzählte sie Alles, und von seinen weitläufigen Herrschaften, was sie wußte. Die Aeltern erstaunten sehr, und wollten lange nicht daran glauben. Wie aber der Graf wiederkam und die Aeltern geziemend bat, ihrer Jungfrau Tochter eine Kleinigkeit zum Sonntagsschmuck verehren zu dürfen, und wie er aus kostbarem Kästlein ein Diamantenkreuz an siebenfacher Perlenschnur zog, bekamen sie den Glauben. Da beredeten sich Vater und Mutter, und sprachen: „Der Eidam steht uns wohl an. Den müssen wir fahen!“

Nun redeten sie ihrer Tochter viel zu, ließen sie auch viel im Kämmerlein mit dem Grafen allein, und bewirtheten ihn mit Leckerbissen und edeln Weinen, oft noch spät in der Nacht. Er aber nahm nichts ohne Dank, und die

Aeltern erfreuten sich seiner schönen Geschenke. Jakobea freute sich im Geiste, als Gräfin von Grähern den Neid und die Bewunderung der ganzen Stadt zu erregen, und ward gegen den Ungestüm des neuen Liebhabers nachgiebiger.

Dieser aber war doch ein böser Vogel. Denn als er zu Veronika kam, fand er sie noch schöner, als die schöne Jakobea; und wie er endlich gar die blondlockige Franziska sah, däuchten ihm die Andern fast häßlich. Er sagte aber der blondlockigen Franziska und der rabenlockigen Veronika, einer jeden insbesondere, von ihren Liebsten fast die gleiche Geschichte. Er habe unterwegs die drei Junggesellen in einer Herberge gefunden, mit zwei jungen Mädchen gar ausgelassen scherzend, bei vollen Weinbechern. Alle hätten in den Krieg nach Böhmenland ziehen wollen, und die Dirnen mit ihnen. Als sie von ihm im Gespräch vernommen, er werde auf seiner Reise durch das Städtlein Herbesheim ziehen, habe der eine an Jakobea den Brief geschrieben und ihn gebeten, solchen mitzunehmen. Die andern hätten aber gespottet und gesagt: Wir haben wohl hier bei lustigen Mädeln Besseres zu thun, als Briefe zu schreiben; wollet Ihr Euch für uns beschweren, so saget ihnen, wir zögen nach Böhmenland, weil wir auf ihr Geheiß ein übles Werk gethan. Und wir schicken ihnen statt des Briefes den Brautring zurück. Sie sollen sich durch den Mann trösten lassen, dem er besser als ihnen an den Finger passe.

Schon bei Veronika behauptete der Graf, der Ring passe ihm vortrefflich; aber bei Franziska fand er, der Ring wäre wie ausschließlich für ihn gemacht. Und er tröstete Jede gar beredt, und fragte sie: ob ein Bräutigam solche Thränen verdiene, der sein Liebchen so schnöde verlassen und an der Seite einer leichtfertigen Buhlin Ring und Herz wegwerfen könne? Und er spielte seine Rolle bei Jeder so gut, wie bei Jakobea, und wußte zuletzt Jede zu trösten; Jeder machte er Geschenke, Jeder bot er sein

Herz und die Grafschaft, und Jede gewöhnte sich bald an sein blasses Gesicht.

Die drei Freundinnen aber machten sich gegenseitig aus ihrem Umgang mit dem Grafen und aus ihren Entwürfen ein Geheimniß; denn eine fürchtete die andere, daß sie ihr Netz nach dem reichen Liebhaber auswerfen möchte. Sie besuchten sich nicht mehr, wie sonst, und ärgerten sich sehr, wenn sie zufällig erfuhren, daß der Graf auch die Bekanntschaft der andern unterhalte. Eine auf die andere eifersüchtig, wollte es den übrigen zuvorthun, ließ sich anfangs Liebkosungen gefallen, und erwiederte endlich dieselben, um den Anbeter enger zu fesseln.

Niemand freute sich dieser Eifersucht mehr, als der lose Graf. Denn vermittelst derselben gewann er in kurzer Zeit immer größere Vortheile über die drei Schönen. Zwar betheuerte er jeder, bei allem was heilig im Himmel ist, daß er die übrigen häßlich und albern fände, aber doch müsse er sie von Zeit zu Zeit, Höflichkeit willen, noch besuchen. Auch diese Ausrede half ihm zuletzt nicht mehr. Wie aber jede nun von ihm, als Beweis wahrer Liebe, begehrte, er müsse die andern beiden gänzlich meiden, stellte er sich sehr betroffen. Und er machte eine Gegenbedingung: förmliche Verlobung und Ringwechsel in Gegenwart der Aeltern, und nach diesem eine stille Stunde in der Nacht, wo Liebende ungestört von der Hochzeit, von der Reise und von den Einrichtungen im gräflichen Palaste kosen könnten. — Auch das gab jede der drei Schönen zu, und das Wort ward mit einem Kusse versiegelt. Aber im Küssen sagte jede: „Liebster Graf, wie seid ihr doch so gar bleich? Leget das schwarze Gewand ab, es macht Euch noch blässer.“ Dann antwortete er immer: „Ich trage schwarz, um ein Gelübde zu erfüllen. Am Hochzeittage erscheine ich roth und weiß, wie, Herzallerliebste, deine Wange.“

Also hielt der Graf Verlobung mit jeder, das geschah am gleichen Tage. Dann schlich er im Finstern zu jeder

ins Schlafkämmerlein. Das geschah in der gleichen Nacht. — Als des andern Morgens die Mädchen zu lange schliefen, gingen die Aeltern, sie zu wecken. Da lag jede der Jungfrauen eiskalt im Bette, und den Hals umgedreht, das Gesicht im Nacken.

Zetergeschrei fuhr aus den drei Häusern über die Gassen. Alles Volk rannte erschrocken zusammen. Mord! Mord! ward geschrien; und weil der Verdacht auf den Grafen von Gräbern fiel, sammelten sich die Menschen vor dem Wirthshause zum Lindwurm, und die Stadtweibel und Harschiere drangen hinein. Da wehklagte im Hause der Wirth, sein Gast sei verschwunden mit all seinen Knechten, und Niemand habe sie sehen fortwandern. Alles Gepäck, dessen so viel gewesen, sei davon, und habe es doch Niemand von hinnen getragen; aus dem wohlverschlossenen Stalle seien die vielen prächtigen Rosse entkommen, und Keiner auf den Straßen, kein Wächter an den Thoren habe von ihnen gehört.

Da erschrack alle Welt, und Jeder schlug ein Kreuz und segnete sich, wer an den Häusern der unglücklichen drei Bräute vorüberging. Drinnen heulte Jammer und Schmerz, und bedenklich mußte Jedem vorkommen, daß die reichen Geschenke, die prächtigen Brautkleider, die der Graf schon gegeben, die Perlenschnüre, Steinringe und Diamantenkreuze nicht mehr gefunden werden konnten.

Es war nur ein kleines Leichengefolge, welches den Särgen der drei Jungfrauen zum Thor hinaus nachwandelte, in schwarze Mäntel gehüllt. Und als die Särge auf dem Gottesacker bei der Sebalduskirche niedergesetzt worden waren, und das Gebet verrichtet werden sollte, sah man einen langen Mantel aus dem Gefolge hinweggehen, den man bisher nicht bemerkt hatte. Und wie man ihm nachsah, wunderte sich Jeder, wie er, obgleich er vorher schwarz gekleidet gewesen, allmälig ganz weiß ward. Und es erschienen drei rothe Flecken auf dem weißen Wamms, und das Blut träufelte sichtbarlich über die Schöße des

Wammses herunter. Und der lange bleiche Mann ging zum Schindanger.

„Jesus Maria!" schrie der Wirth vom Lindwurm: „das ist der todte Gast, den wir vor einundzwanzig Tagen dort einscharren ließen."

Entsetzen ergriff die auf dem Kirchhof waren, und alle liefen mit Grausen davon, und die Hacken wurden ihnen unter den Füßen lang. Ein Sturmwind mit Schnee und Regen blies in heftigen Stößen ihnen nach. Drei Tage und drei Nächte blieben die Särge unbeerdigt stehen neben den offenen Grüften.

Als die Obrigkeit endlich befahl, sie einzusenken, und die Aeltern viel Geld an herzhafte Männer boten, das letzte Liebeswerk zu leisten, verwunderten sich diese Männer gar sehr. Denn wie sie die Särge aufhoben, fanden sie dieselben so leicht, als wenn sie leer wären, und doch sah man noch die Deckel fest vernagelt. Einer faßte Muth, holte Stemmeisen und Hammer, und ein anderer mußte den Herrn Pfarrer und Kapellan rufen. Wie die Särge geöffnet wurden, fand man dieselben ganz leer, und auch kein Todtenkissen, kein Leintuch, keinen Strohhalm darin. Also wurden die leeren Särge vergraben.

Hier machte Waldrich eine Pause. Es war Todtenstille im Zimmer. Alle Kerzen brannten dunkel und warfen falbes Halblicht auf den Kreis der Horchenden. Die Männer saßen und standen ernsthaft umher; die jungen Frauenzimmer hatten sich unvermerkt paarweise enger an einander gedrängt, und die betagten Frauen horchten noch, da Waldrich schon lange schwieg, mit gefalteten Händen und verlängerten Gesichtszügen.

„Vor allen Dingen putzt die Lichter!" rief Herr Bantes: „Und redet wieder, daß man warme Menschenstimmen höre, sonst lauf' ich davon. Das Teufelszeug könnte einem Grauen machen."

Das war Jedem aus der Seele gesprochen. Man lief zu den Kerzen. Man stand auf. Man bot Erfrischungen umher. Man gefiel sich, recht laut zu plaudern und laut zu lachen, und sich mit der Furchtsamkeit zu necken, die Einer am Andern bemerkt haben und Keiner gestehen wollte. Man nannte die Sage vom todten Gaste das tollste Mährchen, was je eine Ammenphantasie ausgebrütet habe, und meinte, wenn eine Miß Anna Radclif oder ein Lord Byron darum wüßten, die Welt noch ein Meisterstück des Schauerlichen zu erwarten hätte.

Sobald aber der Stadtkommandant vom Reden und die Gesellschaft vom Hören ausgeruht hatten, ward das Bitten um den zweiten Theil der Sage, oder um die Geschichte von der andern Erscheinung des todten Gastes, begonnen. Man setzte sich im Halbkreise um den Erzähler, ohne seine Erklärung abzuwarten, ob er fortfahren wolle. Mit furchtsamer Neugier richteten sich Aller Augen auf ihn, als er endlich seinen Platz einnahm. Gruppenweise rückten gleich Anfangs die Mädchen die Stühle enger zusammen; eben so die Matronen unter einander. Es ward neue Stille.

Das heutige Beckersche Gut vor der Stadt gehörte ehemals, wie Sie wissen, einer freiherrlichen Familie von Roren — erzählte Waldrich — die es aber schon seit hundert Jahren nicht mehr bewohnte, sondern in Pacht gab, bis es vor ungefähr zwanzig Jahren in den Kriegsunruhen an den verstorbenen Herrn Hofrath Becker kaufsweise kam. Der letzte Baron, welcher dieses Gut, zu dem noch ein großer Theil unserer Stadtwaldungen gehörte, mit seiner Familie zuweilen selbst bewohnte, war ein ungeheurer Verschwender. Er zog freilich nur hierher, wenn er nach seinem Aufwand, den er zu Venedig oder Paris getrieben, wieder Kräfte sammeln wollte. Allein selbst seine ökonomischen Erholungszeiten auf dem prächtigen Edelsitze waren meistens nur Fortsetzungen der gewohnten Lustbarkeiten in verjüngtem Maßstabe. Noch jetzt sehen wir da die Spuren

der alten Größe und Pracht an den weitläufigen Ruinen des ehemaligen Schlosses und der Nebengebäude, die schon vor siebenzig Jahren ein Raub der Flammen geworden sind, und an deren Seite sich jetzt das schöne, bürgerlich-bescheidene Landhaus erhebt, welches der Hofrath Becker zu seiner Zeit aufführen ließ. Weit umher, wo jetzt der Pflug geht, war ehemals Alles Garten.

Als der Baron das letztemal zu seinem Edelsitze kam, war es zu ganz ungewöhnlicher Zeit und in ganz ungewöhnlich großer Gesellschaft, nämlich spät im Herbst und mit fünfzehn bis zwanzig jungen Edelleuten und deren Dienerschaft. Seine Tochter war damals die Braut des Vicomte de Vivienne, eines reichen und liebenswürdigen Wildfangs, der die deutschen Höfe mit Aufträgen des Kardinals Dubois bereiset hatte. Dubois war der allmächtige Minister des Herzogs von Orleans, Regenten von Frankreich, und Vivienne sein besonderer Günstling.

Man kann sich denken, der Baron von Roren ließ es an nichts fehlen, seinem Gaste den Aufenthalt im ländlichen Palaste neben einer kleinen Stadt so angenehm, als möglich zu machen. Die Freuden der Tafel, die Freuden der Jagd in den benachbarten Forsten, die Freuden des Hazardspiels um aufgeschichtete Goldsummen, wechselten mit Lustreisen, mit Aufführung kleiner französischer Schauspiele u. s. w. unabläßig ab. Graf Altenkreuz, ein junger reicher Lebenslustiger, der Sohn einer der vornehmsten Familien am Niederrheine, machte in dieser frohen Bande den Freudenmeister. Er war ein Erzspieler, kannte das Treiben aller damaligen Höfe, und hatte an allen die kostbare Kunst gelernt, die Tage im möglichsten Wechsel der Lustbarkeiten zu verjubeln. Nichts kam darin seinem erfinderischen Witze gleich. Der Baron von Roren hatte erst kurz vorher, ehe er nach Herbesheim ging, seine Bekanntschaft gemacht, und ihn als einen wahren Schatz mitgenommen, vermuthlich wohl auch deswegen, weil Altenkreuz gern und hoch spielte, aber nicht immer glücklich. So war von ihm, zur Her-

stellung zerrütteter Finanzen, mancher schöne Beitrag zu hoffen.

Eben dieser junge Wüstling war es auch, der, wie die Wintertage anrückten, auf den Einfall gerieth, man müsse einmal Maskenbälle geben, und zwar also, daß sich Jeder seine Schöne dazu aus der Nachbarschaft oder aus der Stadt, ohne Rücksicht auf Stand und Geburt, wählen könne. Denn in der That fehlte es den Gesellschaften und Festen der Herren an Frauenzimmern. Die junge Baronesse Roren und einige ihrer Freundinnen verloren sich zu sehr in der zahlreichen Menge der Herren. „Wozu denn, wo man Freuden sucht, nach dem Stammbaum schauen?“ sagte Altenkreuz: „Die Schönheit ist jedem Stande selbst den Königinnen, ebenbürtig, und unter den Grisetten zählt man Schönheiten, die auch kein Hof verschmäht.“

Alles klatschte Beifall, wenn schon die Fräulein ein wenig die Nase rümpften. Nun wurden Putzmacher und Schneider des Städtchens in Bewegung gesetzt, sogar aus andern Städten verschrieben, um Maskentrachten von allerlei Art zu bereiten. Der Vicomte de Vivienne wollte auch hier an Geschmack vor Allen sich auszeichnen, und Altenkreuz auch hier, wie immer, den Franzosen überglänzen. Er suchte sich in Herbesheim den geschicktesten Schneider und das hübscheste Mädchen, um es zum Ball zu führen. Beides fand er unter einerlei Dach beisammen. Meister Vogel war der beste Schneider, welcher sogleich die Vorzeichnungen des Grafen verstand, und seine Tochter Henriette in der ersten Blüthe ihrer Reize, die den Grafen bald mehr, als sie sollten, bezauberten.

Der Graf fehlte nur selten im Hause des Meisters. Er hatte beständig nachzusehen, damit nichts verdorben würde. Besonders hatte er der fleißigen Henriette bei ihrer Arbeit viel zu erinnern. Auch ein Paar köstliche weibliche Anzüge ließ er verfertigen für den Maskenball, die mußte Henriette nicht nur nähen, sondern der Vater ihr auch nach ihrem eigenen Körper anmessen, weil der

Graf sagte, daß ein Fräulein von einem benachbarten Edelsitze, welches er zum Ball führen würde, vollkommen Henriettens schlanke Gestalt habe. Dabei war er sehr freigebig; bloß die kleinen Geschenke, die er machte, waren zuletzt so viel werth, als der wirklich bedungene Arbeitslohn. Daß Henriette die ausgewähltesten Geschenke bekam, verstand sich von selbst, und daß er ihr, wenn er sie allein traf, viel Schmeichelhaftes über ihre Schönheit sagte, ja zuletzt sogar von Liebe sprach, war bei seiner Leidenschaft vorauszusehen. Henriette mochte nun freilich von diesen Zärtlichkeiten nichts hören, denn sie war ein ehrbares Mädchen, und noch überdies schon mit einem Gesellen ihres Vaters versprochen; aber sie hörte doch auch die Süßigkeiten eines so vornehmen und gütigen Herrn nicht mit Verdruß, denn ein Mädchen kann selten auf den böse werden, von dem es verehrt wird.

Wenige Tage vor dem Balltage — schon waren die Maskenkleider fertig — kam Altenkreuz sehr düster und verstimmt in Meister Vogels Haus. Er bat den Meister, ein Wort mit ihm allein zu reden, und sie entfernten sich.

„Meister,“ sagte er, „ich bin in schwerer Verlegenheit. Ihr, wenn Ihr wollet, könnet mir aus der Noth helfen, und ich will es euch besser lohnen, wenn Ihr mir den Gefallen erweiset, als wenn Ihr mir das ganze Jahr Ballkleider nähtet.“

„Ich bin Ew. Gnaden allzeit gehorsamer Diener!“ versetzte mit Verbeugung und lächelnder Miene der Schneider.

„Denkt nur, Meister,“ sagte Altenkreuz ferner, „mein Fräulein, das ich zum Tanz führen sollte, ist krank geworden und läßt mir absagen. Alle andern Herren haben ihre Tänzerinnen, und, Ihr wißt es, meistens Bürgerstöchter aus der Stadt. Nun steh' ich da, ohne meine andere Hälfte. Ich könnte sie wohl noch in den Familien der Rathsherren und Kaufleute finden: aber welcher passen die Ballkleider? Ihr seht, Meister, ich muß Euch schlechter-

dings um Eure Tochter bitten. Ihr selbst habt ihr ja die Anzüge auf den Leib gemessen. Ihr müßt sie bitten.«

Der Schneider stutzte Anfangs. So viel Ehre hatte er nicht erwarten können. Er verbeugte sich vielmals, und konnte kein Wort hervorbringen.

»Henriette soll es nicht bereuen,« fuhr Altenkreuz fort: »die Kleider, in denen sie tanzt, bleiben ihr Eigenthum, und ich will ihr, was in einer glänzenden Gesellschaft noch nöthig sein mag, um würdig zu erscheinen, mit Freuden anschaffen.«

»Ew. Gnaden sind allzugütig!« rief Meister Vogel: »Ich muß Ew. Gnaden auch noch ohne Selbstlob sagen, das Mädchen tanzt vortrefflich. Sie sollten sie nur an der Hochzeit meines Nachbars, des Zinngießers, gesehen haben. Ich bin starr und steif geworden, wie ich das Mädchen so tanzen sah. Es hat nichts zu sagen. Bleiben Ew. Gnaden nur im Zimmer hier. Ich will das Mädchen herschicken. Tragen's Ew. Gnaden vor, und an mir soll's nicht fehlen.«

»Aber, Meister,« versetzte Altenkreuz, »Henriettens Bräutigam ist vielleicht eifersüchtig, woran er sehr Unrecht hätte. Ihr müsset ihm ein gutes Wort geben.«

»Oh!« rief Meister Vogel: »der Lümmel darf mir nicht mucksen.«

Er ging. Nach einem Weilchen trat Henriette erröthend ins Zimmer. Der Graf bedeckte ihre Hand mit seinen Küssen. Er sagte ihr seine Wünsche, seine Verlegenheiten, und daß er sie bäte, auf seine Kosten Alles anzuschaffen, was sie für unentbehrlich halte, um gleich dem geschmücktesten Fräulein zu erscheinen. Sie erröthete von Neuem, besonders als er ihr zuflüsterte, sie werde die erste Schönheit des Balles sein, und als er ihr ein Paar der prächtigsten Ohrringe überreichte.

Das war für ein schwaches, eitles Mädchen fast zu viel. Henriette dachte sich in einem flüchtigen Augenblicke den Glanz des Festes, sich darin glänzend und bewundert,

vom Kopfe bis zum Fuße den ersten Fräulein gleich gekleidet . . . aber sie blieb verlegen, und stammelte etwas von ihrem Vater her, wenn er es erlauben würde.

Altenkreuz beruhigte sie über diesen Punkt. Und da sie nun nicht anstand, seine Einladung dankbar anzunehmen, schloß er sie entzückt in die Arme und sagte: „Henriette, was soll ich's dir läugnen? Du, und kein anderes Fräulein, warst vom ersten Augenblicke an meine Auserwählte. Dich hatte ich schon ersehen, als dein Vater dir den Maskenanzug auf deinem schönen Leibe maß. Nur zur Tänzerin wählte ich dich damals. Ach, Henriette, ich möchte dich zu mehr wählen; denn ich bete dich an. Du bist nicht so wunderlich geschaffen, um das Eheweib eines rohen, armen Schneidergesellen zu sein. Du bist zu Höherm bestimmt. Verstehst du mich, willst du mich verstehen?“

Sie antwortete nichts, zog sich aus seinem Arm, und versprach nur, seine Tänzerin zu werden, wenn der Vater nichts dagegen habe. Beide gingen in die Arbeitsstube zurück. Hier lispelte Altenkreuz dem Meister ins Ohr: „Sie ist es zufrieden. Sorget, daß ihr das Nöthige angeschafft werde, um anständig zu kommen. Hier nehmet dies zur Bestreitung der Auslagen.“ Und er drückte dem Alten eine Rolle Goldstücke in die Hand und ging.

Jetzt aber gab es stürmische Auftritte in dem Hause des Schneiders; denn Christian, der Gesell, Henriettens Verlobter, ward fast toll, als er vernahm, wovon die Rede sei. Weder die tausend Liebkosungen des weinenden Mädchens, noch die Flüche und Schwüre des Alten konnten ihn wieder zur Vernunft bringen. Das dauerte den ganzen Tag. Henriette hatte eine schlaflose Nacht. Sie war dem Christian in vollem Ernste gut, aber sie konnte ihm doch unmöglich, wie er es trotzig forderte, die Gelegenheit aufopfern, einmal an einem Maskenball unter allen Vornehmen der Stadt und der Nachbarschaft, im höchsten Schmuck, wie sie ihn in ihrem Leben nicht getra-

gen hatte, Bewunderung zu ärnten. Er verlangte in der That auch beinahe das Unmögliche. Ja, sie konnte nicht anders, als glauben, er liebe sie nicht wahrhaft, weil er ihr eine solche Freude, die an sich höchst unschuldig war, mißgönnen mochte.

Am andern Tage war Christian wohl etwas ruhiger, das heißt, er tobte nicht mehr so erschrecklich; aber doch wiederholte er immer drohend und warnend sein: „Und du gehst nicht zum Ball!“ dem Henriette gewöhnlich eben so mürrisch entgegensetzte: „Und ich gehe doch!“ worauf der Vater hinzuzusetzen pflegte: „Und sie soll gehen, dir zum Trotz, ich befehl' es.“ — Tanzschuhe, Seidenstrümpfe, feine Schnupftücher, Spitzen u. s. w., Alles auf's Kostbarste, ward angekauft.

Wie aber der Balltag kam und aus der Sache Ernst ward, schnürte Christian sein Bündel und trat vollkommen reisefertig herein und sprach: „Gehst du, so geh' ich auch, und wir sind auf ewig geschiedene Leute.“ — Henriette erblaßte. Der Alte, der schon vorher heftig mit Christian gezankt hatte, sprach: „Packe dich, wenn du willst. Ich will doch sehen, wer von uns hier Meister ist! Henriette bekommt noch alle Tage einen Mann, zehnmal besser, als du bist.“ — Aber Henriette weinte. Da trat ein Bedienter des Grafen Altenkreuz mit einer Schachtel herein, die er im Namen seines Herrn abgab. Sie enthielt, sagte er, noch einige Kleinigkeiten zum Anzuge der Jungfer Vogel. Es war ein kostbarer Schleier; es waren prächtige Rollen breiten Seidenbandes; es war eine zierliche Korallenschnur zum Halsbande; es waren zwei Brillantringe. Henriette sah seitwärts nach den Herrlichkeiten, die der Vater hervorzog, und durch ihre Thränen funkelten die Diamanten der Ringe noch sonnenhafter in allen Farben. Sie wankte zwischen Eitelkeit und Liebe.

„Und du gehst nicht!“ rief Christian.

„Und ich gehe!“ sagte Henriette mit stolzer Entschlossenheit: „Du bist nicht werth, daß ich so viel um dich

weine; du bist nicht werth, daß ich dich so lieb habe, Denn nun sehe ich deutlich, daß du mir so viel Freude und Ehre nicht gönnest, und mir nie gut gewesen bist.«

»Meinethalben!« sagte Christian: »So geh! Du brichst ein treues Herz.« Er warf ihr den von ihr empfangenen Ring vor die Füße, und ging und kam nicht wieder.

Henriette schluchzte laut, wollte ihn zurückrufen; allein der Vater tröstete sie. Der Abend kam. Sie kleidete sich zum Ball an. Die Zerstreuungen des Putzes machten sie bald des davongelaufenen Liebhabers vergessen. Ein Wagen rollte vor das Haus. Altenkreuz kam, sie abzuholen. Man fuhr davon. »Ach, Henriette!« sagte er im Wagen: »du bist unendlich schöner, als ich glaubte. Du bist eine Göttin. Du bist für solchen Putz und nicht für deinen niedrigen Stand geboren!«

Das Fest war glänzend. Altenkreuz und Henriette erschienen diesen Abend schwarz, in altdeutscher Tracht. Beide zogen durch ihre Pracht Aller Augen an sich; denn sie übertrafen selbst die Pracht des Vicomte de Vivienne und der jungen Baronin von Roren, die sich durch die bunten Reihen, als Perser und Perserin, bewegten.

»Der Schwarze ist kein Anderer, als der Graf!« sagte der Vicomte zu seiner Geliebten: »Wozu nur der Narr die Larve vornimmt! Er kann doch seine Stangenfigur nicht verkürzen, mit der er eines Kopfes Länge über Alle wegragt. Um sich kenntlicher zu machen, bedarf dieser Ritter von der traurigen Gestalt wahrhaftig seiner Leibfarbe nicht, in der er sich alle Tage wie ein Pariser Abbé zur Schau stellt, Schwarz auf Schwarz. Aber neugieriger bin ich, wer seine Tänzerin sei. Wahrhaftig, sie hat schönen Wuchs, und tanzt allerliebst.«

»Ich wette,« sagte die Baronesse, »irgend ein gemeines Ding aus der Stadt. Man sieht es der gezwungenen ungelenken Haltung an.«

Der Ball dauerte tief in die Nacht, ehe man zum Gastmahl ging, bei dem man natürlich die Masken ab-

legte. Da gab es beim Erblicken so vieler reizenden fremden Gesichter neue, angenehme Ueberraschungen. Der Vicomte konnte sich an der lieblichen Altdeutschen nicht satt schauen. Er saß bei der Tafel neben ihr, so wie Altenkreuz bei der jungen Baronin. Die beiden Herren schienen hier ganz ihre Rollen zu wechseln; so viel Artigkeiten, die fast mehr als Artigkeiten waren, der Vicomte seiner freudetrunkenen Nachbarin spendete, eben so viel der Graf der Geliebten des Vicomte. Diese Vertraulichkeiten setzten sich auch nach aufgehobener Tafel fort.

„So wahr ich lebe,“ sagte der Vicomte zum Grafen, „ich kapere Ihnen Ihre Tänzerin, und wenn Sie mir darüber todfeind würden.“

„Ich habe die Rache in Händen, lieber Vicomte,“ erwiederte Altenkreuz: „ich kapere Ihnen Ihre liebenswürdige Baronesse.“

Der Vicomte, den die neue Leidenschaft und der alte Wein am Tische allzulebhaft gemacht hatten, sagte unbesonnen genug, und ohne darauf zu achten, daß die Baronesse in der Nähe stand und es wohl hören konnte: „Ein Dutzend meiner Baronessen für die einzige Venus im altdeutschen Kostüm!“

„Vicomte,“ rief der Graf finster: „besinnen Sie sich, was Sie sagen. Wie artig immerhin meine Tänzerin sei, der erste Preis der Schönheit gebührt immerhin der Königin dieses Festes, Ihrer Braut.“

„Titularkönigin! Titularkönigin! Ich halte es mit der wirklichen Macht!“ rief der Vicomte. Der Graf gab ihm vergebens durch Blicke und Winke, wegen der Nähe der Baronin, zu verstehen, daß er sich mäßigen solle; redete zuletzt entschlossener, und gebot dem Vicomte, keine Beleidigung weiter, wegen der Baronin, die sich zornig entfernte, auszustoßen. So kam es zum Wortwechsel. Umsonst suchte der Graf wieder zum Gütlichen einzuleiten. Der Vicomte, von Liebe, Wein und Aerger entflammt, betrug sich immer unanständiger. Die Gäste traten zu-

sammen. Der Graf suchte durch Schweigen größeres Aufsehen zu verhüten. Als der Vicomte aber sagte: „Graf, ich hätte nicht geglaubt, daß ein so abgezehrter Wüstling, wie Sie, noch Kraft genug zur Eifersucht habe; denn nur ohnmächtige Eifersucht spricht aus Ihnen!“ — da konnte sich auch Altenkreuz nicht länger mäßigen.

„Vicomte!“ rief er: „Wüstling? Ich? Wer sagt das?“

„Ihr eigenes bleifarbenes Gesicht!“ lachte höhnisch der Vicomte.

„Wenn Sie keine Memme sind, Vicomte,“ sagte der Graf, „so geben Sie mir Rechenschaft über Ihre Albernheit. Einer von uns wird dies Haus verlassen müssen. Sie sind ein Geck.“

Baron von Roren hatte seine Tochter in einem Nebensaale weinend angetroffen und von ihr die Ungezogenheiten des Vicomte erfahren. Er suchte ihn auf. Er hörte noch die letzten Reden des Grafen. Alle Anwesenden waren gegen den Vicomte empört. Der Baron faßte zornig die Hand des Vicomte und führte ihn auf die Seite: „Sie haben meine Tochter öffentlich beschimpft: Elender, haben wir das um Sie verdient? Mir geben Sie diesen Augenblick, nicht erst morgen, Genugthuung.“ — Damit verließen Beide den Tanzsaal. Während sich hier die Paare von neuem reiheten, um im Tanze die gestörte Freude herzustellen, waren der Baron und der Vicomte in einen erleuchteten einsamen Nebensaal getreten. Ihnen auf dem Fuße aber war der Graf gefolgt. Er brachte zwei Degen, und bot einen dem Vicomte dar, indem er sich zugleich an den Baron wandte und sagte: „Erlauben Sie, Herr Baron, daß ich die Ehre der göttlichen Baronesse und meine eigene an diesem Nichtswürdigen räche!“

Der Vicomte rief wüthend: „Nun denn, du Aschengesicht, zieh!“ Und damit zog er den Degen, schleuderte die Scheide weg und fiel den Grafen an. Dieser vertheidigte sich mit vieler Kaltblütigkeit. Es währte der Zwei-

kampf keine drei Minuten, da ward dem Vicomte der Degen mit gewaltiger Macht aus der Hand geschleudert, daß die Klinge weit weg in einen großen Wandspiegel flog, der in tausend Stücken zersplitterte.

„Erbärmlicher Mensch!“ rief der Graf: „Dein Leben ist in meiner Macht. Ich möchte mich nicht mit deinem verächtlichen Blute besudeln. Fort aus dieser Atmosphäre, und erscheine mir nicht wieder.“ Damit gab er dem Vicomte einen flachen Hieb über den Rücken, und warf ihn mit Riesenstärke zur Thür hinaus.

Noch in derselben Nacht verließ der Vicomte de Vivienne mit seinen Leuten das Schloß.

Wie schwer gekränkt auch die junge Baronin durch die Unanständigkeiten des Vicomte gewesen, hatte sie doch in der Ehre, daß man ihretwillen die Degen gezogen, volle Entschädigung gefunden. Zwar hatte sie den Vicomte eigentlich nie geliebt; aber jetzt haßte sie ihn; — hingegen der Graf, der ihr vorher nicht hübsch genug gewesen, schien ihr nun wirklich viel Angenehmes zu haben. Man muß sich über die plötzliche Verwandlung eben nicht wundern. Ist es doch bekannt: Liebe macht blind. Und die Selbstliebe der Eitelkeit ist ja auch eine Liebe.

Wie sie alles Vorgefallene von ihrem Vater erfahren hatte, suchte sie den Grafen mit einer, freilich nur angenommenen Aengstlichkeit auf. Sie wußte sehr gut, daß von beiden Seiten Alles blutlos abgelaufen war.

„Aber,“ rief sie, „bester Graf, was haben Sie begonnen? Sie sind doch nicht verwundet? Um Gotteswillen, wie Sie mich erschreckt haben!“

— Meine Gnädige, und wenn ich nun für Sie verwundet wäre, wie stolz würde ich sein! Fürchten Sie nichts; mich verwundet solch ein Geck, wie der Vicomte, nicht leicht. Wollen Sie aber doch ein wenig Mitleiden mit mir haben, so haben Sie es immerhin; denn verwundet bin ich doch, an gefährlicher Stelle; — in diesem

Herzen — und noch dazu durch Sie. Aber dafür haben Sie kein Mitleiden.“

„Tändler! Bis jetzt hat Ihnen die ganze Welt noch keinen Wundenschmerz angesehen.“

— Ich schwieg und litt, und wollte gern eins der vielen Opfer Ihrer Reize sein. Ich schwieg, und war glücklich, Sie mit Hinwagen meines Lebens an einem Frevler zu rächen. Ich werde schweigen, und werde einst mit Freuden für Sie sterben.

„Schweigen Sie!“ sagte die Baronin lächelnd, und vergalt seine Worte mit einem leisen Händedruck: „Führen Sie mich lieber zum Tanz.“

Sie tanzten. Beide wurden nun vertraulicher, da er das schwere Geständniß, das schwerste für jeden Liebenden, schüchtern ausgesprochen, und sie es nicht verworfen hatte. Als sie ihn ihren vielgetreuen Kämpen und Ritter im Scherze nannte, verlangte er auch auf Ritterweise den Ehren= und Minnesold. Den nun freilich verweigerte die junge Baronin, ob er gleich nur in der Erlaubniß eines Kusses auf ihre glühende Wangen bestehen sollte; aber die Eroberung war ihr darum nicht minder angenehm.

Noch freudeberauschter war Henriette. Sie sah sich als den Gegenstand allgemeiner Bewunderung. So viel Schönes war ihr in ihrem Leben noch nicht über ihre Schönheit gesagt, wie hier von den vielen jungen Edelleuten auf dem Balle. Als der Graf sie gegen Morgen wieder im Wagen zum väterlichen Hause zurückführte, und sie wieder zum nächsten Balle einlud, verdoppelte sich ganz natürlich ihr Entzücken. „Ach, Henriette,“ seufzte er, „wirst du mich nie ein wenig lieben? Du hattest heute einen frohen Abend; willst du nicht immer diese Abende, diese Tage, diese Nächte? Es hängt von dir ab. Als Gräfin von Altenkreuz ist dein ganzes Leben ein fröhlicher Balltag.“

Sie schwieg. Er raubte ihr einen Kuß, indem er sie an seine Brust drückte. Sie zitterte und schwieg, und duldete den zweiten.

Des andern Tags fehlte der Graf nicht, sich nach dem Befinden beider Tänzerinnen zu erkundigen und bei Beiden seine Bewerbungen fortzusetzen. Beiden machte er glänzende Geschenke; beider Mädchen Eitelkeit begeisterte er so, daß beide sich zuletzt einbildeten, sie liebten ihn wirklich. Die Väter, der Schneider wie der Baron, wurden auf gleiche Weise von ihm geblendet. Der Schneider glaubte sich bald reich genug, sein Handwerk aufgeben zu können, und der Baron konnte den Grafen nicht genug loben und schmeicheln, denn dieser hatte ihm, der in bedeutender Geldverlegenheit war, wirklich beträchtliche Summen vorgeschossen.

Altenkreuz hatte also leichtes Spiel, als er, um zum Ziel zu kommen, beim Schneider um Henriettens Hand, beim Baron von Roren um dessen Tochter anhielt. Ohne daß Einer vom Andern wußte, gaben ihm Beide das Jawort, wie er es endlich auch schon von den beiden hoffärtigen Mädchen herausgelockt hatte. Ja, was das Aergste war, dieser unersättliche Verführer hatte dasselbe Spiel noch im Hause eines Beamten in der Stadt getrieben, durch seine Künste die Tochter des Hauses von ihrem Geliebten getrennt und dann dessen Stelle eingenommen. Förmlich ward die Verlobung mit Allen abgeschlossen.

Der Baron feierte den Verlobungstag seiner Tochter mit Gastmahl, Spiel und Ball. Auch Henriette ward wieder dazu eingeladen, und Altenkreuz empfing Erlaubniß von seiner Braut, die Schneiderstochter, jedoch erst Abends, zum Tanze abzuholen. Es war aber ein fürchterlicher Tag in der Natur; Sturm, Regen und Schnee wütheten. Sogar Blitz und Donner fanden sich mit Hagelschauern ein. Von den Dächern rasselten die Ziegel; viele Bäume stürzten gebrochen. Dessen ward man jedoch im Tanzsaal nicht gewahr. Hier glänzte von hundert Kerzen ein heller, warmer Tag, und Liebe, Wein und Spiel herrschten ungestört unter den Schrecken der empörten Außenwelt.

Die junge Baronin und Henriette schwammen in Seligkeit. Der Graf weihte sich jener mit gesteigerter Zärtlichkeit fast ausschließlich; nur selten tanzte er mit Henrietten, die sich indessen mit den Anbetungen schadlos hielt, die ihr von andern Tänzern wetteifernd dargebracht wurden. Die junge Baronin, die in wirklich königlicher Pracht ganz in die verschwenderischen Geschenke ihres Verlobten gekleidet war, tanzte mit ausgelassener Lust, und weidete sich stolz an der neidischen Bewunderung der übrigen Frauenzimmer. Viele der reichsten Edelfräulein der ganzen Nachbarschaft mußten diesen Abend Zeuginnen ihres Reichthums sein, und sie ließ mehrern empfindlich fühlen, daß sie, als Braut des reichsten Grafen von Deutschland, nicht mehr Ihresgleichen kennen möchte.

Früh ermüdet verließ sie den Ball gegen Morgen, ehe der Ball selbst geendet war. Der Graf, liebetrunken, führte sie unbemerkt hinweg. Im Nebensaale fanden sie eine der Kammerfrauen, die ihr zum Schlafgemach folgen wollte. Die junge Baronin, am Arm ihres Verlobten, sagte hocherröthend: „Macht Euch lustig, ich will Euern Dienst nicht, und will mich selbst entkleiden.“ Sie ging durch den Korridor, der Graf folgte ihr in's Schlafgemach.

Als er zurückkam, war die Gesellschaft eben bereit zum Aufbruch. Die Wagen fuhren vor. Altenkreuz führte Henrietten zum Wagen und begleitete sie bis nach Hause. Alles schlief. Leise öffnete sie. Vergebens sträubte sie sich vor dem Hause. Der Graf hieß den Kutscher zurückfahren. Er folgte Henrietten.

Folgendes Morgens schon früh durchlief ein entsetzliches Gerücht die Stadt, man habe die Tochter eines Beamten todt im Bette gefunden, den Hals umgedreht. Man drängte sich zu dem Hause hin; Aerzte und Polizeibeamte eilten dahin. Die schreckliche Wehklage aus dem Trauerhause scholl weit durch den Haufen der hinzugeströmten Neugierigen. Jetzt fiel Mehreren die Begebenheit ein, welche sich schon vor hundert Jahren, ebenfalls in der

Adventszeit, zu Herbesheim ereignet hatte. Die Sage vom todten Gaste lebte wieder auf. Todesschrecken kam über alle Familien.

Auch der Meister Vogel hörte davon. Da dachte er mit heimlichem Grausen an Henrietten; doch befremdete ihn ihr langes Schlafen nicht, da sie erst spät vom Balle zurückgekommen war. Aber wenn er des todten Gastes gedachte, wie ihn die Sage schilderte, und dann an den Grafen Altenkreuz dachte — an ihn, den großen, langen Mann, an sein bleiches Gesicht, an die schwarze Kleidung, in der er immer zu gehen pflegte — dann ward es ihm doch, als wolle sich sein Haar aufwärts sträuben. Indessen er glaubte an die Sage nicht, weil die ganze Stadt an das Geschwätz nie geglaubt hatte. Er machte sich selbst über seine abergläubige Einbildung Vorwürfe, und ging zum Schränkchen, eine kleine Herzstärkung gegen seine Schwäche zu nehmen, ein Gläschen Madera, von des Grafen Geschenken. Zu seiner Verwunderung fehlte die Flasche; noch mehr staunte er, als er, in andern Schränken nachsuchend, Eins um's Andere Alles fehlen sah, was er oder seine Tochter jemals durch die Freigebigkeit des Grafen empfangen hatten. Er schüttelte den Kopf.

Ihm ward nicht wohl. Er ahnete Böses. Allein und still schlich er die Treppe hinauf zu Henriettens Kämmerlein, daß im schrecklichsten Fall kein anderer Zeuge vorhanden wäre, und er nicht das Gerede der Stadt würde. Leise öffnete er die Thür. Er ging zum Bett der Tochter, und hatte doch nicht das Herz, aufzublicken. Und als er endlich die Augen flüchtig dahin richtete — dunkel ward es ihm vor seinen Sinnen — da lag sie todt, das schöne Gesicht im Nacken. Betäubt, wie vom Blitzstrahl, stand er da. Mitten in der Betäubung nahm er den blassen Kopf der Verstorbenen, und legte denselben in seine natürliche Lage. Ohne zu wissen, was er that, eilte er davon zum Arzte, und meldete ihm den jähen Tod seines Kindes. Der Arzt betrachtete die schöne Leiche und schüttelte den

Kopf. Meister Vogel, der um Alles in der Welt die Wahrheit nicht verrathen wissen wollte; meinte, Erhitzung auf dem nächtlichen Balle, dann der kalte Windsturm bei der Heimkehr möge die Ursache des schnellen Todes sein. Er heulte seinen Schmerz so laut aus, daß alle Nachbarn erschrocken zusammenliefen.

Noch sprach Alles in Straßen und Häusern vom Unglück der beiden Mädchen, als sich dazu ein neues Gerücht vom schnellen Hinscheiden der einzigen Tochter des Barons von Roren mischte. Zwar die Aerzte, welche vom Hause des Barons in die Stadt zurückkamen, versicherten, das Fräulein habe noch am Morgen gelebt, oder lebe noch; ein Schlagfluß, Folge nächtlicher Erkältung, Folge des Balles, habe das zarte Leben zerstört: allein wer hätte das glauben mögen? Jeder war überzeugt, die junge Baronin habe das Schicksal der Uebrigen gehabt, und der Baron ehrenhalber das Geld nicht gespart, um ihr Schweigen zu erkaufen.

Wirklich war das Haus des Barons plötzlich aus einem Wohnsitze rauschender Freuden in ein Trauerhaus verwandelt; der unglückliche Vater untröstlich. Sein Entsetzen, wenn es möglich gewesen wäre, zu vergrößern, mußte er noch die Entdeckung machen, daß alle Geldwechsel und Goldrollen, alle Halsbänder, Ringe, Juweelen, die der Graf von Altenkreuz dem Vater oder der Tochter gegeben, zugleich mit dem Leben der jungen Baronin verschwunden waren. Ja, der Graf selbst, den man aller Orten suchte, zu dem man aus mehrern Häusern schickte, hatte sich auf die unbegreiflichste Weise unsichtbar gemacht. Seine Zimmer standen so leer, aufgeräumt und sauber da, als hätte er nie darin gewohnt. Mit Kisten und Kasten, Dienern und Pferden, Wagen, Allem, was ihm angehörte, war er davon, daß man auch kein Fädchen und Stäubchen mehr von ihm entdeckte.

So wurden an einem und demselben Tage die drei Leichen der unglücklichen Bräute zur Erde bestattet. Die

Särge mit ihren Trauerbegleitungen trafen zu gleicher Zeit auf dem Kirchhofe vor der Stadt zusammen. Der Pfarrer hielt für sie insgesammt das Gebet. Da ging einer der Leidtragenden, in seinen schwarzen Mantel gehüllt, noch ehe das Gebet vollendet ward, seitwärts; und kaum wenige Schritte war er entfernt, sah man ihn, wie in veränderter Gestalt, in uraltmodischer, sonderbarer Tracht, schneeweiß, mit weißer Feder auf dem Hut, und auf dem Rücken wie auf der Brust, wenn er sich wandte, sah man drei dunkle rothe Flecken und ganz deutlich Blutstropfen niedertröpfeln über das weiße Wamms und die weißen Beinkleider. Er wandelte gegen den Schindanger, und ward nicht mehr gesehen. — Während Grausen den Betenden ankam, die ihm nachsahen, überfiel Grausen die Sargträger, als sie die Särge heben wollten, um sie in die Gruft zu senken. Denn diese schienen ihnen auch gar zu leicht, als wenn sie leer wären. Aber sie, voller Schrecken, stürzten die hohlen Kasten in die Grüfte und schütteten eilfertig Erde nach. Wolkenbruchartige Regenschauer mit Sturm fuhren herein in's Land. Alles flüchtete mit Furcht und Schrecken dem Thore der Stadt zu. Ein schneidender Wind sausete ihnen im Nacken.

Wenige Tage nach diesem, im traurigsten Wetter, verließ der Baron von Roren sein Landgut. Nie kehrte aus seiner Familie Einer wieder hieher zurück. Die Gärten verwilderten. Das Schloß stand unbewohnt und verlassen, bis es, der Himmel weiß wie, ein Raub der Flammen ward.

Gegenseitige Erklärungen.

So schloß Waldrich seine Erzählung. Es war sichtbar, daß die aufmerksamen Zuhörer und Zuhörerinnen diesmal weniger von der Erzählung ergriffen ihre Plätze verließen, als das erste Mal, und sich mit ungezwungener Munterkeit unter einander mischten. Indessen schien der

zweite Theil der Sage doch auch nicht ohne Eindruck geblieben zu sein; denn man unterhielt sich den ganzen Abend davon, und Einige gar ernsthaft über die Möglichkeit solchen Spuks. Am keckſten jedoch spottete der alte Herr Bantes über das Mährchen. Sein Witz und Spott aber wirkte bei den Wenigsten; denn man kannte ihn schon als eine Art Freigeist, und man wußte, daß der ehemalige alte Pfarrer deutlich auf ihn gezielt habe, wenn in der Predigt von Arianern, Naturalisten, Deisten, Atheisten und Socinianern Rede gewesen war.

Wie mächtig die Erzählung Waldrichs allgemeine Theilnahme angeregt hatte, ward schon daraus klar, daß sie sich in den folgenden Tagen die ganze Stadt wiedererzählte, und daß sie, natürlich, mit mancherlei Zusätzen reich ausgestattet, herumgeboten ward. Zu einer andern Zeit hätte sie kaum hingereicht, den Abend einer hörlustigen Wintergesellschaft auszufüllen. Jetzt aber, da die Rede von der hundertjährigen Wiederkunft des todten Gastes an der Tagesordnung war, beschäftigte es allerdings die Neugier auch der Ungläubigsten oder Gleichgültigsten, was für eine Bewandtniß es mit dem todten Gaste habe.

Waldrich selbst erfuhr erst später, welches unbeabsichtigte Schicksal sein Geschichtchen hatte. Denn er mußte Herbesheim in Geschäften seines Regiments auf einige Wochen verlassen. Das hätte er nun gern abgelehnt, nicht nur wegen des häßlichen Winterwetters, das sich früh einzustellen drohte, sondern auch Friederikens, oder vielmehr seiner selbst willen. Denn nun erst, da seiner Liebe Gefahr drohte, war diese zur Leidenschaft geworden. Er zweifelte zwar nicht an der Treue ihres Herzens, noch weniger an ihrem Muth, auf keine Weise in den kaufmännisch berechneten Heirathsplan ihres Vaters einzugehen; aber — doch ängstigten ihn Gedanken von hunderttausend Möglichkeiten. Und hätten sie ihn nicht geängstigt, würde ihm doch die Trennung von der ihm heimlich Verlobten, deren ganzes Wesen sich ihm in der Gluth seiner Leiden-

schaft vergöttert hatte, unerträglich gewesen sein. — Allein der Befehl war da, und der soldatische Gehorsam konnte nichts einwenden.

„Friederike," sagte er am Abend vor seiner Abreise, da er zufällig mit dem Fräulein im halbdunkeln Zimmer allein beisammen war, „Friederike, nie, nie bin ich mit so schwerem Herzen von Herbesheim und von Ihnen gegangen, als diesmal. Und ist es gleich nur für wenige Wochen, ist es doch, als wäre es für ewig. Es steht etwas vor mir, wie ein dunkles Unglück, das sich durch Ahnungen verkündet. Mir wäre leichter, wenn ich bestimmt wüßte, es ginge in den Tod."

Friederike erschrack über seine Worte. Sie ergriff seine Hand und sagte: „Macht dir etwa der Herr von Hahn Sorgen, daß er während deiner Abwesenheit eintreffe? Oder ist dir wegen meiner Standhaftigkeit bange? — Fürchte doch nichts, ich bitte dich, fürchte nichts. Sorge doch nicht für mich, sondern für dich, für deine Gesundheit, für dein Leben bei dieser ungesunden Jahrszeit. Denn ich gestehe dir, auch mir war noch bei keiner unserer Trennungen so übel zu Muth, wie diesmal. Ich weiß nicht zu sagen, warum; aber ich zittere, du kommest gar nicht wieder."

Beide fuhren fort, sich ihre Bangigkeiten und Besorgnisse auszusprechen, — und was sie nicht öffentlich durften, thaten sie jetzt: sie sagten sich unter Umarmungen, Thränen und Küssen ihr Lebewohl, Beide mit dem schweren Gefühl, es sei das letzte. Da trat eine Magd herein mit dem brennenden Licht. Waldrich eilte fort und aus dem Hause, um seine Thränen zu verbergen und seinen Schmerz im Freien auszuhauchen. Friederike ging in ihr Zimmer und schützte Kopfweh vor, um sich in's Bett legen und den ganzen Abend ungestört sein zu können.

In der Nacht reisete der Hauptmann ab. Herr Bantes hatte vorher ihn noch gezwungen, einen guten, wärmenden Punsch mit ihm zu trinken. Aber der Punsch erheiterte

das Gemüth des Scheidenden nicht, ob er sich gleich in Gegenwart des Herrn Bantes Gewalt that, fröhlich zu scheinen. Frau Bantes bemerkte es wohl. Und als sie folgendes Morgens zu Friederiken an's Bett trat und fragte: „Wie hast du geschlafen? Ist dir besser?“ sah sie wohl, daß das arme Mädchen blaß war und rothgeweinte Augen hatte.

„Kind,“ sprach sie, „ich merke, du bist krank. Warum verhehlst du der Mutter dein Leiden? Bin ich deine Mutter nicht mehr? Liebe ich dich weniger, denn sonst, oder liebst du mich weniger, seit Waldrich deine Liebe ist? — Warum wirst du roth? Erröthest du vor einem Unrecht? Daß du ihn liebst, darin finde ich eben nichts Sündhaftes; aber daß du mit deinem Herzen nicht, wie sonst, klar vor mir, wie vor Gott stehest, das ist zu tadeln.“

Friederike richtete sich auf, breitete ihre Arme aus und drückte laut weinend die Mutter an sich: „Ja, ich lieb' ihn. Ja, ich bin ihm zugesagt. Sie wissen es. Ich hatte Unrecht, gegen die gute Mutter zu schweigen; aber ich wollte ihr ja nur mein Unglück verschweigen, um sie nicht zu früh mit in mein Leiden zu ziehen. Das muß endlich doch, aber so spät als möglich, geschehen, wenn es der Vater erfahren wird, daß ich lieber unvermählt sterbe, als seinem für mich Erwählten die Hand gebe. So dachte ich, und schwieg.“

— Kind, ich bin nicht gekommen, dir Vorwürfe zu machen. Ich verzeihe deinem Mißtrauen gegen ein Mutterherz, das sich dir noch nie verläugnet hat. Also davon still. Und was deine und Waldrichs gegenseitige Neigung betrifft, hatte ich sie längst befürchtet. Ja, es konnte nicht anders kommen. Ihr konntet Beide nichts ändern. Doch sei ruhig. Hoffe! bete! Wenn Gott will, wird er's lenken. Er ist deiner werth, ob er gleich nicht hat und ist, was der Vater dir bestimmt hat. Ich werde es dem Vater entdecken, wie ihr Beide mit einander steht.“

„Um Gotteswillen, noch nicht, nur jetzt noch nicht!“

— Ja, Friederike, jetzt. Es wäre besser gewesen, schon früher. Ich muß es ihm entdecken, denn ich bin seine Frau. Als solche will ich und darf ich kein bedeutendes Geheimniß vor dem Manne haben; habe du dergleichen auch nie im Leben vor deinem künftigen Gemahl. Das erste Geheimniß, welches Mann oder Weib in der sonst glücklichsten Ehe vor einander hegen, bringt den Untergang alles Glücks, bringt Mißtrauen und Spannung. Wir mögen jemals recht oder unrecht handeln, Offenheit thut zu Allem wohl, hindert das Erscheinen vieles Bösen, und macht selbst das Fehlerhafte minder schuldvoll.

„Aber was soll ich thun?“ sagte Friederike.

— Du? was du? Weißt du's nicht? Wende dich im stillen Gebete zu deinem Gott. Die Unterhaltung mit dem, der die Sonnen droben und die Sonnenstäubchen hier unten leitet, wird dich erheben, dich heiligen, beruhigen. Du wirst besonnener, edler denken und thun. Und dann wirst du nie Uebles thun. Und thust du das Rechte und sagst du das Rechte, glaube mir, so wird's nicht unrecht gehen.

So sprach ihr Frau Bantes zu, und verließ sie, um sich zu ihrem Manne an's Frühstück zu setzen.

„Was fehlt dem Mädchen?“ fragte er.

— Vertrauen zu dir und mir, aus allzugroßer Liebe zu ihren Aeltern.

„Krummes Zeug und dergleichen! Mama, du hast wieder etwas im Hintergrunde. Gestern hatte sie Kopfweh und heute kein Vertrauen.“

— Sie hat Furcht, dich zu kränken; darum wird sie krank.

„Possen und dergleichen!“

— Sie fürchtet, du werdest ihr den Herrn von Hahn aufzwingen, auch wenn sie ihn nicht will.

„Sie hat ihn ja noch nicht gesehen.“

— Sie möchte ihn lieber nicht sehen. Ihr Herz hat schon entschieden. Sie und Waldrich haben Neigung für einander. Du hättest es längst bemerken können.

„Halt!“ rief Herr Bantes, und setzte die Kaffeetasse nieder; besann sich, hob die Tasse wieder auf und sagte: „Weiter?“

— Was weiter? Daß du behutsam gehen, daß du mit der Verlobung nichts übereilen mußt, wenn du nicht Unglück anrichten willst ohne Noth. Es ist möglich, daß Friederike den Herrn von Hahn, wenn sie nur weiß, daß er ihr nicht aufgedrungen werden soll, nach und nach recht angenehm findet. Es ist möglich, daß der Kommandant in eine andere Garnison verlegt wird, daß Trennung und Zeit die erste Leidenschaft schwächt,.... dann —

„Richtig! das ist auch mein ganzer Sinn. Ich schreibe seinem General. Er muß in andere Garnison. Zum Kukuk und Küster, Friederike wird doch nicht Frau Hauptmännin werden wollen? Ich schreibe mit nächstem Posttag. Das sind mir Teufelsstreiche!“

Jetzt hatte Frau Bantes angebahnt. Es gab freilich sehr lebhafte Unterredung; Vater Bantes stürmte nach seiner Art ein wenig, und sprach seinen Willen entschieden genug aus; doch gab er zu, man müsse behutsam gehen, keinem Strom einen Damm entgegenbauen und keiner Leidenschaft Gewaltgebote geben; Waldrich müsse mit guter Art von Herbesheim fort, Friederikens Neigung nicht offen widersprochen werden, damit sie sich beruhige, und so müsse dem Ziel unvermerkt zugesteuert sein.

„Bei dem allem bleibt's ein dummer Streich!“ sagte Herr Bantes ärgerlich. Das sagte er auch, als er sich mit Friederiken unter vier Augen verständigt hatte. „Siehst du,“ sprach er zu ihr, „du bist ein vernünftiges Mädchen, und solltest dich da nicht, wie ein anderes Gänschen, verplempern. Aber, wie gesagt, ich habe nichts dagegen; meinethalben liebt euch — nur an Heirath denkt nicht! Daraus wird nichts. Du bist zu jung. Nichts überhaspelt! Lerne alle Männer kennen. Es hat jeder sein Gutes. Denke dann, was sich für dich schickt. Lerne den Herrn von Hahn kennen. Taugt er nicht für dich,

dann marsch mit ihm. Ich zwinge dich zu nichts; aber zwinge mich auch zu nichts."

So ward der innere Friede der Familie wieder hergestellt, und durch weise Leitung der Frau Bantes ein drohendes Ungewitter in einen stillen, trüben Regentag verwandelt. Die alte Heiterkeit, so gut es ging, kehrte zurück, und Alles nahm den gewohnten Gang ein. Friederike, vollkommen beruhigt, dankte dem Himmel, daß es so weit gediehen sei, und erwartete von der Zukunft vertrauensvoll das noch Bessere. Mit Zuversicht erwartete auch Herr Bantes das Bessere. Er freute sich, daß Friederike ihren bisherigen Frohsinn wieder annahm, und entwarf indeß das Schreiben an den General. Frau Bantes, die ihren Gemahl, wie ihre Tochter, mit gleicher Zärtlichkeit im Herzen umschloß, hoffte wenig, fürchtete wenig; sie überließ die Entscheidung dem Himmel. Waldrich war ihr lieb, wie ein angenommener Sohn; aber auch der Herr von Hahn war ihr—durch die erhaltenen Anzeigen und durch die Vorliebe ihres Gatten schätzbar. Sie wollte nur ihrer Tochter Glück, gleichviel, durch wessen Hand es gegeben werden könne.

Die Ueberraschung.

"Ach, der arme Waldrich!" sagte Friederike am Sonntage, da sie mit ihrer Mutter aus der Kirche gekommen war, und nun plaudernd mit ihr im warmen Zimmer am Fenster saß, und auf die öden Straßen hinabsah, die von Regenströmen rauschten: "Wenn er nur jetzt nicht unterwegs ist! Es wäre bisher das schönste Wetter zur Reise gewesen, und nun er fort ist, muß auch das übelste eintreffen."

— Ein Soldat soll Alles tragen können! antwortete Frau Bantes: Und willst du eines Soldaten Frau werden, so gewöhne dich zeitig an den Gedanken, daß dein Mann dem Könige mehr als dir, der Ehre mehr als der

Liebe, dem Feldlager mehr als dem Hause gehört, und daß, wenn andern Männern nur ein Tod nachlauscht, dem Soldaten hundert Tode aufpassen. Darum wäre ich nie eine Soldatenfrau geworden.

„Aber sehen Sie auch hinaus, Mama, wie es in der Luft wüthet! wie schwarz der Himmel! Sehen Sie doch, zwischen dem Regen große Hagelsteine!“

Frau Bantes lächelte, denn es kam ihr ein Einfall, von dem sie anfangs nicht wußte, ob sie ihn mittheilen sollte. Endlich sagte sie: „Friederike, weißt du's? Heut ist der erste Adventssonntag, wo die Regierung des todten Gastes beginnen soll. Der wüste Prinz meldet sich, scheint's, immer mit Sturm an.“

„Ich wette, Mama, der Regensturz macht unsern Herbesheimern himmelangst. Die verriegeln vielleicht schon am hellen Mittag die Hausthüren, damit das lange, bleiche Gesicht nicht eindringe.“

In diesem Augenblicke trat Herr Bantes eilfertig mit einem lauten, doch etwas sonderbaren Gelächter in die Stube; sonderbar war es, weil man nicht wußte, ob es ein willkührliches oder unwillkührliches Lachen war.

„Tolles Zeug und dergleichen!“ rief Herr Bantes: „Geh in die Küche, Mama, und bringe die Mädel in Ordnung, sonst werfen Sie dir den Braten in die Suppe, die Suppe in's Gemüse, das Gemüse in die Milchcreme.“

„Was gibt's denn?“ fragte Frau Bantes verwundert.

„Wisset Ihr nichts? Die ganze Stadt sagt, der todte Gast sei angekommen. Zwei Fabrikarbeiter kommen mir da athemlos und pudelnaß von der Gasse in die Zahlstube gesprungen, und erzählen, was ihnen an zehn Orten schon erzählt worden ist. Mag von dem tollen Zeug kein Wort hören; gehe an der Küchenthür vorbei; die Mägde drinnen lärmen. Ich stecke den Kopf hinein, zu sehen, was es gibt; schreien die dummen Dinger beim Anblick meiner schwarzen Perrücke laut auf und rennen die Närrinnen seitwärts, meinen, ich sei der todte Gast. Seid ihr

Alle unklug? rief ich. — Ach Gott! schrie die Käthe: ich will's nicht läugnen, Herr Bantes, ich bin abscheulich erschrocken. Mir zittern die Knie. Und ich brauchte mich eigentlich gar nicht zu schämen, daß ich mich mit dem Schornsteinfeger Max eingelassen und versprochen habe. Aber nun es so kommt, wollte ich, ich hätte den Max in meinem Leben nicht gesehen. — So schrie die Käthe, und wie sie sich die Angstthränen abtrocknen will, läßt sie die Pfanne mit den aufgeschlagenen Eiern aus der Hand fallen. Die Susanne sitzt hinter dem Feuerherd und weint hinter ihrer Schürze. Die alte unschuldige Lene mit ihren fünfzig Jahren sogar sieht ganz verstört drein, und schneidet sich richtig mit dem Küchenmesser in die Finger, da sie es abwischen will.«

»Hab' ich's nicht gesagt, Mama?« rief Friederike, indem sie ausgelassen lachte.

»Stelle Ordnung in der Küche her, Mama!« fuhr Herr Bantes fort: »Sonst ist die erste Teufelei des todten Gastes in Herbesheim, daß wir am lieben Sonntage verhungern müssen.«

Friederike hüpfte lachend hinaus zur Küche und rief; »So arg soll er's uns doch nicht treiben!«

»Das sind,« sagte Herr Bantes, »die saubern Früchte des Aberglaubens, der Pöbelweisheit. Alles Pöbelweisheit, von unten bis oben, vom Stallknecht bis zum Minister! Da schimpfen mir jetzt Schulknaben und Priester, Hebammen und Professoren, geheime Räthe und geheime Speichellecker auf die Aufklärung; sagen, sie bringe Insubordination, Irreligion, Revolution, und wollen das Volk wieder in die alte Dummheit zurückleckſen. Und die Esel von modischen Versemachern yahnen ihre Wunder- und Heiligenlieder dazwischen, und die Esel von Bücherfabrikanten machen sich mit Ammen-Mährchen breit, und wollen Heiden und Türken katholisch machen, den Papst zum Herrgott der Könige, den Staat zum Nothstall. Lumpenpack! Da geben sie kaum einen rothen Kreuzer

für Verbesserung der Schulen, aber Millionen für die Soldaten hin, und für Ueppigkeit; da schnüren sie vernünftigen Leuten das Maul zu, wo nicht den Hals; aber wer Unsinn und Knechterei und Schlächterei lobpreiset, den behangen sie mit Orden, Titeln und Tressen. Da haben wir's nun. Aberglaube oben und unten. Erster Advent, Winterwetter — sieh da, kriechen die Narren in die Winkel und kreuzigen und segnen sich, meinen, der todte Gast mache den Sonntagsregen und dergleichen.«

Frau Bantes lächelte sanft und sprach: »Papa, nicht so eifrig, nicht so böse! die Sache verdient's nicht.«

— Verdient's nicht? He, du selbst hast wurmstichigen Glauben, Mama! Nimm mir den Aberglauben nicht in Schutz; nimm mir keinen Unsinn in Schutz! Ich will, wenn ich sterbe, zehntausend Gulden Legat aussetzen, bloß zur Besoldung eines Lehrers an der Schule, der gesunde Vernunft lehren soll. Wer solche wahnsinnige Einbildungen von Gespenstern, Teufeln, Todtenerscheinungen und todten Gästen dulden kann, der kann auch dulden, daß die ganze Welt ein Tollhaus und jedes Land ein Sklavenloch werde, worin die eine Hälfte des Volks leibeigen frohnen, die andere mit Musketen und Kanonen die gehorchende im Zaum halten muß.

»Aber, aber, Papa, wohin verirrst du dich?«

— Verflucht sei der Aberglaube! Aber, ich merke wohl, man will ihn. Nur zu, das ist den Engländern recht. Je dummer die Völker, je leichter saugen sie uns aus. Es wird nicht eher besser, bis einmal wieder ein Hans Bonaparte mit eiserner Ruthe kommt, und Schule hält mit den Narren.

Indem Herr Bantes noch fortfuhr, in vollem Ernste so zu donnern, während er hastig die Stube auf und ab ging und von Zeit zu Zeit mitten im Laufe stehen blieb, trat leise der Buchhalter herein.

»Es ist doch richtig, Herr Bantes.«

— Was ist richtig?

„Er ist wirklich angelangt. Er logirt im schwarzen Kreuz.“

— Wer logirt im schwarzen Kreuz?

„Der todte Gast.“

— Narrheit! Müssen Sie, als ein verständiger Mann, denn Alles glauben, was Ihnen alte Weiber sagen?

„Aber meine Augen sind keine alte Weiber. Ich ging aus Neugier in's schwarze Kreuz; der Herr Gerichtsschreiber war, so zu sagen, mein Gefährte. Wir nahmen ein Gläschen Goldwasser, so zu sagen, nur zum Vorwand. Da saß er.“

— Was?

„Ich erkannte ihn auf der Stelle. Der Wirth scheint ihn auch zu kennen. Denn wie der zur Thüre hinaus ging, wandte er dem Herrn Gerichtsschreiber seitwärts das Gesicht zu, machte große Augen, zog den Mund und die Augenbraunen in die Höhe, als wollte er, so zu sagen, andeuten, der da sitzt, bringt nichts Gutes.“

— Larifari!

„Der Zolleinnehmer, der ihn schon am Thor erkannte, hat sich auf der Stelle zum Herrn Polizeilieutenant gemacht. Der Zolleinnehmer hat es uns gesagt, als wir wieder aus dem schwarzen Kreuz kamen.“

— Der Zolleinnehmer ist ein abergläubiger Narr; schämen sollte er sich in die Seele hinein!

„Ganz wohl; aber erlauben Sie, wenn's nicht der todte Gast ist, so ist's sein Zwillingsbruder. Ein bleiches Gesicht. Vom Kopf bis zum Fuß rabenschwarz. Eine Gestalt, vier, fünf Ellen lang. Eine dreifache goldene Kette über die Brust zur Sackuhr. An den Fingern funkelnde Brillantringe. Prächtige Equipage. Extrapost.“

Herr Bantes sah den Buchhalter lange mit starrem Blick an, worin Unglauben und Befremden zu kämpfen schienen; lachte endlich laut und übermäßig, und rief: „Treibt denn der Teufel seinen Spaß mit uns, daß der gerade am ersten Adventssonntage einpassiren muß?“

„Und gerade wie die Kirche aus war,“ sagte der Buchhalter, „gerade wie die Leute über die Gasse liefen und Wind und Regen, so zu sagen, am allerschrecklichsten stürmten.“

„Wie heißt denn der Fremde?“ fragte Herr Bantes.

„Mir nicht bekannt,“ antwortete der Buchhalter: „der aber gibt sich am Ende Namen, wie er will. Bald ist er ein Herr von Gräbern, bald ein Graf von Altenkreuz. Es ist mir, so zu sagen, bedenklich, daß er geradezu ins schwarze Kreuz einkehrt. Der Name scheint ihn angezogen zu haben.“

Herr Bantes schwieg eine Zeit lang ganz ernsthaft und nachdenkend, fuhr sich endlich mit der Hand rasch über das Gesicht und sagte: „Ist nichts, als Zufall, sonderbarer Spaß des Ungefährs. Denkt doch nicht an den todten Gast und dergleichen. Possen! Aber ein eigener Zufall ist es, ein toller Streich! Gerade am Adventssonntag, im schrecklichsten Wetter, lang, schwarz, blaß, die Fingerringe, die Equipage — ich würde kein Wort davon glauben, Buchhalterchen, wenn Sie nicht ein vernünftiger Mann wären. Aber, nichts für ungut, Sie hörten das Mährchen vom todten Gast, sahen einen Fremden; hatte schwarze Kleider; flugs spielt Ihnen die gottlose Einbildungskraft einen Hexenstreich und setzt Ihnen, was noch fehlt, hinzu.“

Dabei blieb es. Herr Bantes ließ sich auf keine andere Gedanken bringen.

Die Erscheinung.

Der todte Gast war nun das Gespräch über Tische bei der Mahlzeit. Man freute sich, bald mehr über ihn zu vernehmen, und gewisse Auskunft über den Fremden in der heutigen Winterabendgesellschaft beim Bürgermeister zu erhalten, und wenn nicht aus offiziellem Munde des Stadthauptes, doch durch die Frau Amtsbürgermeisterin,

welche, ohne Hilfe geheimer Polizei, ununterbrochen eine wahre Tag- und Nachtchronik von Herbesheim hielt. Die Frauenzimmer fuhren sogleich nach Beendigung des nachmittäglichen Gottesdienstes zu ihr. Herr Bantes versprach, sobald es dunkel werden wolle, nachzukommen; er hatte noch einige Geschäfte mit Leuten aus seiner Fabrik abzuthun, die er gewöhnlich an Sonntagsnachmittagen zu sich kommen ließ.

Er war eben im Begriff, den Letzten dieser Leute abzufertigen und sich auf den Weg zur Wintergesellschaft zu machen, als plötzlich ein durchschneidender weiblicher Schrei geschah. Herr Bantes und der Fabrikarbeiter erschracken heftig. Es war tiefe Stille.

„Sieh doch einmal nach, Paul, was begegnet ist!“ sagte Herr Bantes zum Arbeiter.

Dieser giug, kam aber nach wenigen Augenblicken mit ganz verstörter Miene zurück, und konnte kaum halblaut mit bebender Stimme sprechen: „Es verlangt Sie Jemand zu sehen.“

„Nur herein!“ sagte Herr Bantes ärgerlich. Paul öffnete die Thür, und es trat ganz langsam ein Fremder herein. Es war ein hagerer, langer Mann, in schwarzen Kleidern; das Gesicht zwar von angenehmen, feinen Zügen, aber bleich. Durch das dicke, schwarze Seidentuch um den Hals ward die Blässe noch gesteigert und recht todtenhaft. Die saubere Kleidung, die äußerst feine Wäsche, deren Schneeglanz unter der schwarzen Seidenweste hervorstach, die reichen Ringe, welche von den Fingern blitzten, der Anstand in allem Aeußern verrieth den Fremden als einen Mann von höherm Stande.

Herr Bantes starrte den Unbekannten an. Er sah den todten Gast vor seinen Augen; faßte sich aber, so gut er konnte, und sagte, indem er sich mit etwas erschrockener Höflichkeit gegen den Eintretenden verneigte, zum Arbeiter: „Paul, du bleibst hier! Ich habe dir nachher noch etwas zu sagen.“

„Es freut mich das Glück, Herr Bantes, Ihre Bekanntschaft zu machen!" sagte der Fremde leise und langsam: „Ich würde meine Aufwartung schon am Morgen gemacht haben, hätte ich nicht Ruhe von der Reise nöthig gehabt, und Furcht gehabt, Sie und die Ihrigen sogleich nach meiner Ankunft unangenehm zu belästigen."

„Viel Ehre, viel Ehre!" erwiederte Herr Bantes mit einiger Verlegenheit. Aber . . . ." Es überfiel ihn ein unwillkührliches Grausen. Er traute seinen Augen kaum. Er rückte dem Fremden einen Stuhl hin, und wünschte ihn hundert Meilen weit von sich.

Der Fremde verneigte sich langsam, nahm Platz und sprach: „Sie kennen mich nicht; aber errathen ohne Zweifel, wer ich bin?"

Es ward dem Herrn Bantes, als sträubten sich unter seiner Perrücke alle Haare bergan. Er schüttelte höflich und ängstlich den Kopf, und sagte mit erzwungener Freundlichkeit: „Ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen."

„Ich bin Hahn, der Sohn Ihres alten Freundes!" sprach der todte Gast mit hohler Stimme, und lächelte den Alten an, dem das Lächeln das Herz erstarrte.

„Sie haben keinen Brief von meinem alten Freund?" fragte Herr Bantes. Jener wickelte eine prächtige Brieftasche auf, und übergab ein Schreiben. Es enthielt nur wenige Zeilen zur Empfehlung, und die Bitte, dem Ueberbringer Alles zur Eroberung des Herzens der Braut zu erleichtern. Die Schriftzüge hatten wohl viel Aehnlichkeit mit der Hand des alten Banquiers; doch schien etwas Fremdartiges darunter.

Herr Bantes las lange, und las wieder, nur um Zeit zu gewinnen und zu überlegen. In ihm war ganz natürlich Alles Widerspruch und Kampf. Er wollte, als ein aufgeklärter Mann, trotz dem unwillkührlichen Grauen, nicht glauben, daß er den berüchtigten todten Gast vor sich habe; aber eben so wenig wollte er und konnte er sich überzeugen, daß der Sohn seines Freundes eben genau

in Wesen und Gestalt der aus Sagen vielbekannten Gestalt des entsetzlichen Gastes gliche. Hier war weder Gaukelei der Einbildungskraft noch des Zufalls gedenkbar. Er sprang geschwind auf, bat um Verzeihung, er müsse seine Brille suchen, die Augen wären ihm etwas dunkel, und entfernte sich, um nur in dieser Verlegenheit zur Besonnenheit zu kommen. Wie Herr Bantes in's Nebenzimmer ging, griff auch Paul nach dem Schlosse der Stubenthür. Der todte Gast wandte langsam sein blasses Antlitz gegen diesen, und mit einem Sprunge, an allen Gliedern bebend, war Paul zur Stube hinaus, und kam nicht wieder, bis er Herrn Bantes vom Nebenzimmer zurückkehren hörte.

Herr Bantes hatte wirklich in der Eile überlegt, und in der Eile einen verzweifelten Entschluß gefaßt. Noch ungewiß, welchen Gast er vor sich habe, wollte er wenigstens die arme Friederike nicht geradezu in die Hände des Zweideutigen ausliefern. — Er trat demselben nicht ganz ohne Herzklopfen näher, und sagte mit Achselzucken und Bedauern: „Hören Sie, mein werthester Herr von Hahn, ich hege für Ihre Person alle Hochachtung. Indessen haben sich hier Dinge ereignet, äußerst fatale Dinge, die ich nicht voraussehen konnte. Hätten Sie doch uns die Ehre erwiesen, früher zu kommen! Seitdem hat sich zwischen meiner Tochter und dem Kommandanten der hiesigen Besatzung ein Liebeshandel entsponnen — Verlobung und dergleichen; — das vernahm ich erst vor wenigen Tagen. Der Hauptmann ist mein Pflegesohn; er war einst mein Mündel. Was konnte ich thun? Gern oder ungern, ich mußte mein Ja sagen. Ich hatte mir vorgenommen, morgen Ihrem Herrn Vater die Widerwärtigkeit zu melden, ihn zu bitten, Sie nicht zu bemühen. Es schmerzt mich sehr. Was wird mein alter Freund von mir denken!“

Weiter konnte Herr Bantes nicht reden, denn die Stimme ging ihm vor Entsetzen aus. Der ihm gegenübersitzende Gast hatte nicht nur, wider alle Erwartung, ganz kalt und ruhig zugehört, sondern die Miene desselben,

vorher still und düster, heiterte sich sogar bei dem Worte „Liebeshandel“ — „Verlobung“ sichtbar auf, als wenn es ihm eben recht um ein Mädchen zu thun wäre, das einem Andern schon Hand und Herz verschenkt hätte. Auch entging Herrn Bantes nicht, daß das bleiche Gesicht, als hätte es sich verrathen, schnell wieder den vorigen Ernst, wie mit sich selbst unzufrieden, herzustellen suchte.

„Beunruhigen Sie sich deswegen nicht!“ sagte der Herr von Hahn: „weder meines Vaters noch meinetwillen nicht!“

Herr Bantes dachte bei sich: „Ich verstehe dich schon!“ Aber nun war es ihm doppelt darum zu thun, den aus der Sage wohlbekannten schrecklichen Verführer für immer von Friederiken abzuhalten.

„Ich sollte Sie,“ sprach er, „freilich nicht im Wirthshause lassen, und Sie bitten, bei mir im Hause vorlieb zu nehmen. Allein eben jene Geschichte mit dem Kommandanten und meiner Tochter und dergleichen — Sie begreifen, wie es da geht — einen zweiten Bräutigam in Abwesenheit des andern, und dergleichen — und dann, Sie begreifen wohl — die Leute in einer so kleinen Stadt schwatzen gleich mehr, als sie wissen. Auch hat meine Tochter . . .“

„Ich bitte, keine Entschuldigung!“ sagte der Sohn des Banquiers: „Ich bin im Gasthofe nicht übel. Ich verstehe Sie. Wenn Sie mir nur erlauben, dem Fräulein Bantes meine Aufwartung machen zu dürfen.“

— Aber, Sie . . .

„Denn in Herbesheim gewesen zu sein, und die Braut, die mir bestimmt gewesen, nicht gesehen zu haben, ich könnte es nicht bei mir selbst verantworten.“

— Allerdings, Sie sind . . .

„Ich sollte den Herrn Kommandanten beneiden. Alles, was man mir von der seltenen Schönheit und Liebenswürdigkeit des Fräuleins . . .“

— Sie sind zu gütig.

„Mir wäre allerdings die größte Ehre widerfahren, in Ihre herrliche Familie aufgenommen worden zu sein, und der Sohn eines Mannes geheißen zu haben, von dem mein Vater nie ohne zärtliche Rührung reden kann.“

— Gehorsamer Diener.

„Darf ich bitten, dem Fräulein wenigstens vorgestellt zu werden?“

— Thut mir leid, sehr leid. Sie ist mit meiner Frau für diesen Abend in großer Gesellschaft, und — es ist Gesetz da, daß man keinen Fremden, unter keinerlei Vorwand, einführen darf. Also . . .

„In der That liegt mir für diesen Abend wenig daran, ich fühle mich noch ermüdet; noch weniger, sie in großer Gesellschaft zu sehen, wo man mehr oder minder beengt und beschränkt ist. Gern sähe ich sie in ihrem häuslichen Wesen.“

Herr Bantes machte eine stumme Verbeugung.

„Noch lieber, und das gewähren Sie mir doch gütigst? möchte ich dem Fräulein einmal unter vier Augen, wenn ich sagen darf, vertraulich Manches mittheilen, was . . .“

Herr Bantes erschrack. Er dachte bei sich: „Da haben wir's, der marschirt in gerader Linie auf sein Ziel los!“ — Er räusperte sich. Der Fremde schwieg nun, und erwartete, ob Herr Bantes reden wolle; da dies nicht geschah, fuhr jener fort: „Ich hoffe, durch meine Mittheilungen das Fräulein vielleicht in Betreff meiner auf richtigere Ansichten zu leiten, und vielleicht, indem ich sie über Verschiedenes beruhigen kann, mir ihre Achtung zuzusichern, die mir durchaus unter gegenwärtigen Umständen nicht ganz gleichgültig bleibt.“

Herr Bantes versuchte mancherlei Wenn und Aber zu entgegnen, um dies wahrscheinlich von Folgen begleitete vertrauliche Unter-vier-Augen abzulehnen. Er sprach in der Angst viel, aber verworren und aus Höflichkeit dunkel. Der todte Gast aber verstand ihn gar nicht, oder schien ihn nicht verstehen zu wollen, und ward immer zudring-

licher. Desto peinlicher ward die Stellung des Herrn Bantes, der sein schönes Kind schon von jener Scheingestalt und ihren verruchten Künsten umgarnt und mit umgedrehtem Köpfchen sah.

Ueber diese Unterredung, welche ziemlich lange dauerte, war es dunkel geworden. Da der Gast sich schlechterdings nicht entfernen wollte, stand Herr Bantes jählings auf, und erklärte unter großem Bedauern, daß er ihn verlassen müsse, weil unaufschiebbare Geschäfte ihn abriefen. — So erzwang er den Abschied. Der Gast, etwas finster, empfahl sich, bat aber um Erlaubniß, wieder zu kommen.

Herr Bantes eilte in die Wintergesellschaft zum Bürgermeister, war aber auffallend still und nachdenkend. Man sprach von nichts, als vom todten Gaste. Man wollte wissen, er führe eine ganze schwere Kiste voller Gold bei sich; er kenne schon alle Bräute von Herbesheim; er sei ein sehr angenehmer Mann, doch spüre man ihm etwas Verwesungsgeruch an. Alles, was hier geredet wurde, stimmte meistens nur zu sehr mit dem überein, was Herr Bantes an dem, der vor ihm die Gestalt des reichen Banquiers angenommen, bemerkt hatte.

Sobald Herr Bantes mit seiner Frau und Tochter wieder zu Hause war, erzählte er von dem Besuche des todten Gastes, und wie er ihn hoffentlich ein= für allemal abgefertigt zu haben glaube. Anfangs erstaunten beide Frauenzimmer, oder vielmehr sie erschracken; dann lächelten Beide verwundert sich an, als sie den Namen des Bräutigams aus der Residenz hörten; zuletzt lachten sie hell auf, als sie hörten, der Vater habe Friederiken förmlich zur Verlobten des Kommandanten erklärt.

„O Papa, süßer Papa!“ rief Friederike, und fiel ihm um den Hals: „Ich bitte Sie, halten Sie auch Wort.“

„Zum Kukuk und Küster!“ schrie der Alte: „Ich werde doch wohl Wort halten müssen.“

„Auch dann, liebster Papa, wenn der todte Gast zuletzt der Herr von Hahn wäre?“

„Meinst du, ich habe keine Augen? Er ist es nicht. Eine Scheingestalt ist's. Wie käme der junge Hahn auf den Teufelseinfall, sich in die Figur des todten Gastes zu vermummen, von dessen Geschichte er wahrscheinlich in seinem Leben nichts gehört hat!“

Den Frauenzimmern war das Ereigniß freilich etwas unbegreiflich; aber doch wollten sie lieber glauben, der Papa habe mit seiner regen Phantasie etwas hinzugefügt, oder der Zufall diesmal drolligen Scherz getrieben, als daß sie an der Persönlichkeit des angekommenen Herrn von Hahn gezweifelt hätten. Gerade diese Hartnäckigkeit der Mutter und der Tochter, sich durchaus keines Bessern bereden zu lassen, ängstigte den Herrn Bantes nur noch mehr.

„So muß es kommen, gerade so!“ rief Herr Bantes ärgerlich und zaghaft: „So hat er euch Beide schon halb in seinen Krallen, hat euch schon betäubt! Ich bin doch wahrhaftig sonst nicht abergläubig, und auch diesmal kein altes, wundersüchtiges Weib; aber was mir begegnet ist, das ist mir begegnet. Es ist ein höllischer Spuk, der mich verrückt machen könnte. Die Vernunft begreift's nicht. Aber es mag Vieles sein, das die Vernunft nicht begreift. Und sollte ich euch in den Keller sperren, ich sperre euch ein, nur daß ihr mir Beide nichts mit dem Teufelsgespenst zu schaffen habt!“

„Schönster Papa!“ rief Friederike: „Ich gebe Ihnen ja gern die Sache wohlfeiler. Möge der todte Gast Herr von Hahn sein, oder nicht: ich schwöre Ihnen, ich will ihn nicht lieben, ich will Waldrichen nie vergessen. Aber geben Sie mir Ihr Vaterwort, daß Sie Waldrichen nicht von mir trennen, es möge nun der Herr von Hahn oder der todte Gast um mich werben.“

„Wahrhaftig, lieber gäb' ich dich dem ärmsten Bettler auf der Gasse — ist's doch ein lebendiger Mensch! — als dem Gespenst, dem Satan.“

Gute und schlimme Wirkungen.

Friederike schlief unter schönen Träumen die Nacht, Herr Bantes äußerst unruhig. Die schwarze, bleiche Figur, deren Mondgesicht durch das schwarze Kopfhaar und den starken schwarzen Backenbart ihm so fürchterlich hervorblickte, schwebte ihm auch vor verschlossenen Augen sichtbar. Friederike hegte hingegen für den gespensterhaften Unbekannten recht dankbare Gesinnungen, daß er ihren Vater so schleunig bekehrt und in der Angst dem lieben Waldrich zugewandt hatte.

Am andern Morgen, sobald Herr Bantes mit den Seinigen gefrühstückt hatte, begab er sich zum Amtsbürgermeister — dies war das Ergebniß nächtlicher Ueberlegungen — und bat diesen, gegen den Unbekannten Polizeimaßregeln zu versuchen, um ihn aus der Stadt zu entfernen. Er erzählte ihm nun offen, was sich gestern, ehe er in die Abendgesellschaft gekommen, in seinem Hause zugetragen habe, und wie seine Frau und Tochter schon halb und halb in ihren Sinnen benebelt wären; daß sie den todten Gast für den angekündigten Sohn des Banquiers Hahn hielten, ungeachtet der junge Banquier, um Bräutigamsrollen zu spielen, nicht dazu das Aeußere des bekannten Gespenstes wählen würde, und, wenn er sie aus Narrheit oder Spaß hätte wählen wollen, sie gewiß nicht gekannt haben würde.

Der Bürgermeister schüttelte den Kopf bedenklich. Er wußte nicht, was er zu der Sache sagen sollte; versicherte aber, er wolle ernste Untersuchung anstellen, denn die ganze Stadt sei von dieser unangenehmen Erscheinung beunruhigt.

Wie Herr Bantes nach einigen Stunden (denn auch mit dem Polizeilieutenant und andern Freunden hatte er sich berathen) nach Hause ging, sah er von ungefähr seitwärts durch ein Fenster in's Erdgeschoß seines Hauses. Das Fenster gehörte zu einem schön geschmückten Zimmer,

welches sonst der Kommandant Waldrich zu bewohnen pflegte. Herr Bantes glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen. Er sah den wüsten, todten Gast da im tiefen, ja es schien, im leidenschaftlichen Gespräch mit Friederiken. Das Mädchen lächelte ihm freundlich zu, und schien gar nichts dagegen zu haben, als er ihre Hand ergriff und küssend an seine Lippen drückte.

Jetzt schwankte Alles vor den Augen des Greises, oder vielmehr er schwankte. Anfangs wollte er geradezu hinein in des Kommandanten Zimmer, um die zärtliche Unterredung zu unterbrechen und den unüberwindlichen Verführer aus dem Hause zu jagen; dann besann er sich, daß dies üble Folgen für ihn oder Friederiken haben könnte. Er erinnerte sich des Duells zwischen dem Grafen von Altenkreuz und dem Vicomte vor hundert Jahren. Er eilte todtenbleich in's Zimmer seiner Gemahlin, die vor seinem Anblick erschrack.

Als sie die Ursache seines Zustandes erfahren hatte, suchte sie ihn zu beruhigen; versicherte, das vermeinte Gespenst sei in der That der erwartete Bräutigam, ein liebenswürdiger, bescheidener Mann, mit dem sie und Friederike sich lange unterhalten habe.

„Ich glaub's schon, Mama, der ist mit dir in deinen Jahren ganz bescheiden. Aber geh' hin und sieh, wie weit er mit Friederiken in kurzer Zeit gekommen ist. Sie küssen sich.“

— Das ist nicht möglich, Papa!

„Da, da, diese Augen strafe du nicht Lügen. Er hat sie; sie ist verloren! Warum sind die allein? Dir ist auch schon der Verstand vergiftet! sonst würdest du sie Beide nicht allein gelassen haben.“

— Lieber Papa, er bat um Erlaubniß, sich allein gegen Friederiken erklären zu dürfen. Laß doch deine Einbildung fahren! Wie ist es möglich, daß du, eben du, aufgeklärter, Alles verspottender Mann, deinen Glauben

so bethören lassen kannst, und plötzlich der abergläubigste aller Menschen wirst?

„Ueberrumpeln? abergläubig? Nein, vorsichtig, behutsam und dergleichen gegen dies Teufelsblendwerk! — Sei es, was es immer wolle, man soll sich auf keine Weise prellen lassen. Das Mädchen ist mir zu theuer. Ich befehle ein- und für allemal, ihr sollt mit euerm sogenannten Herrn von Hahn allen Umgang abbrechen.“

— Aber was wird sein Vater sagen?

„Oh, der Alte wird nichts sagen. Und wie sollte er? Und in Gottes Namen, sag' er, was er wolle. Geh, ich bitte dich, schicke den Verführer fort!“

Frau Bantes ward verlegen. Sie trat freundlich zu ihm hin, legte ihre Hand traulich auf seine Schulter, und sprach leise mit bittendem Tone: „Lieber Mann, bedenke, was du aus eitler Furcht thust! Wegen eines blassen Gesichts, und eines schwarzen Kleides wegen, ist ja ein Fremder noch kein Gespenst. Wenn du aber befiehlst und darauf beharrst, und es zu deiner Ruhe beiträgt, so werde ich dir gehorchen. Doch bedenke: Friederike und ich haben ihn schon zum Mittagessen eingeladen.“

„Da könnte einen ja der Schlag rühren!“ schrie Herr Bantes: „Nun gar zum Mittagessen! Der muß einen Zauberdunst und dergleichen in seinem Odem haben, daß er euch behext, wie die afrikanische Schlange die kleinen Vögel, die sich ihrem offenen Rachen gern oder ungern nähern müssen. Fort, fort, fort! Ich will nichts von ihm!“

In dem Augenblicke trat sehr heiter Friederike herein. — „Wo ist der Herr von Hahn?“ fragte die Mutter mißmuthig.

„Nur auf einen Augenblick in seine Wohnung. Er kommt sogleich zurück. Es ist wahrlich ein guter, edler Mensch!“

„Da haben wir's!“ rief Herr Bantes: „In einer Viertelstunde Gesprächs hat sie es schon weg, daß er ein

guter, edler Mensch ist. Wie? du den Waldrich lieben? O, daß Waldrich hier wäre! Wenn er — — kurz weg! Ich will nichts davon wissen. Laß ihm absagen. Laß ihm eine Lüge sagen, eine ehrliche Nothlüge, ich sei krank geworden; wir bedauerten sehr; könnten ihn heut nicht bei Tische sehen, und dergleichen.«

Friederike erschrack über die Heftigkeit ihres Vaters. »Hören Sie mich doch, Papa; Sie sollen Alles wissen, was er mir gesagt hat. Es ist gewiß ein vortrefflicher Mann, und Sie werden . . . . .«

»Halt!« rief Herr Bantes: »Ich will nichts hören; habe schon zu viel gehört. Sieh, Kind, laß mir jetzt meinen Willen. Nenn' es Wunderlichkeit, nenn' es, wie du willst; höre mich an. Gleicht der todte Gast dem Herrn von Hahn, oder der Herr von Hahn dem todten Gaste, so ist das alles ein Teufel. Ich mag und will nichts von ihm. Kannst du deinen edeln, vortrefflichen, guten Menschen und dergleichen bewegen, daß er Herbesheim noch heute verläßt, auf immer verläßt: so geb' ich dir mein Ehrenwort, sollst den Waldrich behalten, und wenn der wirkliche Sohn meines Freundes dann auch ankäme. Ich verspreche dir, auf der Stelle an seinen Vater zu schreiben, alles mit ihm Abgekartete ganz ehrenhaft rückgängig zu machen, sobald ich weiß, der Schwarze ist fort. Da, nimm meine Hand darauf. Nun sage mir, kannst du ihn bewegen, einzupacken und sich aus dem Staub davon zu machen?«

»Wohl!« rief Friederike freudeglühend: »denn sehen Sie — er wird gehen. Erlauben Sie mir, ihn nur noch einige Augenblicke zu sprechen, unter vier Augen.«

»Da haben wir's wieder! Nein, fort, fort! Schreib' ihm ein paar Zeilen. Nicht zum Essen! Fort mit ihm!«

Es half kein Widerreden. Aber der Preis, welcher Friederiken geboten war, hatte zuviel Werth. Sie schrieb an den ihr lieb gewordenen Banquier; entschuldigte, durch Krankheit ihres Vaters, die Einladung zum Mittagsmahl

widerrufen zu müssen; bat ihn sogar, wenn er einige Achtung und Freundschaft für sie habe, die Stadt so bald als möglich zu verlassen, denn von seiner Entfernung hänge ihr Glück und der Frieden ihres Hauses ab. Sie verhieß ihm, mit nächster Post in einem Briefe die sonderbaren Ursachen dieser sonderbaren, unartigen, aber höchst dringenden Bitte zu entwickeln.

Unterhaltungen mit dem todten Gaste.

Ein Hausknecht trug Friederikens Brief in's Wirthshaus und fragte dem Banquier von Hahn nach. Der Kerl war schnell gegangen; er hoffte, den vielbesprochenen todten Gast bei dieser Gelegenheit etwas aus der Ferne zu sehen. Indem er aber die Thür vom Zimmer des Banquiers öffnete, wie man ihn angewiesen hatte, fuhr er plötzlich zusammen, als er den langen, schwarzen, blassen Herrn gegen sich zuschreiten sah und fragen hörte mit hohler Stimme: was willst du? Die Gestalt schien ihm jetzt noch weit schwärzer, länger und bleicher zu sein, als er sich gedacht hatte.

„Halten zu Gnaden,“ sagte der Erschrockene mit einem Gesichte, worin sichtbar die Todesangst lag, „ich wollte nicht zu Ihnen, sondern zum Herrn Banquier von Hahn.“

— Der bin ich.

„Sie selbst?“ sagte der arme Mensch zitternd, weil ihm zu Muthe ward, als klebten seine Fußsohlen fester am Boden: „Um Gotteswillen, lassen Sie mich wieder gehen.“

— Ich halte dich nicht. Wer hat dich geschickt?

„Fräulein Bantes.“

— Weswegen?

„Diesen Brief sollen Sie .....“ Mit diesen Worten, die er nicht vollendete, weil der Banquier einen Schritt näher kam, warf er demselben den Brief vor die Füße, und lief in vollem Sprunge davon.

Der Banquier sagte halblaut für sich: „Sind die Leute hier zu Lande allesammt närrisch?“ Er las Friederikens Zeilen, runzelte die Stirn, nickte mit dem Kopfe und ging pfeifend im Zimmer auf und ab.

Indem ward wieder leise an die Thür gepocht. Schüchtern trat der Wirth herein, ehrerbietig die Mütze in der Hand, unter vielen Verbeugungen.

„Sie kommen zu rechter Zeit, Herr Wirth; ist das Essen fertig?“ sagte der schwarze Herr.

— Das Essen bei uns wird Ihrer Gnaden ohne Zweifel zu schlecht sein.

„Nichts weniger, als das. Es ist gut gekocht. Ich freilich esse nie viel, aber das soll keinen Vorwurf gelten.“

— Man speiset im goldenen Engel besser.

„Ich mag nichts vom Engel, ich bleibe beim Kreuz. Sie sind bescheidener, als ich je einen Wirth gesehen habe. Lassen Sie bald decken.“

Der Kreuzwirth rieb die Mütze in den Händen herum, und schien verlegen, wie er noch etwas anbringen sollte, das ihm auf dem Herzen lag. Der Schwarze bemerkte es anfangs nicht, sondern ging, vertieft in Gedanken, her und hin. So oft er aber dem Wirthe zu nahe kam, wich dieser sorgfältig auf vier Schritte aus.

„Wollen Sie noch etwas, Herr Wirth?“ fragte der Banquier endlich.

— He ja! Ew. Gnaden wollen es doch aber ja nicht übel deuten.

„Nicht im Geringsten. Frisch heraus mit der Sprache!“ rief der todte Gast, und streckte den Arm aus, um dem Wirth freundlich auf die Schulter zu klopfen. Dieser aber verstand die Bewegung unrecht, und vermuthete das Aergste. Er mochte sich wohl gar einbilden, der Gast wolle an seinem Kopfe und Genicke den Versuch machen, den derselbe vor hundert und zweihundert Jahren an manchem Mädchen gemacht hatte. Drum duckte sich der bedroht Glaubende wetterschnell mit ganzem Leibe nieder, drehte sich um,

nahm einen Satz, und war mit einem einzigen Sprunge zur Thür hinaus.

Herr von Hahn konnte sich, wie ärgerlich ihm dies Betragen auch vorkommen mußte, doch des Lächelns nicht erwehren. Er hatte dieselbe wunderliche Schüchternheit an allen Hausgenossen bemerkt; sie war ihm besonders erst seit dem heutigen Morgen aufgefallen. „Hält man mich denn,“ sprach er bei sich selbst, „für den zweiten Doktor Faust?“

Es ward abermals an die Thür gepocht, diese nur halb und leise geöffnet, und ein martialischer Kopf mit einer Römernase und dem kräftigsten Schnurrbarte schob sich mit der Frage herein: „Bin ich hier recht? Beim Herrn von Hahn?“

— Allerdings.

Ein großer baumstarker Mann in Polizei-Livrée kam nun hinter der Thür hervor in's Zimmer: „Der Herr Amtsbürgermeister läßt Ihro Gnaden bitten, sich auf einige Augenblicke zu ihm zu verfügen.“

— Verfügen? Das klingt etwas polizeimäßig. Wo wohnt er?

„Am Ende der Straße, gnädiger Herr, im großen Eckhause mit dem Balkon. Ich werde die Ehre haben, Sie hinzuführen.“

— Nun, das wäre eben nicht nöthig, guter Freund. Ich liebe weder militärische noch polizeiliche Eskorten.

„Der Herr Amtsbürgermeister hat es so befohlen.“

— Gut, und Ihr gehorcht unbedingt. Nicht so, Ihr seid Soldat gewesen?

„Beim dritten Husarenregiment.“

— Aus welchem Treffen habt Ihr die schöne Narbe auf der Stirn?

„Hm, gnädiger Herr, aus einem Treffen mit Kameraden um ein hübsches Mädchen.“

— Da wird Eure Frau die Narbe nicht gern sehen, falls sie nicht selbst das hübsche Mädchen war.

„Ich habe keine Frau.“

— Nun, gleichviel, also ein Liebchen. Denn wer solche Ehrennarbe für das schöne Geschlecht zur Schau trägt, der bleibt nicht unempfindlich. Aber nicht so, Eure Auserwählte wird jetzt, wenn sie nun Alles weiß, etwas widerspenstig sein?

Der Schnurrbart runzelte die Stirn. Den Frager belustigte, in den Mienen des Helden eine Art Bestätigung seiner Vermuthung zu lesen, und er fuhr daher fort: Ihr müßt nur nicht den Muth verlieren. Gerade mit Eurer Narbe bringt Ihr Eurer Geliebten den Beweis, was Ihr für einen einzigen Blick ihrer großen schwarzen Augen, ja für eine einzige Locke ihrer braunen Haare wagen würdet.

Der Polizeibediente verfärbte sich und riß die Augen weit auf. „Ihro Gnaden,“ stammelte er, „kennen Sie das Mädchen schon?“

— Warum nicht? Ist's doch gerade das niedlichste Kind in der ganzen Stadt! versetzte Herr von Hahn lächelnd, den es kitzelte, durch zufälliges dreistes Forschen die Liebeshändel der Polizei so schnell zu errathen. Den Polizeibedienten aber kitzelten die Fragen gar nicht; besonders däuchte ihm das schalkhafte Lächeln des bleichen, todtenhaften Antlitzes etwas Gräßliches, Höllisch-Boshaftes zu haben.

„Ihro Gnaden kennen sie schon? Wie ist das möglich? Seit gestern erst sind Sie in der Stadt? Ich habe die Hausthür der Putzmacherin mit keinem Auge verlassen, und war ich nicht da, hatte ein Anderer Acht. Sichtbarer Weise kamen Sie nicht ins Haus.“

— Guter Freund, ein artiges Mädchen ist leicht zu kennen, und die Häuser haben auch Hinterthüren.

Der Schnurrbart stand mit verblüfftem Gesichte da, weil er sich in der That einer Hinterthür erinnern mochte. Herr von Hahn dagegen ward durch die Verlegenheit des Polizeimanns immer muthwilliger, und legte es darauf an, ihn ein wenig eifersüchtig zu machen. „Also sie spielt

nun," sagte er, "die Spröde gegen Eure Zärtlichkeiten? Dacht' ich's doch! Die Narbe!"

— Nein, gnädiger Herr, nicht die Narbe! Nichts für ungut, Sie selbst!

"Was, ich? Laßt euch das nicht von mir träumen. Pfui, Ihr seid doch nicht schon eifersüchtig? Machen wir Beide einen Bund mit einander, versteht mich wohl ...."

— Ich verstehe nur zu gut. Daraus wird diesmal nichts! Gott bewahre mich!

- "Ihr führet mich bei Eurer jungen Putzmacherin ein, und ich versöhne sie mit Eurer Narbe."

Der Polizeibeamte machte eine Bewegung, als ginge ihm ein Schauer über den Leib. Dann lud er mit trokkener Amtsmiene den Herrn von Hahn ein, ihm zum Bürgermeister zu folgen.

"Ich werde kommen; aber Eure Begleitung durch die Stadt' verbitt ich mir."

— Ich habe Befehl so.

"Und ich befehle das Gegentheil. Also geht und meldet's dem Herrn Bürgermeister. Macht ihr die geringsten Umstände, so zählet keinen Augenblick mehr auf Euer Mädchen!"

— Herr, um Gotteswillen! sagte der ehrliche Schnurrbart in großer Beklemmung. Ich gehorche. Aber lassen Sie, gnädiger Herr, um Gotteswillen das unschuldige Blut am Leben!

"Ich hoffe, Ihr traut mir doch nicht zu, ich werde Euch das Mädchen aus purer Liebe fressen?"

— Ihr Ehrenwort, gnädiger Herr, Sie verschonen das arme Kind; dann will ich für Sie thun, was Sie befehlen, und sollten Sie meinen eigenen Tod begehren.

"Seid ruhig. Ich geb' euch gern mein Ehrenwort, das artige Mädchen am Leben zu lassen. Aber sagt mir, wie springt Eure Furcht gleich zum ärgsten Stück über? Wer in aller Welt will denn einem schönen Kinde gleich ans Leben?"

— Sie haben Ihr Ehrenwort gegeben, gnädiger Herr. Ich bin zufrieden. Was kann Ihnen auch daran liegen, dem guten Kätherle das Genick umzudrehen? Ich gehe, und lasse Sie allein gehen. Auch die Hölle muß Wort halten.

Mit diesen Worten war der arme Mensch zur Thür hinaus. Er hörte hinter sich den todten Gast laut lachen. Das Lachen drang ihm schneidend durch die Ohren. Es kam ihm wie ein Hohngelächter des Satans vor. Er lief zum Amtsbürgermeister und erzählte zum Erstaunen desselben seine ganze Geschichte.

Das Verhör.

Herr von Hahn nahm Hut und Stock, und ging. Noch mußte er heimlich über die Herzensangst des Polizeibeamten lächeln, dessen Eifersucht er erregt zu haben glaubte.

Er bemerkte bald, wie er über die Straße ging, daß er in einer kleinen Stadt sei, wo man jeden Fremden wie ein Wunderthier angafft, und mit Begrüßtwerden und Wiedergrüßen im Jahre ein Dutzend Hüte auf dem Kopfe verdirbt. Wo er ging, rechts und links, wich man ihm höflich aus mit tiefer Verbeugung. Schon von weitem zogen die ihm Begegnenden Hüte und Mützen tief ab. Keinem Könige konnte mit mehr Ehrfurcht begegnet werden. Rechts und links in den Häusern, wo er vorüberkam, sah er hinter den ungeöffneten Fenstern eine Menge neugieriger Köpfe durch die Glasscheiben nach ihm schauend.

Das Aergste aber widerfuhr ihm, als er dem bezeichneten Eckhause mit dem Balkon näher kam. Unweit dem Hause befand sich auf dem Platze ein Brunnen, der aus sieben Röhren sein Wasser in ein weites Steinbecken goß. Um den Brunnen stand eine Schaar Mägde mit Eimern und Zübern emsig plaudernd. Einige schabten Fische, andere wuschen Salat, andere setzten ihre leeren Eimer unter die Röhre, andere trugen ihn schon gefüllt auf dem Kopfe.

Herr von Hahn, der Wohnung des Bürgermeisters sicher zu sein, trat seitwärts, um eine dieser geschäftigen Mägde zu fragen, die ihn in der Lebhaftigkeit ihrer Unterhaltung anfangs nicht bemerkt hatten. Wie er aber den Mund öffnete, und Alle jetzt die Augen nach ihm wandten — hilf heiliger Himmel! welch ein Zetergeschrei, welch eine Verwirrung! Alle prallten mit Entsetzen aus einander. Die Eine ließ die Fische in das Brunnenbecken fahren, die Andere schüttete den gewaschenen Salat auf den Erdboden, der Dritten stürzte der Wassereimer vom Kopfe, daß sie wie eine Gebadete troff. Alle rannten bleich und athemlos davon. Nur eine Alte, deren Fußwerk nicht mehr gehorchen mochte, drängte sich mit dem Rücken hinterwärts gegen den hohen Brunnenpfeiler, als wollte sie ihn umstürzen, schlug mit der dürren Hand vor sich Kreuze über Kreuze, sperrte die Lippen von einander und stierte ihn mit Augen der Verzweiflung auf eine stechende Weise an, während ihr Haar auf dem Kopfe emporstieg. So sieht man eine vom Hund angebellte Katze, den krummen Rücken ganz in sich hineingezogen, das Haar gesträubt, das Maul offen, mit durchbohrenden Blicken jeder Bewegung des Bellenden folgend.

Verdrießlich über die närrischen Leute wandte Herr von Hahn sich ab und ging geradezu in das Haus mit dem Balkon. Er war am rechten Orte. Der Bürgermeister, ein kleiner, feiner, gewandter Mann, empfing ihn sehr artig oben an der Treppe und führte ihn ins Zimmer.

„Sie haben mich zu sich rufen lassen,“ sagte Herr von Hahn, „und in der That, ich komme gern, denn ich hoffe, bei Ihnen mir Räthsel lösen zu können. Ich bin erst seit gestern in Ihrer Stadt, und gestehe, hier habe ich schon mehr Abenteuer erlebt, als sonst auf allen Reisen.“

— Ich glaub' es! — sagte lächelnd der Bürgermeister: Ich habe davon gehört, und einigemal sogar das Unglaubliche. Sie sind der Herr von Hahn, Sohn des

Banquier aus der Hauptstadt; haben Verbindungen mit dem hiesigen Hause Bantes; kamen, weil Fräulein Bantes ....

„Richtig Alles. Soll ich mich bei Ihnen legitimiren, Herr Bürgermeister?“ Herr von Hahn zog bei diesen Worten einige Papiere aus der Brieftasche. Der Bürgermeister lehnte es nicht ab, sie flüchtig durchzusehen, gab sie aber mit den verbindlichsten Aeußerungen seiner Zufriedenheit zurück.

„Ich habe Ihnen nun alles gesagt und beurkundet, Herr Bürgermeister, worüber Sie irgend von mir Auskunft begehren können. Nun bitte ich hingegen Sie um Auskunft über allerlei Seltsamkeiten Ihrer Stadt. Herbesheim liegt doch nicht so gar weit von der übrigen Welt getrennt; es werden doch zuweilen auch Fremde hierher kommen; wie geht's nun zu, daß man mich ....“

— Ich weiß, was Sie sagen wollen, Herr von Hahn. Sie sollen Alles erfahren, wenn Sie die Güte haben, mir ein paar Fragen zu beantworten.

„Ich stehe zu Befehl.“

— Zählen Sie einsweilen meine Fragen nur auch zu den Seltsamkeiten von Herbesheim, die Ihnen aufstießen; hintennach werden Sie den Grund davon ohne Mühe sehen. Kleiden Sie sich gewöhnlich schwarz?

„Ich bin in Trauer um eine meiner Tanten.“

— Waren Sie schon in Herbesheim?

„Nie.“

— Haben Sie früher schon Bekanntschaft mit Personen aus dieser Stadt gehabt, oder zufällig etwas von den Geschichten dieser Stadt, nämlich von alten Geschichten, Mährchen, Volkssagen der Herbesheimer gelesen oder gehört?

„Ich kannte persönlich Niemanden von Herbesheim, und wußte von dieser Stadt nichts, als daß hier das Haus Bantes sei, und daß Fräulein Bantes ein äußerst liebens-

würdiges Frauenzimmer wäre, was ich nun mit Vergnügen bestätigen will.«

— Haben Sie vielleicht nie ein Geschichtchen vom todten Gaste der Herbesheimer gelesen, oder davon gehört?

»Ich wiederhole es, die Historie von Herbesheim, zumal die alte — ich muß es zu meiner Schande sagen, Herr Bürgermeister — ist mir so fremd, wie die Historie des Königreichs Siam und Pegu.«

— Nun, Herr von Hahn, und Ihre Abenteuer bei uns, die ich mehr vermuthe, als kenne, stammen in gerader Linie aus unsern hiesigen alten Geschichten her.

»Wie komme ich mit Ihren alten Geschichten zusammen? Dergleichen ist mir in meinem Leben nicht begegnet. Sagen Sie doch.«

Der Bürgermeister lächelte und erwiederte: »Man hält Sie für den todten Gast, für ein Gespenst aus unsern Volksmährchen; und wie spaßhaft mir auch die lächerliche Einbildung unserer Spießbürger ist, kann ich doch — Sie nehmen mir Offenheit nicht übel — selbst meine Verwunderung nicht bergen, wie Sie mit dem Helden aus unserer Herbesheimer Schreckenshistorie eine ganz eigene Aehnlichkeit haben. Vorausgesetzt, Sie haben mit mir nicht etwa einen allfälligen Scherz fortsetzen wollen, und wissen durchaus nichts von der Geschichte des todten Gastes, will ich sie Ihnen so erzählen, wie ich Sie mir habe von Mehrern erzählen lassen.

Herr von Hahn gab die lebhaftesten Aeußerungen seiner Neugier. Der Bürgermeister sagte: »Es ist wohl das erste Mal, daß man ein Ammenmährchen ganz offiziell vorträgt.« Und nun hob er lachend die Erzählung vom todten Gaste an.

»Jetzt erklär' ich mir Alles!« sagte lachend Herr von Hahn, als die Geschichte beendet war: »Den schönen Herbesheimerinnen ist um ihre Hälse bange.«

— Scherz bei Seite, Herr von Hahn, mir ist noch mancherlei dunkel. Ich glaube zwar auch an die buntesten

Spiele des Zufalls; aber hier spielt dieser launenhafte Schicksalsgott fast zu grob, als daß ich nicht wirklich einen kleinen Verdacht gegen Sie fassen sollte.

„Wie, Herr Bürgermeister, Sie sind doch nicht in der Stimmung, mich für den Mann Ihrer Fabel zu halten, der Herbesheim nur alle hundert Jahre besucht, um arme Täubchen zu schlachten?“

— Das wohl nicht. Aber etwas von dem Gespenstermährchen könnten Sie doch zufällig gehört, und Ihre Gestalt benutzt haben, um sich an dem Schrecken unserer leichtgläubigen Schönen zu belustigen. Warum, zum Beispiel, wählten Sie eben den ersten Adventssonntag zu Ihrer Ankunft, und eben den Augenblick des ärgsten Sturms und Regens, wenn Sie nichts gewußt hätten von der Fabel?

„Sie haben Recht, Herr Bürgermeister, er ist auffallend, dieser Zufall; er überrascht mich selbst. Indessen darf ich Sie versichern, daß ich im Kalender so unerfahren bin, daß ich eben jetzt erst das Vergnügen habe, zu erfahren, ich sei am ersten Advent hergekommen. Auch kann ich mit einem Eide betheuern, daß ich den Regen vom Himmel gar nicht bestellt hatte; umgekehrt, ich hätte ihn gern abbestellt, weil das Wetter mir sehr übel zuschlug.“

— Wie aber, Herr von Hahn, erklären Sie mir den Griff, welchen Sie diesen Morgen so schalkhaft nach dem Nacken Ihres Wirthes machten? Wußten Sie nichts von unserm Gaste und seinem berühmten Griff?

Herr von Hahn lachte laut auf: „Aha, darum duckte sich der arme Teufel tief unter mir weg! Der Wirth hielt meine unschuldige Handbewegung — ich wollte ihm auf die Schulter klopfen — für verdächtig.“

— Noch Eins, Herr von Hahn. Kennen Sie die Jungfer Wiesel?

„Manche Wiesel, Herr Bürgermeister, aber keine Jungfer dieses schönen Namens.“

— Man will doch behaupten, Sie wären mit ihr, und sogar bis auf die Hinterthür, bekannt.

„Hinterthür der Jungfer Wiesel? O, nun versteh' ich. An der Hinterthür erkenn' ich jetzt die Abgöttin Ihres Polizeidieners. Nun werden mir auch die Reden und Bitten dieses Menschen erst klar.“

— Noch Eins, Herr von Hahn. Sie werden bemerken, daß ich von allen Ihren Schritten unterrichtet bin, und die geheime Polizei von Herbesheim der besten von Paris aus den Zeiten der Spionenmeister Fouché und Savary nichts nachgibt. Wenn ich mir nun im Nothfall auch alles Bisherige sehr natürlich erklären kann, ohne Sie im Verdacht zu haben, unser frommes Völkchen durch absichtliches Spielen der Todten-Gast-Rolle ängstigen zu wollen — muß ich doch eine Frage noch thun. Wenn Sie diese Rolle wirklich nicht spielen konnten oder wollten, sagen Sie mir denn — und diese Frage richte ich weniger aus mir selbst, als für Jemand anders, an Sie — wie war es möglich, daß Sie mit Fräulein Bantes, welches Sie vorher nicht kannten, diesen Morgen binnen wenigen Minuten, binnen einer Viertelstunde so jählings, so innig vertraut wurden, daß Sie — daß Sie das Fräulein — ich weiß nicht, wie ich sagen soll.....

„Also auch das schon haben Sie erfahren?“ sagte der Herr von Hahn ganz betroffen, und über das bleiche, doch lebhafte Gesicht verbreitete sich eine Röthe, die dem Scharfblick des Bürgermeisters nicht entging.

— Ich bitte Sie noch einmal wegen meiner Neugier um Verzeihung! setzte der Bürgermeister hinzu: Sie wissen ja, Polizeibeamte und Aerzte haben das Vorrecht, indiskrete Fragen zu thun. Und bekannt ist Ihnen, daß der todte Gast ganz besonders im Rufe steht, Frauenzimmer wetterschnell zu bezaubern; eine Kunst, die ich Ihnen übrigens gerne zutraue, ohne Sie für todt zu halten.

Herr von Hahn schwieg ein Weilchen; endlich sagte er: „Herr Bürgermeister, ich fange bald an, mich vor Ihnen

mehr zu fürchten, als sich Ihre ganze löbliche Bürgerschaft vor meinem schwarzen Rock fürchten kann. Ihnen müssen die Wände ausplaudern können; denn ich war diesen Morgen mit dem liebenswürdigen Fräulein Vantes nur eine kurze Zeit allein, wenn Sie mit dem Worte Vertrautwerden darauf anspielen. Erlauben Sie mir aber, eben über diesen Punkt zu schweigen. Entweder Ihre Wände haben Ihnen den Inhalt meiner Unterredung ausgeplaudert, dann kennen Sie ihn; oder nicht: dann geziemt es mir nicht, darüber den Vorhang wegzuziehen, falls Fräulein Vantes es nicht mit eigener Hand thun will.“

Der Bürgermeister zeigte mit einer sanften Neigung des Hauptes an, daß er nicht weiter in ihn dringen wolle, sondern wandte das Gespräch: Bleiben Sie noch lange bei uns, Herr von Hahn?

„Ich reise schon morgen wieder ab. Meine Geschäfte sind hier beendigt, und wahrhaftig, es ist doch auch gar zu unlustig, den Poltergeist spielen zu müssen. Der Zufall hat wohl noch keinen Sterblichen übler mißhandelt, als mich, daß ich gerade auserwählt sein mußte, dem todten Gaste Ihrer hundertjährigen Stadtsage oder Stadtchronik auf ein Haar ähnlich zu sein.“

Diese Erklärung der plötzlichen Abreise kam dem Bürgermeister sehr gelegen. Er verlor also darüber kein Wort mehr, und unterhielt sich über andere Dinge mit seinem Inquisiten. Dieser empfahl sich endlich.

Der Bürgermeister fand die Sache sonderbar. Denn für ein ungefähres Zusammentreffen der Umstände, die den Herrn von Hahn zum todten Gaste stempeln wollten, war es im gewöhnlichen Gange der Dinge hier zu viel. Und von der andern Seite hatte sich auch gar kein Grund gezeigt, an der Redlichkeit der Aussagen des Fremden zu zweifeln. Dies erwog der Bürgermeister her und hin, indem er zum offenen Fenster hinaus auf die Straße sah. Er war, gleich nachdem sein Besuch aus dem Zimmer verschwunden, an dies Fenster getreten, um zu seiner Belu-

ſtigung Acht zu haben, mit welchen Augen die Leute auf der Gaſſe den todten Gaſt betrachten würden. Allein zu ſeiner großen Verwunderung verlies dieſer das Haus nicht. Er wartete noch lange; es verging faſt eine Viertelſtunde, und er wartete vergebens. Er zog die Klingel. Der Bediente kam und ward vom Bürgermeiſter befragt. Der Bediente ſchwor, ſeit einer Stunde unter dem Balkon vor der Hausthür geſtanden, aber keinen Herrn in ſchwarzer Kleidung geſehen zu haben.

Der Bediente ward entlaſſen. „Das ſieht mir doch etwas geſpenſtiſch aus!“ brummte der Bürgermeiſter verlegen lächelnd vor ſich hin, und lag wieder im Fenſter. Nach einiger Zeit trat der Bediente ungerufen herein und meldete, das Kammermädchen ſitze todtenblaß und weinend in der Küche, und erzähle, der todte Gaſt ſei beim Fräulein Tochter des Herrn Bürgermeiſters. Das Fräulein thue mit der ſchrecklichen Geſtalt ſehr bekannt; der Unbekannte habe dem Fräulein ein Paar prächtige Armbänder überreicht, und dazu etwas leiſe mit dem Fräulein geſprochen. Das Kammermädchen habe zwar Alles geſehen, aber nichts verſtanden; es wäre auch vom Fräulein ſogleich aus dem Zimmer fortgeſchickt worden.

Der Bürgermeiſter lachte zuerſt; dann verging ihm bei den Armbändern, bei dem Leiſemiteinanderreden, bei dem Fortſchicken des Kammermädchens, alle Neigung zum Lachen. Er hieß den Bedienten ärgerlich ſich fortmachen. „Armbänder? Flüſtern mit meinem Minchen? Woher kennt er ſie? Jeſus Maria! Wie wird das Mädchen mit dem Manne ſo ſchnell vertraut? Wahrhaftig, der legt's darauf an, den todten Gaſt zu machen.“ So ſprach er bei ſich. Bald lief er zur Stubenthür, öffnete und wollte hinaus, um ſeine Tochter und den Fremden zu überraſchen; bald ſchämte er ſich ſeines keimenden Aberglaubens, und legte er ſeiner Aengſtlichkeit Zaum und Gebiß an. Darüber verging eine Viertelſtunde. Endlich ward ihm die Zeit zu lang. Er ging zu ſeiner Tochter, deren Zimmer nicht weit vom ſei-

nigen entfernt war. Sie saß am Fenster allein und betrachtete die köstlichen Armbänder.

„Was hast du da, Minchen?“ fragte er mit ungewisser Stimme.

Minchen antwortete ganz unbefangen: „Ein Geschenk des Herr von Hahn für Rieckchen Bantes. Er reiset morgen früh ab, und hat seine Gründe, selbst nicht mehr in das Haus des Herrn Bantes zu gehen. Er ist mir unbegreiflich. Bräutigam, und schon wieder davon reisen! Nun soll ich's ihr geben.“

— Und woher kennst du ihn, oder er dich?

„Als ich diesen Morgen bei Rieckchen und ihrer Mutter war, machten wir Bekanntschaft. Es durchschauerte mich, als ich ihn zum erstenmal sah. Der leibhafte todte Gast! Aber er ist ein sehr guter Mensch. Wie er von Ihnen ging, Papa, trat ich eben aus meinem Zimmer. Wir erkannten uns, und er brachte sogleich sein Gesuch an.“

Minchen erzählte dies so unbefangen, daß dem Bürgermeister, bis auf Nebensachen, Alles klar ward. Doch folgendes Morgens mußte der Polizeidiener sogleich nachspüren, ob der Fremde wirklich, seinem Worte gemäß, abgereiset sei.

Neues Schrecken.

Der Bürgermeister, durchaus ein Mann ohne Vorurtheil und Aberglauben, hatte eine etwas schlaflose Nacht gehabt. In der Nacht aber, beim Monden- oder Sternenschein, oder beim Mangel alles Lichtes, hat nicht nur die Gestaltung der äussern Welt ein anderes Aussehen, sondern auch die innere Welt des Menschen. Man ist religiöser, zum Glauben an Ungewöhnliches, Seltsames, Abenteuerliches und Wunderhaftes geneigter, was auch die altkluge Vernunft dagegen einzuwenden habe. Die Vernunft ist die Tagessonne des Gemüthes, Alles wird hell und klar durch ihren Schein; der Glaube des Ge-

fühls und der Phantasie ist der nächtliche Mond des Gemüths, Alles wird in dessen zweifelhaftem Schimmern und zauberhaftem Helldunkel fremdartig. — Durchlief der Bürgermeister nun die ganze Geschichte, mit der sich die Stadt vom todten Gaste trug, und verglich damit Zeit und Stunde, in welcher der Herr von Hahn erschien, seine Gestalt, sein bleiches Gesicht, seine Kleidertracht, seine verschwenderischen Geschenke, sein schnelles Vertrautwerden mit Bräuten — denn auch Minchen war auf dem Sprunge, versprochen zu werden, und das Geschichtchen von der Jungfer Wiesel hatte in der That etwas Verdächtiges — so mußte das alles wenigstens auffallen. Jungfer Wiesel hatte dem Polizeidiener wirklich noch am Abend gestanden, der schwarze Gast sei bei ihr im Putzladen gewesen, habe eine Kleinigkeit gekauft; doch erst in der Abenddämmerung sei er erschienen, und nie vorher; noch weniger wollte sie von der berüchtigten Hinterthür etwas wissen. Dies hatte der Bürgermeister von seinem Polizeidiener wieder vernommen, und es machte ihm allerlei sonderbare Gedanken.

Für einen bloßen Spaßvogel konnte er den schwarzen langen Herrn unmöglich halten; dazu sah er zu ernsthaft aus. Auch waren seine Geschenke viel zu kostbar gewesen, als daß er nur einen Scherz mit den lieben Herbesheimern getrieben haben sollte. Herr Bantes, sonst ein Todfeind alles Aberglaubens, hatte aber dem Bürgermeister so viel Seltsames erzählt und geklagt, daß dieser allerdings eine unruhige Nacht haben konnte, indem er das Für und Wider in seinem Kopf umherwarf.

Ehe noch der Polizeidiener folgendes Morgens zum Kreuz kam, erzählten ihm schon die Leute auf der Straße, daß der todte Gast und sein Diener Knall und Fall verschwunden wären, man wisse nicht, wohin. Er hätte weder Wagen noch Pferde, noch Extrapost genommen, wäre zu keinem Stadtthor hinaus, und doch nirgends zu finden. Dies bestätigte auch die Aussage des Kreuzwirthes, der den Polizeimann in das Zimmer führte, wo der angeb-

liche Herr von Hahn gewohnt hatte. Da war noch Alles in der besten Ordnung, als hätte Niemand darin gewohnt; die Betten standen unangetastet, die Stühle an ihrem Ort; kein Koffer, kein Kleid, kein Bändchen, kein Stückchen Papier — nichts Hinterlassenes, keine Spur! Nur auf dem Tische lag die volle Zahlung des Wirthes in harten Thalern, die er aber wohlweislich nicht anrühren mochte.

„Nehme das Teufelsgeld, wer will!“ sagte der Kreuzwirth: „Man weiß ja, dabei ist kein Segen. Leg' ich's in meine Truhe, wird es mir zu stinkendem Unrath. Ich will es den Armen im Stadtspital schenken; ich mag es einmal nicht.“ Er übergab die harten Thaler dem Polizeidiener, der sie dem Spitalpfleger bringen mußte.

Das Gerücht vom plötzlichen Verschwinden des todten Gastes war mit allen Nebenumständen sogleich durch ganz Herbesheim verbreitet. Auch Herr und Frau Bantes, da sie kaum das Bett verlassen hatten, vernahmen es von ihren Mägden, bald auch von dem Buchhalter und Kassierer.

„Wunderbar!“ sagte Herr Bantes zu seiner Frau: „Nun, was sagst du denn dazu? Ich freue mich, daß er fort ist. Du wirst doch glauben, daß es da nicht ganz mit rechten Dingen zuging? Ich sage dir, das war mir nimmermehr der Sohn meines alten Freundes Hahn. Wer hätte jemals an so tolle Mährchen, an solchen Unsinn und dergleichen glauben sollen, wenn man nicht mit leiblichen Augen Zeuge gewesen wäre!“

Frau Bantes brachte gegen die Aussagen der Mägde und des Buchhalters einige bescheidene Zweifel vor. Man schickte den Kassierer zum Kreuzwirth; aber auch dieser kam bald mit der vollen Bestätigung zurück. Frau Bantes lächelte befremdet zu dem allem, und wußte nichts mehr zu erwiedern. Sie meinte nur, das müsse sich noch anders aufklären, denn ihren gesunden Verstand wolle sie doch nicht bei dieser Geschichte preisgeben.

Plötzlich fuhr Vater Bantes mit wahrhaftem Todesschrecken auf, und er ward so blaß, daß Frau Bantes für

ihn zu zittern anfing. Denn lange konnte oder wollte er nicht reden.

Endlich rief er mit einer matten, ungewissen Stimme: „Mutter, ist das Eine wahr, so könnte auch das Andere wahr sein.“

— Was denn, um Gotteswillen?

„Glaubst du, Friederike schlafe noch? Wir sind doch schon lange wach gewesen in unsern Betten, hast du denn von ihr im Nebenzimmer auch nur den geringsten Ton, nur einen Fußtritt, nur das Rücken eines Stuhls gehört?“

— Rede doch, Papa, du wirst doch nicht argwohnen, das Kind sei .....

„Aber wenn das Eine wahr ist, kann auch das Andere — es wäre doch entsetzlich! Mama, ich habe nicht den Muth, nachzusehen.“

— Wie denn? Glaubst du, sie sei .....

„Nun ja, den Kopf im Nacken!“

Mit diesen Worten sprang der Alte, von den schwersten Ahnungen gefoltert, zu Friederikens Schlafkabinet. Aengstlich trippelte Frau Bantes ihm nach. Er legte seine zitternde Hand an das Schloß der Thür; er öffnete diese leise; er wagte kaum zu athmen, und da ihm keine Stimme entgegen tönte, getraute er sich lange nicht, zum Bett hinzublicken. „Sieh du hin, Mama!“ sprach er, und war in ängstlicher Beklemmung.

„Sie schläft ja sanft!“ sagte Frau Bantes. Er richtete die Augen dahin. Da lag Friederike harmlos im Bette, das zarte Gesicht mit den vom Morgenschlummer geschlossenen Augen noch an der gehörigen Stelle. „Aber lebt sie?“ fragte Herr Bantes, und hielt mißtrauisch das Steigen und Fallen der athmenden Brust seines Kindes für eine Täuschung der Augen. Erst wie er ihre warme Hand berührte, ward ihm wohl, und noch mehr, als sie, davon erwachend, ihre Augen aufschlug, und ihr Erstes ein freundliches, doch verwunderungsvolles Lächeln war. Die Mama erklärte ihr nun den Besuch, und erzählte das

geheimnißvolle Verschwinden des Herrn von Hahn und die daraus entstandene neue Angst des Papa. Und allesammt waren sie nun zufrieden und fröhlich.

Ende gut, Alles gut.

Noch zufriedener und fröhlicher aber wurden sie, da allesammt an demselben Tage des Abends beim Nachtessen saßen, und ein Wagen rasch durch die Straßen rollte und plötzlich vor dem Hause hielt. Friederike, horchend, sprang auf und rief: „Waldrich!“ — Er war's. Alles eilte ihm entgegen. Vater Bantes schloß ihn zum Willkommen herzlicher, denn jemals, in seine Arme. — Da hatte man sich nun tausend Dinge zu fragen und zu antworten und wieder zu fragen. Vater Bantes machte endlich dem Lärmen ein Ende, und pflanzte den Kommandanten auf den gewohnten Platz zu sich an den Tisch. Da aber ging das lebhafte, freudige Geschwätz von neuem an. „Und denken Sie nur,“ rief Herr Bantes, „denken Sie nur, Schätzchen, Hauptmännchen, wir haben den Teufelskerl, den todten Gast und dergleichen leibhaftig in Herbesheim, leibhaftig im Hause hier gehabt. Was sagen Sie dazu? Ja, was sagen Sie dazu, er hatte schon wieder seine drei Bräute binnen kaum vierundzwanzig Stunden aufgefischt; da war voran das Mädchen Friederike dort, dann Bürgermeisters Minchen, und zum Dritten die Jungfer Wiesel bei der Putzmacherin. Wir haben uns hier Alle in der Stadt gefürchtet, wie die kleinen Kinder und dergleichen.“

Der Kommandant lachte hell auf und sagte: „Ich aber habe mit ihm heut im Posthause von Odernberg zu Mittag gespeiset. Sie werden doch den Herr von Hahn meinen, denk' ich, und keinen andern?“

Herr Bantes lächelte ärgerlich: „Herr von Hahn hin, Herr von Hahn her! Sei er gewesen, wer er wolle, er war der todte Gast, wie er leibt und lebt, und der bekommt meine Friederike nicht, auch wenn's der Herr von

Hahn wäre und dergleichen. Denn ich möchte nicht erleben, daß ich einen kalten Schauer bekäme, so oft ich meinen Schwiegersohn erblicken würde. Ist es der Sohn meines Freundes wirklich gewesen, desto schlimmer für ihn, denn er sah bestimmt aus, wie Sie den todten Gast beschrieben haben.«

»Ah!« rief der Hauptmann: »daran ist er sehr unschuldig. Als ich jenen Abend die alte Sage vom todten Gaste in der Wintergesellschaft erzählen mußte, und sein Aeußeres beschreiben sollte, fand ich in der Eile zu meiner Figur kein Original, als eben unsern Herrn von Hahn. Der gerade fiel mir ein, weil er mir eben damals doppelt zuwider war. Als ich mit meiner Kompagnie nach Herbesheim verlegt und auf dem Marsch hieher nur wenige Meilen von der Residenz entfernt war, machte ich unterwegs einen kleinen Abstecher dahin. An der Wirthstafel im König von Portugal fiel mir unter vielen Gästen, die da zu Mittag speiseten, die über Gebühr lange Gestalt des Herrn von Hahn auf, welche um eine Kopflänge über alle Sterbliche hinwegragte, zugleich sein schwarzes Haar, sein erdfahles Gesicht und die schwarze Kleidung dazu. Ich vernahm, er sei der Sohn des berühmten Banquiers. Er war mir damals sehr gleichgültig, aber ich konnte doch die Gestalt nicht vergessen; und noch weniger vergessen konnte ich sie, da er mir aufhörte gleichgültig zu sein, weil er — Sie erlauben mir doch, es zu sagen? — weil er um Fräulein Friederiken warb.«

»Donner!« rief Herr Bantes lachend aus und rieb sich und klopfte sich die Stirn: »Phantasiestreich eines Nebenbuhlers! Weiter nichts! Daß das Keinem in Sinn kommen mußte, selbst dem allwissenden, klugen Bürgermeister und seiner Polizei nicht! Hätte ich nicht, sobald ich den Herrn von Hahn sah, gleich darauf fallen sollen, daß der schelmische Kommandant ihn wahrscheinlich gekannt und aus ihm den todten Gast geschnitzelt habe? Wir Alten bleiben doch einfältige Kinder und dergleichen bis

in's graue Haar. — Aber, Herr Kommandant, Sie sind an fatalen Geschichten Schuld. Der junge Hahn wird entsetzlich aufgebracht sein; wird wettern und fluchen, wie man ihn hier behandelt habe; wird mich einen alten Hans Kasper heißen und dergleichen.«

— Nichts weniger, Papa, als das! — sagte Waldrich: Vielmehr, er ist sehr mit der Wendung der Dinge und dem Gange des Schicksals zufrieden. Freundlich empfiehlt er sich durch mich Ihnen, der Mama und Fräulein Friederiken. Er und ich sind heute wirklich Freunde geworden. Denn wir haben uns einander alle Geheimnisse der Herzen gebeichtet. Anfangs, da wir allein bei Tische saßen und unsere Suppe verzehrten, ging es unter uns trocken zu. Er war finster und still, ob er mich gleich nicht kannte. Ich war finster und still, eben weil ich ihn kannte, und glaubte, er sei auf der Bräutigamsfahrt nach Herbesheim. Zufällig, als wir aus Höflichkeit einige Worte über Tische wechselten, vernahm ich nun, daß er von Herbesheim komme und heimreise. Da brannte mich eine verzeihliche Neugier, mehr zu erfahren. Natürlich konnte ich nun nicht läugnen, ich sei in Herbesheim wohlbekannt, sei der Stadtkommandant. »Aha!« rief er lachend, und reichte mir über den Tisch die Hand: »Mein glücklicher Nebenbuhler, dem ich für sein Glück noch dankbar sein muß!« — Da war die Bekanntschaft gemacht, und die Offenherzigkeit an der Tagesordnung. Denken Sie, Papa, er behauptete, Fräulein Friederike selbst habe ihm erklärt, sie sei schon mit mir versprochen, und habe ihn gebeten, sie und mich nicht unglücklich zu machen. Und er hingegen habe dem Fräulein die Hand geküßt und gesagt: er habe zwar unbedingt dem Willen seines alten Vaters gehorchen, nach Herbesheim reisen, und um das Fräulein werben müssen; doch sei es ihm damit nur halber Ernst und in ihm sogar Hoffnung gewesen, Alles durch sein Betragen rückgängig zu machen. Denn er habe schon in der Residenz eine geheime Liebe, die Tochter eines dortigen Professors, der aber

außer seinen Geistesschätzen wenig irdische besitze, was dem alten Banquier Hahn ein Aergerniß und Gräuel wäre. Der alte Herr hätte ihm also, unter Strafe der Enterbung, alle Gedanken an das arme Professormädchen untersagt; der junge Herr habe seiner Geliebten Treue gelobt, und sei fest entschlossen, sie nach dem Tode seines Vaters dennoch zu heirathen.

„Was?“ rief Herr Bantes erstaunt: „Und du, Friederike, hast das alles von ihm selbst gewußt? — Kinder, es will mir zu Sinnen kommen, ihr habet mich Alle zum Besten. Warum hast du mir davon keine Silbe, keinen Buchstaben gesagt?“

Friederike küßte die Hand ihres Vaters, und sagte: „Besinnen Sie sich wohl, Väterchen, und machen Sie Ihrer Friederike keine Vorwürfe. Wissen Sie wohl, als ich so froh von meiner Unterhaltung mit Herrn Hahn zu Ihnen kam, und Ihnen sein Lob verkündigte, und Ihnen Alles haarklein erzählen wollte, wie böse Sie geworden sind? Wissen Sie, wie Sie mir zu reden verboten, und mir zur Belohnung meines stummen Gehorsams versprachen, den Waldrich da drüben für Herrn von Hahn auszuwechseln? Wissen Sie noch?“

— So? Hab' ich das gethan? — Es geht doch in der Welt nichts über den Gehorsam, wenn man sich damit ein Vortheilchen machen will!

„Mußt' ich denn nicht gehorchen? Drohten Sie nicht, die liebe Mama und mich in den Keller sperren zu wollen, wenn . . .“

— Ganz gut, du Plappermaul! Rücke mir nicht noch meine Sünden vor. Da du aber doch mit dem jungen Hahn, weißt du's, ohne mein Vorwissen geplappert hast, konntest du ihm nicht gleich damals sagen, welches wunderliche Vorurtheil gegen ihn aufgekommen war? Er wäre gewiß im Stande gewesen, uns sogleich anders zu belehren. Wenigstens hättest du ihm einen anständigen Grund und

dergleichen sagen sollen, warum wir uns so und nicht anders gegen ihn betrugen?

„Das hab' ich gethan. Sobald er vernahm, bei mir im Herzen sei kein Kämmerchen mehr zu vermiethen, freute er sich und erzählte mir das gleiche Geschichtchen von seinem Herzen. Ein anständigerer Grund zur Trennung ließ sich nicht finden. Sie wissen ja, wir, Mama und ich, hatten ihn zum Essen eingeladen, allein . . .“

— Schweig! Kommandantchen, weiter erzählt! Er war also gar nicht zornig auf uns? Was muß er auch von uns ehrlichen Herbesheimern denken! Glaubte er nicht, wir wären sammt und sonders am Adventstag Narren geworden und dergleichen?

Waldrich antwortete: „Ungefähr so etwas Aehnliches glaubte er wirklich. Das Benehmen aller Leute in Herbesheim muß ihm aufgefallen sein, denn er erzählte mir drollige Auftritte von der allgemeinen Furchtsamkeit. Als er aber durch den Amtsbürgermeister die Sage vom todten Gaste, und zugleich erfahren hatte, daß man ihm die unverdiente Ehre erweise, ihn für einen Hofkavalier des vor zweihundert Jahren hochselig verstorbenen Winterkönigs zu halten, kam ihm Alles noch toller vor, und er belustigte sich an dem Aergerniß und Schrecken weidlich, das er mit seiner Person unschuldigerweise verursacht hatte.“

— Und woran Sie mit Ihrer gottlosen Erzählung — rief Friederike — allein Schuld sind, Herr Kommandant; daß Sie's nur nicht vergessen! Wer wußte denn vor dem ersten Wintergesellschaftsabend, wie der todte Gast ausgesehen habe? Am folgenden Tage sagten sich's schon alle Kinder auf der Gasse wieder.

„Nun, ich war ehrlich genug, dem Herrn von Hahn meine Sünde zu bekennen, sobald mir nach einem viertelstündigen Lachen der Gebrauch der Stimme wieder kam. Daß mir närrischer Weise eben seine Figur bei der Erzählung vorgeschwebt hatte, war verzeihlich. Doch ließ ich mir damals eher den Einsturz des Himmels, als eine solche

Wirkung meiner unschuldigen Geschichte träumen. Herr von Hahn lachte aus Leibeskräften mit mir. Er erzählte mir nun dagegen, daß er, um die aufgeklärten Herbesheimer noch mehr zu ängstigen und in ihrem frommen Glauben zu besteifen, allerlei Schwänke getrieben. Einen verliebten Polizeidiener zu plagen, habe er dessen Braut bei einer Putzmacherin besucht; um seinen erschrockenen Kreuzwirth noch mehr in Furcht und Erstaunen zu setzen, habe er vorgegeben, früh in's Bette gehen und am andern Tage abreisen zu wollen, habe aber in der Dunkelheit des Abends durch seinen Bedienten den Reisekoffer zum Thor hinaustragen lassen, den Spaziergang bis zum nächsten Dorfe zu Fuße bei Mondschein gemacht und dort bis zur nächsten Poststation Fuhre genommen, nachdem er ausgeschlafen. Genug, nicht leicht in der Welt haben zwei Menschen das unauslöschliche Gelächter der Homerischen Götter über Vulkans Geschäftigkeit im Olymp so treu nachgelacht, als wir Beide in unserm Gelächter über die Geschäftigkeit der Herbesheimer mit dem todten Gaste. Bei einer Flasche Champagner schlossen wir zwei versöhnten Nebenbuhler unsern Freundschaftsbund, und schieden später von einander, als wir anfangs dachten, da wir noch bei der Suppe gesessen waren.«

Vater Bantes schien, trotz dem er zu Waldrichs fernern Erzählungen lächelte, mit sich selbst im Kriege zu sein. Verdruß und Frohsinn waren in seinen Mienen wunderlich vermischt zu sehen. Friederike schmeichelte ihm zärtlicher, denn sie sah wohl, was in ihm vorging, und küßte ihm die Falten von der Stirn weg, so oft die sich zeigen wollten.

»Kinder,« sagte Herr Bantes, »da seht Ihr nun, welche Schleppe von Narrheiten und Albernheiten der Aberglaube hinter sich zieht. Und sogar ich alter Philosoph habe noch die Schellenkappe aufsetzen und mittraben müssen. Möchte mich gern schämen, aber find' es doch auch lächerlich, sich seiner armen menschlichen Natur gerade-

wegs zu schämen. Also bleibt's dabei, dünke sich Keiner hoch, fest, stark auf den Füßen, sondern sehe sich lieber vor, daß er nicht falle. Mama, laß eine Bowle Punsch machen, damit wir froh werden mit unserm Kommandanten. Ich sage Wir, das soll heißen, nur meine Wenigkeit; denn du, Mama, hast einen vollständigen Sieg der Aufklärung davon getragen, und bist froh; und dir, Friederike, sieht man es auch wohl an, daß du dem Waldrich da gegenüber nicht gar bekümmert bist, denn du hast einen vollständigen Sieg für deine Liebe davon getragen."

Die Mama reichte dem Kommandanten mit gütigem, wahrhaft mütterlichem Lächeln die Hand und sagte: "Haben Sie das letzte Wort des Papa recht verstanden?"

"Nein," sagte der Kommandant verlegen und erröthend: "aber ich möchte beinahe verwegen genug werden, es zu verstehen."

— Mama, laß eine Bowle Punsch anrichten; laß alles Geschwätz und dergleichen bei Seite. Wir müssen uns die verwünschte Geschichte aus dem Gedächtnisse mit Punsch wegbeizen. — Auch der Stärkste und Muthigste, der schon mehr als ein Dutzend Kugeln um seine Ohren pfeifen hörte, hat einmal seine Reißaus-Minute; auch der Weltumsegler, der sich in den fremdesten Landen und Meeren nicht verirrte, kann einmal auf einem Spaziergange den rechten Weg verfehlen; auch die andächtigste, reinste Himmelsbraut im Kloster hat einmal einen Augenblick, wie jede Evenstochter; auch der gescheideste Mann unterm Monde hat einmal seinen Tag, wo Hans Ballhorn verständiger ist, als er.

"Fangen Sie doch an, Papa," sagte Friederike schmeichelnd, "und reden Sie von etwas Andern! Zum Beispiel — fangen Sie doch von etwas Anderm an."

— Apropos, Kommandantchen, fuhr Herr Bantes fort: wissen Sie denn, daß ich Sie verkauft habe? Um den Preis, mir den todten Gast vom Halse zu schaffen, habe ich Sie da an Friederiken verkauft. Nehmen Sie's nicht

übel, daß ich so mir nichts, dir nichts in Ihrer Abwesenheit über Sie disponirte. Als ehemaliger Vormund glaubte ich mir so etwas herausnehmen zu dürfen. Da, Friederike, nimm hin. Seid glücklich zusammen.

Beide sprangen auf und fielen ihm um den Hals.

— Halt, rief er: Waldrich, aber fort mit der Uniform.

„Sie muß fort!“ sagte der Kommandant mit Freudenthränen in den Augen.

— Und Abschied genommen vom Militär! Denn Friederike wohnt bei ihren Aeltern, und ich habe Sie ihr, aber nicht sie Ihnen geschenkt. Also . . .

„Morgen fordere ich den Abschied, Papa!“

— Kinder! rief Vater Bantes, indem er sich unter den Umarmungen der jungen Leute Luft machte: Eure Freude hat etwas Würgendes an sich; Mama, bringe den Punsch!

Das Abenteuer der Neujahrsnacht.

1.

Mutter Käthe, des alten Nachtwächters Frau, schob am Sylvesterabend um neun Uhr das Zugfensterlein zurück und steckte den Kopf in die Nacht hinaus. Der Schnee flog in stillen, großen Flocken, vom Fensterlicht geröthet, auf die Straßen der Residenz nieder. Sie sah lange dem Laufen und Rennen der frohen Menschen zu, die noch in den hell erleuchteten Laden und Gewölben der Kaufleute Neujahrsgeschenke einkauften, oder von und zu Kaffeehäusern und Weinkellern, Kränzchen und Tanzsälen strömten, um das alte Jahr mit dem neuen in Lust und Freuden zu vermählen. Als ihr aber ein paar große, kalte Flocken die Nase belegten, zog sie den Kopf zurück, schob das Fensterlein zu, und sagte zu ihrem Manne: „Gottliebchen, bleib zu Hause, und laß die Nacht den Philipp für dich gehen. Denn es schneit vom Himmel, wie es mag, und der Schnee thut, wie du weißt, deinen alten Beinen kein Gutes. Auf den Gassen wird es die ganze Nacht lebhaft sein. Es ist, als wäre in allen Häusern Tanz und Fest. Man sieht viel Masken. Da hat unser Philipp gewiß keine Langeweile.“

Der alte Gottlieb nickte mit dem Kopf und sprach: „Käthchen, ich lass' es mir wohl gefallen. Mein Barometer, die Schußwunde über dem Knie, hat mir's schon zwei Tage voraus gesagt, das Wetter werde ändern. Billig,

daß der Sohn dem Vater den Dienst erleichtert, den er einmal von mir erbt.«

Nebenbei verdient hier gesagt zu werden, daß der alte Gottlieb vorzeiten Wachtmeister in einem Regiment seines Königs gewesen, bis er bei Erstürmung einer feindlichen Schanze, die er der Erste im Kampfe für das Vaterland erstieg, zum Krüppel geschossen ward. Sein Hauptmann, der die Schanze bestieg, nachdem sie erobert war, empfing für solche Heldenthat auf dem Schlachtfelde das Verdienstkreuz und Beförderung im Rang. Der arme Wachtmeister mußte froh sein, mit dem zerschossenen Bein lebendig davon zu kommen. Aus Mitleiden gab man ihm eine Schulmeisterstelle, denn er war ein verständiger Mann, der eine gute Handschrift hatte und gern Bücher las. Bei Verbesserung des Schulwesens ward ihm aber auch die Lehrerstelle entzogen, weil man einen jungen Menschen, der nicht so gut, als er, lesen, schreiben und rechnen konnte, versorgen wollte, indem einer von den Schulräthen dessen Pathe war. Den abgesetzten Gottlieb aber beförderte man zum Nachtwächter, und adjungirte ihm seinen Sohn Philipp, der eigentlich das Gärtnerhandwerk gelernt hatte.

Die kleine Haushaltung hatte dabei ihr kümmerliches Auskommen. Doch war Frau Käthe eine gute Wirthschafterin und gar häuslich, und der alte Gottlieb ein wahrer Weltweiser, der mit Wenigem recht glücklich sein konnte. Philipp verdiente sich bei dem Gärtner, in dessen Lohn er stand, sein täglich Brod zur Genüge, und wenn er bestellte Blumen in die Häuser der Reichen trug, gab es artige Trinkgelder. Er war ein hübscher Bursche von sechsundzwanzig Jahren. Vornehme Frauen gaben ihm bloß seines Gesichts wegen ein Stück Geld mehr, als jedem andern, der eben solch ein Gesicht nicht aufweisen konnte.

Frau Käthe hatte schon das Mäntelein umgeworfen, um aus des Gärtners Hause den Sohn zu rufen, als dieser in die Stube trat.

„Vater,“ sagte Philipp, und gab dem Vater und der Mutter die Hand, „es schneit, und das Schneewetter thut dir nicht wohl. Ich will dich die Nacht ablösen, wenn du willst. Lege du dich schlafen.“

„Du bist brav!“ sagte der alte Gottlieb.

„Und dann, ich habe gedacht, morgen sei es doch Neujahr,“ fuhr Philipp fort, „und ich möchte morgen bei euch essen und mir gütlich thun. Mütterchen, hast vielleicht keinen Braten in der Küche . . .“

„Das eben nicht,“ sagte Frau Käthe, „aber doch anderthalb Pfund Rindfleisch, Erdäpfel zum Gemüs, und Reis mit Lorberblättern zur Suppe. Auch zum Trunk noch ein paar Flaschen Bier. Komm du nur, Philipp; wir können morgen hoch leben! Künftige Woche gibt es auch wieder Neujahrgeld für die Nachtwächter, wenn sie theilen. Da können wir schon wohl leben.“

„Nun, desto besser für euch. Und habt ihr schon die Hausmiethe bezahlt?“ fragte Philipp.

Der alte Gottlieb zuckte die Achseln.

Philipp legte Geld auf den Tisch und sagte: „Da sind zweiundzwanzig Gulden, die ich erspart habe. Ich kann sie wohl entbehren. Nehmet sie zum Neujahrgeschenk. So können wir alle Drei das neue Jahr wohlgemuth und sorgenlos antreten. Gott gebe, daß wir es gesund und fröhlich durchleben. Der Himmel wird ferner für euch und mich sorgen.“

Frau Käthe hatte Thränen in den Augen, und küßte ihn. Der alte Gottlieb sagte: „Philipp, du bist wahrhaft der Trost und Stab unsers Alters. Gott wird dir's vergelten. Fahre fort, redlich zu sein und deine Aeltern zu lieben. Ich sage dir, der Segen bleibt nicht aus. Zum Neujahr wünsche ich dir nichts, als dein Herz fromm und gut zu bewahren. Das steht in deiner Macht. Dann bist du reich genug. Dann hast du deinen Himmel im Gewissen.“

So sprach der alte Gottlieb, ging und schrieb die Summe von zweiundzwanzig Gulden in's große Hausbuch und sagte: „Was du mich als Kind gekostet, hast du beinahe schon alles abbezahlt. Jetzt haben wir aus deinen Ersparnissen schon dreihundert und siebenzehn Gulden empfangen und genossen.“

„Dreihundert und siebenzehn Gulden!“ rief Frau Käthe mit großem Erstaunen. Dann wandte sie sich mitleidig zu Philipp und sagte mit weicher Stimme: „Herzenskind, du jammerst mich. Ja, recht sehr jammerst du mich. Hättest du die Summe für dich sparen und zurücklegen können, so würdest du jetzt ein Stück Land kaufen, für eigene Rechnung Gärtnerei treiben und die gute Rose heirathen können. Das geht nun nicht. Aber tröste dich. Wir sind alt; du wirst uns nicht mehr so lange unterstützen müssen.“

„Mutter,“ sagte Philipp, und runzelte die Stirn ein wenig, „was redest du? Röschen ist mir zwar lieb, wie mein Leben. Aber hundert Röschen gäbe ich für dich und den Vater hin. Ich kann in dieser Welt keine Aeltern mehr haben, als euch, aber wenn es sein muß, wohl noch manches Röschen, wenn ich schon unter zehntausend Röschen kein anderes als Bittners Röschen möchte.“

„Du hast Recht, Philipp!“ sagte der Alte: „Lieben und Heirathen ist kein Verdienst; aber alte, arme Aeltern ehren und unterstützen, das ist Pflicht und Verdienst. Sich selbst opfern mit seinen Leidenschaften und Neigungen für das Glück der Aeltern, das ist kindliche Dankbarkeit. Das erwirbt dir Gotteslohn; das macht dich im Herzen reich.“

„Wenn nur,“ sagte Frau Käthe, „dem Mädchen die Zeit nicht zu lang, oder es dir abtrünnig wird! — Denn Röschen ist ein schönes Mädchen, das muß man sagen. Es ist freilich arm; aber an Freiern wird es ihm nicht fehlen. Es ist tugendhaft und versteht die Haushaltung.“

„Fürchte dich gar nicht, Mutter!“ versetzte Philipp: „Röschen hat mir's feierlich geschworen, sie nehme keinen

andern Mann, als mich; und das ist genug. Ihre alte Mutter hat eigentlich auch nichts an mir auszusetzen. Und könnte ich heute mein Gewerbe für mich treiben und eine Frau ernähren, morgen hätte ich Röschen am Altar; das weiß ich. Es ist nur verdrießlich, daß die alte Bittnerin uns verbietet, einander so oft zu sehen, als wir gern möchten. Sie sagt, das thue nicht gut. Ich aber finde, und Röschen findet das auch, es thue uns Beiden gewiß sehr gut. Auch haben wir verabredet, uns heut um zwölf Uhr vor der Hauptthür der Gregorienkirche zu sprechen; denn Röschen bringt den Sylvesterabend bei einer ihrer Freundinnen zu. Dann führe ich sie des Nachts heim.«

Unter diesen Gesprächen schlug es im benachbarten Thurme drei Viertel. Da nahm Philipp den Nachtwächtermantel seines Vaters vom warmen Ofen, auf den ihn Käthe vorsorglich gelegt hatte, hing ihn um, nahm das Horn und die Stange, wünschte den Aeltern gute Nacht und begab sich auf seinen Posten.

2.

Philipp schritt majestätisch durch die beschneiten Gassen, auf welchen noch viel Volks umherwandelte, als wär's am Tage. Kutschen fuhren her und hin. Alles war in den Häusern hell und licht. Unsern Nachtwächter belustigte das heitere Leben. Er sang und blies im angewiesenen Stadtquartier die zehnte Stunde recht frohmüthig ab, am liebsten und mit mancherlei Nebengedanken vor dem Hause unweit der Gregorienkirche, wo er wohl wußte, daß Röschen bei ihren Freundinnen war. »Nun hört sie mich,« dachte er, »nun denkt sie an mich, und vergißt vielleicht Gespräch und Spiel. Wenn sie nur um zwölf Uhr nicht bei der Kirchthür fehlt!«

Und als er seinen Gang durch das Stadtquartier gemacht hatte, kehrte er vor das beliebte Haus zurück und sah nach den erleuchteten Fenstern von Röschens Freun-

dinnen hinauf. Zuweilen sah er weibliche Gestalten am Fenster, dann schlug sein Herz schneller. Er glaubte Röschen zu sehen. Verschwanden die Gestalten, so studirte er ihre verlängerten Schatten an Wand und Zimmerdecke, um zu erkennen, welches Röschens Schatten sei und was sie thue. Es war freilich gar nicht angenehm, in Frost und Schnee da zu stehen und Beobachtungen zu machen. Aber was fechten Frost und Schnee einen Liebhaber an! Und Nachtwächter lieben heutzutage so romantisch, wie irgend zärtliche Ritter der Vorwelt in Romanzen und Balladen.

Er spürte den Einfluß der Kälte erst, als es eilf Uhr schlug, und er von neuem die nachtwächterliche Runde beginnen sollte. Die Zähne klapperten ihm vor Frost. Er konnte kaum die Stunde anrufen und dazu blasen. Er wäre gern in ein Bierhaus eingekehrt, um sich wieder zu erwärmen.

Wie er nun durch ein einsames Nebengäßchen ging, trat ihm eine seltsame Gestalt entgegen, ein Mensch mit schwarzer Halblarve vor dem Gesicht, in einen feuerrothen Seidenmantel gehüllt, auf dem Haupte einen runden, seitwärts aufgeschlagenen Hut, fantastisch mit vielen hohen, schwankenden Federn geschmückt.

Philipp wollte der Maske ausweichen. Diese aber vertrat ihm den Weg und sagte: „Du bist mir ein allerliebster Kerl, du! Du gefällst mir! Wo gehst du hin? Sag' mir's."

Philipp antwortete: „In die Mariengasse, da ruf' ich die Stunde."

„Göttlich," rief die Maske: „Das muß ich hören. Ich will dich begleiten. So was hört man nicht alle Tage. Komm du nur, närrischer Kerl, und laß dich hören; aber das sag' ich dir, als Virtuose laß dich hören, sonst bin ich nicht zufrieden. Kannst du ein lustiges Stückchen singen?"

Philipp sah wohl, der Herr war ein lustiger Bruder, und antwortete: „Herr, beim Glase Weins in warmer Stube besser, als bei solcher Kälte, die einem das Herz im Leibe erstarrt.“ — Damit ging er seines Weges in die Mariengasse und sang und blies.

Die Maske hatte ihn dahin begleitet, und sprach: „Das ist kein Kunststück. Das kann ich auch, du närrischer Kerl. Gib mir dein Horn; ich will für dich blasen und singen. Du sollst dich halb zu Tode wundern.“

Philipp gab auf der nächsten Station den Bitten der Maske nach, und ließ sie blasen und singen. Es ging ganz in der Ordnung. So zum zweiten-, zum dritten- und zum viertenmal. Die Maske konnte nicht müde werden, Stellvertreter des Nachtwächters zu sein, und war in Lobeserhebungen ihrer Geschicklichkeit unerschöpflich. Philipp lachte von ganzem Herzen über die wunderlichen Einfälle des lustigen Herrn, der vermuthlich aus froher Gesellschaft oder von einem Balle kam, und sich mit einem Gläschen Weins über die gewöhnliche Höhe des Alltagslebens hinaufgestimmt hatte.

„Weißt du was, Schätzchen? Ich hätte große Lust, ein paar Stunden zu nachtwächtern. Ist es diesmal nicht, komm' ich mein Lebtage nicht zu der Ehre. Gib mir deinen Mantel und breitkrämpigen Hut; ich gebe dir da meinen Domino. Geh in ein Bierhaus, trinke dir ein Räuschchen auf meine Rechnung; und hast du eins, so komm wieder und gib mir meinen Maskenanzug zurück. Dann bekommst du ein paar Thaler Trinkgeld. Was meinst du, Schätzchen?“

Dazu hatte der Nachtwächter keine Lust. Die Maske gab aber mit Bitten nicht nach, und wie Beide in ein finsteres Gäßchen traten, wurde kapitulirt. — Philipp fror erbärmlich; eine warme Stube hätte ihm wohlgethan, ein gutes Trinkgeld nicht minder. Er bewilligte dem jungen Herrn also das Nachtwächter-Vikariat auf eine halbe Stunde, nämlich bis zwölf Uhr; dann sollte er zur Haupt-

pforte der Gregorienkirche kommen und Mantel, Hut, Horn und Stange gegen den langen rothen Seidenmantel, Larve und Federhut austauschen. Auch nannte er ihm noch vier Straßen, in denen er die Stunde abzurufen habe.

„Herzensschatz!“ rief die Maske entzückt: „Ich möchte dich küssen, wenn du nicht ein Schmierfinke wärst. Nun, es soll dich nicht gereuen. Um zwölf Uhr stelle dich bei der Kirche ein und hole dein Trinkgeld. Juchheh, ich bin Nachtwächter!“

Die Kleider wurden vertauscht. Die Maske vernachtwächterte sich. Philipp band die Larve um, setzte den von einer funkelnden Schleife gezierten Federhut auf und wickelte sich in den langen feuerrothen Seidenmantel. Als er seinen Stellvertreter verließ, fiel es ihm aber doch auf's Herz, der junge Herr könnte vielleicht aus Uebermuth die nachtwächterliche Würde entweihen. Er drehte sich noch einmal um und sagte: „Ich hoffe, Sie werden meine Gutwilligkeit nicht mißbrauchen und Unfug treiben. Das könnte mir Verdruß zuziehen und den Dienst rauben.“

„Was denkst du denn, närrischer Kerl?“ rief der Vikar: „Meinst du, ich wisse nicht, was meines Amtes sei? Dafür laß mich sorgen. Ich bin ein Christenmensch, so gut als du. Packe dich, oder ich werfe dir die Stange zwischen die Beine. Um zwölf Uhr bist du unfehlbar bei der Gregorienkirche und gibst mir meine Kleidung wieder. Adieu! Das ist ein Teufelsspaß für mich.“

Trotzig ging der neue Nachtwächter seines Weges. Philipp eilte, ein nahegelegenes Bierhaus zu erreichen.

3.

Indem er um die Ecke eines Palastes bog, fühlte er sich von einer maskirten Person berührt, die so eben vor diesem Palaste aus einem Wagen gestiegen war. Philipp blieb stehen und fragte nach Maskenart, nämlich mit gedämpfter, leiser Stimme: „Was steht zu Befehl?“

„Gnädiger Herr, Sie sind in Gedanken hier vor der Thür vorübergegangen!" erwiederte die Maske: „Wollen Ihre königliche Hoheit nicht —"

„Was? Königliche Hoheit?" sagte Philipp lachend: „Ich bin keine Hoheit. Wie kommen Sie zu dem Einfall?"

Die Maske verbeugte sich ehrfurchtsvoll und schielte nach der strahlenden Diamantschleife auf Philipps Federhut: „Ich bitte um Gnade, wenn ich Maskenrecht verletze. Aber in welches Gewand Sie sich hüllen mögen, Ihre edle Gestalt wird Sie immer verrathen. Belieben Sie gefälligst vorzutreten. Werden Sie tanzen, wenn ich fragen darf?"

„Ich? Tanzen? — Nein. Sie sehen ja, ich habe Stiefeln an!" antwortete Philipp.

„Also spielen?" fragte die Maske weiter.

„Noch weniger; ich habe kein Geld bei mir!" erwiederte der Nachtwächter-Adjunkt.

„Mein Gott, disponiren Sie doch über meine Börse, über Alles, was ich bin und habe!" rief die Maske, und bot dem bestürzten Philipp einen vollen Geldbeutel an.

„Aber wissen Sie denn, wer ich bin?" fragte dieser, und schob die Hand mit dem Geldbeutel zurück.

Die Maske flüsterte mit einer graziösen Verbeugung: „Königliche Hoheit, Prinz Julian."

In diesem Augenblick hörte Philipp seinen Stellvertreter in einer benachbarten Gasse vernehmlich und laut die Stunde rufen. Jetzt erst merkte er die Verwandlungen. Prinz Julian, in der Residenz als ein junger, wilder, liebenswürdiger und geistvoller Mann bekannt, hatte den Einfall gehabt, die Rollen mit ihm zu vertauschen. „Nun," dachte Philipp, „spielt er den Nachtwächter gut, so will ich ihm auch in meiner Prinzenmaske keine Schande machen, und zeigen, daß ich wohl eine halbe Stunde lang Prinz sein kann. Es ist seine Schuld, wenn ich allenfalls einen Bock schieße. — Er wickelte sich fester in den feuerrothen Talar, nahm die Geldbörse an, steckte sie ein und sagte:

»Maske, wer sind Sie? Ich gebe Ihnen morgen Ihr Geld zurück.«

»Ich bin der Kammerherr Pilzow.«

»Gut. Gehen Sie voran! ich folge Ihnen.«

Der Kammerherr gehorchte, flog die breiten Marmorstufen hinan; ihm behend nach Philipp. Sie traten in einen unermeßlichen Saal, von tausend Kerzen erleuchtet, deren Strahlen sich an den Wänden in einer Menge Spiegel, an der Decke in den schwebenden Kristallleuchtern brachen. Ein buntes Gewühl von Masken wogte durcheinander, Sultane, Tirolermädchen, Papageno's, geharnischte Ritter, Nonnen, Galanteriekrämer, Liebesgötter, Faunen, Mönche, Juden, Perser und Meder. Philipp war eine Weile ganz verblüfft und verblendet. Solch ein Schauspiel hatte er sein Lebtage nicht gehabt. Er war wie im Traum. In der Mitte des Saales schwammen hundert Tänzer und Tänzerinnen in den harmonischen Wellen der Musik.

Philipp, dem die milde Wärme wohlthat, die ihn hier anhauchte, war von Verwunderung so gelähmt, daß er kaum mit einem Kopfnicken dankte, wenn unter den Vorbeischwärmenden ihn einige Masken bald neckend, bald ehrerbietig, bald zutraulich grüßten.

»Befehlen Sie zum Spieltisch?« flüsterte ihm der Kammerherr zu, der nun, beim Licht besehen, als Bramine da stand.

»Lassen Sie mich nur erst aufthauen!« entgegnete Philipp: »Mich friert verzweifelt.«

»Aber ein Glas warmen Punsch?« sagte der Bramine, und führte ihn in ein Seitenkabinet. Der Pseudo-Prinz ließ sich nicht bitten. Ein Glas um das andere ward geleert. Der Punsch war gut, und bald ergoß sich sein Feuer durch alle Adern Philipps.

»Wie steht's, Bramine, Sie tanzen heute nicht?« fragte er den Kammerherrn, als sie in den Saal zurücktraten.

Der Bramine seufzte und zuckte die Achseln: „Für mich ist Spiel und Tanz vorbei, das Lachen ist vorüber. Die Einzige, die ich zum Tanz fordern möchte ... die Gräfin Bonau ... ich glaubte, sie liebe mich ... denken Sie sich meine Verzweiflung ... unsere Häuser wären einig ... plötzlich bricht sie gänzlich mit mir ab.“

„Ei, das ist das Erste, was ich höre!“ rief Philipp.

„Mein Gott, Sie wissen nicht? Die ganze Residenz spricht davon!“ seufzte der Kammerherr: „Schon seit vierzehn Tagen haben wir gebrochen. Sie erlaubt mir nicht einmal, mich zu rechtfertigen. Drei Briefe schickte sie mir unerbrochen zurück. Sie ist eine geschworne Feindin der Baronesse Reizenthal. Ich hatte ihr gelobt, jeden Umgang mit dieser zu meiden. Denken Sie sich mein Unglück: als die Königin Mutter nach Freudenwald zur Jagdparthie fährt, macht sie mich zum Kavalier der Baronesse — was sollte ich thun? Konnte ich widersprechen? Gerade am Namenstage der göttlichen Bonau mußte ich unerwartet fort ... sie erfuhr Alles ... sie verkannte mein Herz.“

„Wohlan, Bramin, benutzen Sie den Augenblick. Die allgemeine Freude versöhnt Alles. Ist die Gräfin nicht hier?“

„Sehen Sie sie nicht dort drüben, links, die Karmeliterin neben den drei schwarzen Masken? Sie hat die Larve abgelegt. O mein Prinz, Ihr gnädiges Fürwort bei ihr ...“

Philipp, den der Punsch begeistert hatte, dachte: da ist ein gutes Werk zu thun! und machte sich ohne Umstände zur Karmeliterin. Die Gräfin Bonau betrachtete ihn eine Weile ernst und erröthend, als er sich zu ihrer Seite niedersetzte. Sie war ein schönes Mädchen; doch bemerkte Philipp bald, sein Röschen sei noch zehntausendmal schöner.

„Meine Gräfin ..“ stammelte er und gerieth in Verlegenheit, als sie ihren hellen, schwärmerischen Blick auf ihn lenkte.

„Prinz,“ sagte die Gräfin, „Sie waren vor einer Stunde beinahe zu muthwillig.“

„Schöne Gräfin, ich bin dafür jetzt desto ernsthafter.“

„Desto besser; so darf ich Sie nicht fliehen, Prinz.“

„Schöne Gräfin, eine Frage nur erlauben Sie mir: thun Sie auch in diesem Nonnenkleide aufrichtige Buße für Ihre Sünden?“

„Ich habe nichts zu büßen.“

„Aber doch, Gräfin, Ihre Grausamkeiten.. Ihr Unrecht gegen den lieben Braminen, der dort drüben von Gott und aller Welt verlassen steht.“

Die schöne Karmeliterin schlug die Augen nieder und ward ein wenig unruhig.

„Wissen Sie auch, schöne Gräfin, daß der Kammerherr an der Freudenwalder Geschichte so unschuldig ist, wie ich?“

„Wie Sie, Prinz?“ sagte die Gräfin, und runzelte die Stirn: „Was sagten Sie mir nicht erst vor einer Stunde?“

„Sie haben Recht, liebe Gräfin, ich war zu muthwillig. Sie selbst sagen es ja. Nun schwör' ich, der Kammerherr mußte auf Befehl der Königin Mutter nach Freudenwald, mußte gegen seinen Willen dahin, mußte beständig der Kavalier der ihm verhaßten Reizenthal sein..“

„Der ihm verhaßten!“ lächelte spöttisch und bitter die Gräfin.

„Ja, er haßt, er verachtet die Baronin. Glauben Sie mir, er hat gegen die Baronesse fast alle Grenzen des Anstandes verletzt, hat sich durch sein Betragen vielen Verdruß zugezogen. Ich weiß es. Und das Alles that er für Sie. Nur Sie liebt er, nur Sie betet er an. Und Sie — Sie können ihn verstoßen!“

„Wie kommt es, Prinz, daß Sie sich für Pilzow so lebhaft interessiren? Sonst war's doch nicht so.“

„Es geschieht, Gräfin, weil ich ihn vorher nicht kannte, noch weniger seine traurige Lage, in die Sie ihn stürzten.

Ich schwöre Ihnen, er ist unschuldig. Sie haben ihm nichts zu verzeihen, aber wohl er Ihnen."

"Still!" lispelte die Karmeliterin mit erheiterten Mienen: "Man achtet auf uns. Kommen Sie hinweg von hier!" — Sie legte ihre Larve vor, stand auf und gab dem vermeinten Prinzen den Arm. Beide gingen den Saal entlang, dann in ein leeres Seitenkabinet. Hier führte die Gräfin bittere Klagen gegen den Kammerherrn; aber es waren nur Klagen eifersüchtiger Liebe. Sie trocknete eine Thräne ab. Da trat schüchtern der zärtliche Bramine herein. Es entstand tiefe Stille. Philipp wußte hier nichts Besseres zu thun, als er führte den Kammerherrn zur Karmeliterin, legte Beider Hände in einander, ohne ein Wort zu sagen, und überließ sie ihrem Schicksal. Er selbst ging in den Saal zurück.

4.

Hier stieß ihn ein Mameluk an, und sagte hastig: "Gut, Domino, daß ich Sie finde. Ist das Rosenmädchen hier im Kabinet?" — Der Mameluk trat hinein, und kam den Augenblick wieder zurück. "Auf ein Wort allein, Domino!" und führte Philipp in einen entlegenen Theil des Saals an's Fenster.

"Was steht zu Befehl?" fragte Philipp.

"Ich beschwöre Sie," sagte der Mameluk mit gedämpfter, aber fürchterlicher Stimme, "wo ist das Rosenmädchen?"

"Was geht mich das Rosenmädchen an?"

"Aber mich desto mehr!" entgegnete der Mameluk, dessen gepreßte Stimme, dessen unruhige Bewegungen eine schreckliche Gährung seines ganzen Innern verriethen: "Mich desto mehr! Es ist mein Weib. Sie wollen mich unglücklich machen. Prinz, ich beschwöre Sie, treiben Sie mich nicht zum Wahnsinn. Lassen Sie von meinem Weibe."

„Von Herzen gern!“ antwortete Philipp trocken: „Was habe ich mit Ihrer Gemahlin zu schaffen?“

„Oh! Prinz! Prinz!“ rief der Mameluk: „Ich bin zum Aeußersten entschlossen, und sollte es mir das Leben kosten. Verstellen Sie sich keinen Augenblick länger vor mir. Ich habe Alles entdeckt. Hier, da — sehen Sie — hier ist das Billet, das Ihnen das falsche Weib in die Hand drückte, und Sie, ohne es gelesen zu haben, im Gedränge verloren.“

Philipp nahm den Zettel. Mit Bleistift war von einer weiblichen Hand darauf geschrieben: „Aendern Sie die Maske. Alles kennt Sie. Mein Mann beobachtet Sie. Mich kennt er nicht. Wenn Sie artig sind, lohn' ich's Ihnen.“

„Hm!“ brummte Philipp: „Das ist, so wahr ich lebe, nicht an mich geschrieben. Ich bekümmere mich um Ihre Gemahlin wenig.“

— Himmel und Hölle, Prinz, machen Sie mich nicht rasend. Wissen Sie, wen Sie vor sich haben? Ich bin der Marschall Blankenschwerd. Daß Sie meinem Weibe nachstellen, ist mir seit der letzten Redoute am Hofe nicht mehr unbekannt.

„Herr Marschall,“ versetzte Philipp, „nehmen Sie mir's nicht übel, die Eifersucht blendet Sie. Wenn Sie mich recht kennten, Sie würden von mir so tolles Zeug gar nicht denken. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, Ihre Gemahlin soll Ruhe vor mir haben.“

— Ist es Ihr Ernst, Prinz?

„Vollkommen.“

— Geben Sie mir den Beweis.

„Wie verlangen Sie ihn?“

— Sie haben sie bisher abgehalten, ich weiß es, zu ihren Verwandten nach Polen mit mir zu reisen. Bereden Sie sie jetzt dazu.

„Von Herzen gern, wenn Ihnen damit gedient ist.“

— Alles, königliche Hoheit, Alles! Sie verhüten entsetzliches, unvermeidliches Unglück.

Der Mameluk plauderte noch ein Langes und Breites, bald weinerlich, bald flehend, bald drohend, daß dem guten Philipp bange ward, der Mensch könne in seiner Tollheit mit ihm vor aller Welt Händel beginnen. Und das war ihm eben nicht gelegen. Er war froh, als er von ihm abkam.

Kaum hatte er sich in der Masse der Uebrigen verloren, kniff ihn eine weibliche Maske, die schwarz beflort in tiefen Trauerkleidern einherging, freundlich in den Arm und flüsterte: Schmetterling, wohin? — Flößt Ihnen die verlassene Wittwe kein Mitleiden ein?"

Philipp erwiederte gar höflich: "Schöne Wittwen finden nur der Tröster zu viel; darf ich mich zur Zahl Ihrer Tröster zählen?"

"Warum sind Sie so ungehorsam, und änderten die Maske nicht?" sagte die Wittwe, indem sie mit ihm seitwärts ging, wo sie freier mit ihm in's Gespräch treten konnte: "Glauben Sie denn, Prinz, daß Sie nicht von Jedem hier erkannt sind?"

"Die Leute," versetzte Philipp, "sind doch ungewiß, und irren sich in mir."

"Wahrhaftig nicht, Prinz; und kleiden Sie sich nicht auf der Stelle anders, so verlasse ich Sie für den ganzen Abend. Denn ich möchte meinem Manne keinen Anlaß zu einem Auftritt geben."

Jetzt wußte Philipp, mit wem er es zu thun hatte. "Sie waren das schöne Rosenmädchen. Sind die Rosen so schnell verblüht?"

"Was ist nicht vergänglich? Besonders Männertreue! Ich sah wohl, wie Sie mit der Karmeliterin davon schlichen. Bekennen Sie nur Ihre Flatterhaftigkeit. Sie können nicht mehr läugnen."

"Hm!" versetzte Philipp trocken: "Klagen Sie mich nicht an, sonst klag' ich Sie auch an."

„Zum Beispiel, schöner Schmetterling?“

„Es gibt, zum Beispiel, doch keinen treuern Mann, als den Marschall.“

„Das ist er wohl. Und ich habe Unrecht, wahrlich, großes Unrecht, Sie zu viel angehört zu haben. Ich mache mir Vorwürfe genug. Er hat leider unser Verhältniß ausgespürt.“

„Seit der letzten Redoute am Hofe, schöne Wittwe.“

„Wo Sie zu ausgelassen und unvorsichtig waren, schöner Schmetterling.“

„Machen wir's wieder gut. Trennen wir uns. Ich schätze den Marschall. Ich mag ihn meinetwillen nicht leiden sehen.“

Die Wittwe betrachtete ihn eine Weile sprachlos.

„Haben Sie,“ fuhr Philipp fort, „wirklich einige Achtung für mich, so reisen Sie mit dem Marschall nach Polen zu Ihren Verwandten. Es ist besser, daß wir uns nicht zu viel sehen. Eine schöne Frau ist schön; eine treue, tugendhafte Frau ist aber noch schöner.“

„Prinz!“ rief die bestürzte Marschallin: „Ist das Ihr Ernst? Haben Sie mich je geliebt, oder belogen?“

„Sehen Sie,“ sagte Philipp, „ich bin ein Versucher ganz eigener Art. Ich suche die Tugend und Treue unter den Weibern, und finde sie so selten. Die Treueste und Tugendhafteste kann mich allein fesseln — darum fesselt mich keine. Doch, holla, nein, daß ich nicht lüge. Eine hat mich gefesselt. Aber es thut mir leid, Frau Marschallin, das sind eben Sie gerade nicht.“

„Sie sind in einer abscheulichen Laune, Prinz!“ sagte die Wittwe, und das Zittern ihrer Stimme und das Auf- und Abwogen ihres Busens verrieth, was in ihr vorging.

„Nein,“ erwiederte Philipp, „ich bin, so wahr ich lebe, in der ehrlichsten Laune von der Welt. Ich möchte gern einen dummen Streich wieder gut machen. Ich hab' es Ihrem Manne auch gesagt.“

„Wie?“ rief die Wittwe erschrocken: „Sie haben dem Marschall Alles offenbart?“

„Nicht eben Alles, nur was ich wußte.“

Die Wittwe wandte sich in heftiger Bewegung rechts und links. Sie rang die Hände. Endlich fragte sie: „Wo ist mein Mann?“

Philipp zeigte auf den Mameluken, der in dem Augenblicke mit langsamen Schritten daher kam.

„Prinz!“ sagte die Wittwe mit einem Tone voll unaussprechlichen Zorns: „Prinz, verzeihe Ihnen Gott, ich kann Ihnen nie verzeihen. Solcher Abscheulichkeit hielt ich nie das Herz eines Menschen fähig. Sie sind ein Verräther. Mein Mann ist ein Ehrenmann im Mamelukenkleide, Sie sind ein Mameluk im Ehrenkleide. In dieser Welt sehen Sie mich nicht wieder.“ — Mit diesen Worten wandte sie ihm schnell und stolz den Rücken, ging auf den Mameluk zu, und verlor sich mit ihm, wie man sah, in eine sehr ernste Unterredung.

Philipp lachte heimlich vor sich in den Bart und dachte bei sich: „Mein Substitut, der Nachtwächter, mag sehen, wie er zurecht kommt. Ich spiele meine Rolle in seinem Namen so übel nicht. Wenn er nur morgen so ehrlich fortfährt, wie ich angefangen habe.“

Er trat zu den Tanzenden, und erblickte mit Vergnügen die schöne Karmeliterin in den Reihen der Tänzerinnen an der Seite ihres überglücklichen Braminen. Dieser ward den feuerfarbenen Domino kaum gewahr, so warf er ihm eine Kußhand zu, und bezeichnete pantomimisch die Höhe seiner Seligkeit. Philipp dachte bei sich: „Schade, daß ich nicht Prinz für Zeitlebens bin. Die Leute sollten bald alle mit mir zufrieden sein. Es ist in der Welt nichts leichter, als ein Prinz zu sein. Mit einem Worte vermag er mehr, als der beste Advokat mit einer langen Rede. Er hat das Vorrecht, geradezu zu gehen und frei von der Leber weg zu sprechen. Ja, wenn ich Prinz wäre, dann

wäre mein Röschen — für mich verloren. Nein, ich möchte nicht Prinz sein.“

Er sah nach der Uhr, es war erst halb zwölf Uhr. Da kam der Mameluk in Hast auf ihn zu, zog ihn auf die Seite und gab ihm ein Papier. „Prinz,“ rief der Mameluk, „ich möchte zu Ihren Füßen fallen und Ihnen im Staube danken. Ich bin versöhnt mit meiner Frau. Sie haben Ihr Herz gebrochen; aber es ist gut, daß es geschah. Sie will noch diese Nacht abreisen. Sie will auf den Gütern in Polen bleiben. Leben Sie wohl. In welcher Stunde es auch sei, ich erwarte ihre Befehle, wenn es darauf ankommt, für Ihre königliche Hoheit in den Tod zu gehen. Mein Dank ist ewig. Leben Sie wohl!“

„Halt!“ rief Philipp, da der Marschall schnell davon wollte: „Was soll ich mit dem Papier?“

Der Marschall antwortete: „Es ist meine Spielschuld von voriger Woche, die ich fast vergessen hatte, und jetzt bei der Abreise nicht vergessen möchte. Ich habe den Wechsel auf Ihre königliche Hoheit endossirt.“ Damit verschwand der Marschall.

5.

Philipp schielte in das Blatt, las da etwas von fünftausend Gulden, steckte das Papier zu sich und dachte: „Schade, daß ich nicht Prinz bin.“

Indem wisperte ihm Jemand in's Ohr: „Königliche Hoheit, wir sind Beide verrathen. Ich erschieße mich.“ — Philipp sah sich mit großen Augen um und erblickte einen Neger.

— Was wollen Sie, Maske? fragte Philipp ganz gelassen.

„Ich bin der Oberst Kalt!“ antwortete flüsternd der Neger: „Die unselige Marschallin hat dem Herzog Herrmann geplaudert, und dieser speit jetzt Feuer und Flammen gegen Sie und mich.“

— Meinethalben! versetzte Philipp.

„Aber der König erfährt Alles!“ seufzte der Neger ängstlich: „Vielleicht werde ich diese Nacht schon arretirt und morgen auf die Festung gebracht. Ich erhänge mich lieber.“

— Davon haben Sie keinen Nutzen! sagte Philipp.

„Soll ich mich lebenslänglicher Schande preisgeben? Ich bin verloren. Der Herzog wird blutige Genugthuung fordern. Sein Rücken ist gewiß noch blau von der Tracht Schläge, die ich ihm gab. Ich bin verloren, und das Bäckermädchen dazu. Ich springe von der Brücke und ersäufe mich noch diese Nacht.“

— Behüte Gott! sagte Philipp: Was hätten Sie und das Bäckermädchen davon?

„Ihre königliche Hoheit scherzt, und ich bin in Verzweiflung. Ich flehe unterthänigst, nur ein paar Augenblicke unter vier Augen gönnen Sie mir.“

Philipp folgte dem Neger in ein einsames Seitengemach, wo wenige Kerzen einen düstern Schein verbreiteten. Der Neger warf sich, wie gelähmt, auf ein Sopha nieder und seufzte laut. Philipp fand auf einem Tische Erfrischungen, nebst feinen Weinen, und ließ sich's schmecken.

„Ich begreife nicht, wie Ihre königliche Hoheit so ruhig bei der verdammten Geschichte bleiben kann!“ sagte der Neger: „Wäre nur der Schelm, der Neapolitaner Salmoni, noch hier, der den Geisterbeschwörer spielte; der Kerl war voller Ränke von den Zehen an bis zum Scheitel, und hätte uns vielleicht mit einer List retten können. Jetzt hat er sich aus dem Staube gemacht.“

— Desto besser! erwiederte Philipp, und füllte sein Glas von neuem: So schieben Sie alle Schuld auf ihn. Er ist davon.

„Wie auf ihn schieben? Der Herzog weiß nun, daß Sie, ich, die Marschallin und das Bäckermädchen in der Intrigue waren, um aus seinem Aberglauben Nutzen zu ziehen. Er weiß, daß Sie den Salmoni zur Geister-

bannerei bestachen; daß ich mein Bäckermädchen, in das er verliebt war, abrichtete, um ihn in die Falle zu locken; daß ich der Geist war, der ihn zu Boden warf und ihm das Fell bläute. Hätte ich nur den Spaß nicht zu weit getrieben! Aber ich wollte ihm die Liebe zu meinem Mädchen ein wenig ausklopfen. Es ist ein verdammter Streich. Ich nehme Gift.«

— Nehmen Sie lieber ein Glas Wein; er ist gut! sagte Philipp, und nahm mit großer Eßlust ein frisches Stück Torte. Und überhaupt, setzte er hinzu, muß ich Ihnen offen gestehen, lieber Oberst, daß Sie für einen Obersten sehr feig sind, und sich da einer Narrengeschichte willen gleich erschießen, ersäufen, vergiften und aufhängen wollen. Es wäre schon an einem zu viel. Zweitens muß ich Ihnen sagen, daß ich aus Ihrem Geschwätz da unter einander noch zur Stunde nicht klug werde.

»Königliche Hoheit halten zu Gnaden, ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht. Der Kammerjunker des Herzogs — er ist mein alter Freund — vertraute mir diesen Augenblick, die Marschallin sei, vom Teufel geplagt, zum Herzog getreten, und habe ihm gesagt: die Komödie im Hause des Bäckers hat Ihnen Prinz Julian gestiftet, der Ihnen seine Schwester nicht gönnte. Die Hexe, die Sie sahen, war ich selbst, als Abgeordnete der Prinzessin, um Zeugin Ihres Aberglaubens zu sein. Prinz Julian hat das Verzeichniß Ihrer Schulden, das Sie in die Gruft warfen, aus welcher Sie die Schätze heben sollten, so wie Ihren Revers gegen das Bäckermädchen, das Sie, nach der Vermählung mit der Prinzessin, als Mätresse zu sich nehmen und adeln lassen wollten. Und der Geist, der Sie abprügelte, war Oberst Kalt, der Handlanger des Prinzen. Darum ging es mit Ihrer Vermählung den Krebsgang. Machen Sie sich keine Hoffnung länger; Sie warten vergebens. — So hat die Marschallin dem Herzog gesagt, und ist verschwunden.«

Philipp schüttelte den Kopf und brummte: „Das sind mir auch saubere Geschichten! Solcher Streiche schämt man sich ja im gemeinsten Pöbel. Was Teufeleien und kein Ende!“

„Nein,“ rief der Oberst, „Rasenderes, Pöbelhafteres kann man nicht thun, als die Marschallin. Das Weib muß eine Furie sein. — Gnädigster Herr, retten Sie mich.“

— Wo ist denn der Herzog? fragte Philipp.

„Der Kammerjunker sagte, er sei schnell aufgestanden und habe bloß gerufen: Ich gehe zum König! — Denken Sie, Prinz, wenn der zum König geht und unsere Historie nach seiner Art malt.“

— Ist denn der König hier?

„Allerdings. Er spielt im Nebenzimmer mit dem Erzbischof und dem Polizeiminister l'Hombre.“

Philipp ging mit großen Schritten durch das Kabinet. Hier war guter Rath theuer.

„Königliche Hoheit,“ sagte der Neger, „retten Sie mich. Es gilt Ihre eigene Ehre. Es wird Ihnen leicht sein. Uebrigens bin ich auf Alles gefaßt, und beim ersten bösen Wind über die Grenze. Ich packe ein. Morgen erwarte ich Ihre letzten Befehle über mein Verhalten.“ — Mit diesen Worten verschwand der Neger.

6.

„Es ist hohe Zeit, daß du wieder Nachtwächter wirst, Philipp!“ dachte Philipp bei sich selber: „Du verwickelst dich und deinen Substitut in gottlose Händel, aus denen dich und ihn weder seine noch meine Klugheit rettet. — Das also wäre der Unterschied zwischen einem Nachtwächter und einem Prinzen? Dafür wend' ich keine Hand um. Lieber Himmel, wie viel tolle Dinge geschehen bei den Erdengöttern hier unterm Hofhimmel, wovon wir uns auf Erden bei Nachtwächterhorn und Webstuhl, bei Spaten

und Leisten nichts träumen lassen! Man bildet sich ein, die Götter führen ein Leben, wie die Engel, ohne Sünde, ohne Sorgen. Saubere Wirthschaft! Ich habe in einer Viertelstunde hier mehr Bubereien gut zu machen, als ich in meinem ganzen Leben begangen habe.«

»So einsam, mein Prinz?« flüsterte hinter ihm eine Stimme: »Ich preise mich glücklich, Ihre königliche Hoheit einen Augenblick allein zu treffen.«

Philipp sah sich um. Es war ein Bergknappe in Gold und Seiden und Juweelen. — Was wollen Sie? fragte Philipp.

»Nur einen Augenblick gnädigstes Gehör!« antwortete der Knappe: »Es ist dringend, das Resultat Ihnen vielleicht lieb.«

— Wer sind Sie denn, Maske, wenn ich fragen darf?

»Graf Bodenlos, der Finanzminister, Ihrer königlichen Hoheit zu dienen!« versetzte der Knappe, und lüpfte die Larve, um ein Gesicht zu zeigen, das mit den kleinen Augen und der großen kupferrothen Nase eine neue Larve zu sein schien.

— Nun, Herr Graf, was steht zu Befehl? fragte Philipp weiter.

»Darf ich freimüthig reden? Ich ließ mich schon dreimal bei Ihrer königlichen Hoheit melden, und genoß nicht die Gnade, vorgelassen zu werden. Und doch — Gott ist Zeuge! — nimmt am ganzen Hofe Niemand an Ihrer königlichen Hoheit Wohl und Weh so lebhaften Antheil, als ich.«

— Herr Graf, ich bin Ihnen verbunden! versetzte Philipp: Aber was wollen Sie? Machen Sie's kurz.

»Darf ich vom Handelshaus Abraham Levi reden?« fragte der Bergknappe.

— So viel Sie wollen.

»Es hat sich an mich wegen der fünfzigtausend Gulden gewendet, die Sie ihm schuldig geworden sind. Es droht, sich an den König zu wenden. Und Sie wissen, welches

Wort Sie dem König gaben, als er Ihre letzten Schulden zu zahlen befahl?«

— Können die Leute nicht warten? fragte Philipp.

»So wenig, als die Gebrüder Goldschmidt warten wollen, die an Ihnen fünfundsiebenzigtausend Gulden fordern.«

— Mir gleich. Wenn die Menschen nicht warten wollen, so muß ich . . .

»Keine verzweifelten Entschlüsse, gnädigster Herr! Ich bin im Stande, Alles wieder in's Geleis zu bringen, wenn . . .«

— Was denn, wenn?

»Wenn Sie mir Ihre Gnade schenken, wenn Sie mich nur einen Augenblick anzuhören geruhen. Ich hoffe alle Ihre Schulden ohne Mühe zu decken. Das Haus Abraham Levi hat ungeheure Aufkäufe von Getreide veranstaltet, so daß dasselbe sehr im Preis gestiegen ist. Ein Verbot der Kornausfuhr gegen die benachbarten Staaten wird den Preis um das Doppelte und Dreifache in die Höhe schnellen. Dann gibt man dem Abraham Levi Lizenzen, und Alles ist in der Ordnung. Das Haus streicht die Schulden, übernimmt für Sie die Zahlung der fünfundsiebenzigtausend, und ich überreiche Ihnen die Quittungen. Alles aber hängt von dem Umstande ab, daß ich noch einige Jahre an der Spitze der Finanzen bleibe. Gelingt es dem Baron Greifensack, mich aus dem Ministerium zu verdrängen, so bin ich ohnmächtig, für Sie zu handeln, wie es mein heißester Wunsch wäre. Es steht bei Ihrer königlichen Hoheit, daß Sie die Partei des Greifensack verlassen, und unser Spiel ist gewonnen. Für mich ist es einerlei, ob ich im Ministerium bleibe, oder nicht. Ich sehne mich nach Ruhe. Aber es ist mir für Ihre königliche Hoheit nicht gleichgültig. Kann ich die Karten nicht nach Gefallen mischen, so habe ich verloren.«

Philipp wußte eine Weile nicht, was auf den Antrag erwiedern. Endlich, während der Finanzminister, auf Ant-

wort wartend, eine Brillantendose hervorzog und eine Prise nahm, sagte Philipp: — Wenn ich Sie recht verstehe, Herr Graf, wollen Sie das Land ein wenig aushungern, um meine Schulden zu zahlen. Denken Sie auch, wie viel Elend Sie anrichten! Und wird es der König zugeben?

„Wenn ich an den Geschäften bleibe, so lassen Sie das meine Sorge sein, gnädigster Herr. Sobald die Preise der Lebensmittel steigen, wird der König sogleich von selbst an eine Kornsperre denken, und die Getreideausfuhr mit schweren Zöllen hemmen. Dann gibt man dem Haus Abraham Levi Ausfuhrbewilligungen für zehn Säcke, und es führt hundert aus. Nichts leichter, als das. Allein, wie gesagt, kommt der Greifensack an's Ruder, wird daraus nichts. Ehe er sich in's Fach hineinstudirt, vergehen Jahre. So lange wird er aus Noth den ehrlichen Mann spielen, um nachher den König und das Land desto ärger zu prellen. Er muß erst sein Terrain kennen. Es gibt keinen ärgern Juden, als den Greifensack. Sein Geiz ist stinkend.“

— Schöne Aussichten! sagte Philipp: Wie lange, glauben Sie, muß ein Finanzminister auf seinem Posten stehen, ehe er die Scheere an das Volk legen kann, um für sich und unsereins etwas zu schneiden?

„Hm, wenn er Kopf hat, bringt er's in einem Jahre weit.“

— So sollte man dem König rathen, alle zwölf Monate einen neuen Finanzminister zu machen, wenn er immer ehrlich bedient sein will.

„Ich hoffe, gnädigster Herr, seit ich die Finanzen führe, ist dem König und dem Hofe nichts abgegangen.“

— Das glaub' ich, Graf, aber dem armen Volke desto mehr. Es weiß die Menge der Steuern und Auflagen kaum noch zu erschwingen. Sie sollten ein wenig barmherziger mit uns umgehen.

„Mit uns? — Thue ich nicht Alles für den Hof?“

— Nein, barmherziger mit dem Volke sollten Sie verfahren, meine ich.

„Mein Prinz, ich weiß, welche Achtung ich Ihren Worten schuldig bin. Der König mit seiner erlauchten Familie ist das Volk, dem ich diene; das, was man Volk nennt, kann in keine Betrachtung kommen. Das Land ist des Königs Eigenthum. Völker sind nur in sofern achtbar, als sie, gleich andern Nullen, die der Hauptzahl folgen, den Werth derselben vergrößern. Aber es ist hier nicht der Augenblick, den abgedroschenen Wortkram über den Werth der Völker zu erneuern; sondern ich bitte um gnädigsten Entscheid, ob ich die Ehre haben soll, Ihre Schulden auf die bewußte Weise zu beseitigen?“

— Antwort: nein, nein und nimmermehr auf Unkosten von hunderttausend und mehr armen Familien.

„Königliche Hoheit, es geht ja nur auf Rechnung des Hauses Abraham Levi. Und wenn ich dies Haus nöthige, Ihnen noch zu den Quittungen Ihrer Schulden fünfzigtausend Gulden baar zuzulegen? Ich denke, es läßt sich machen. Das Haus gewinnt durch die einzige Operation so viel, daß —“

— Vermuthlich auch für Sie, Herr Graf, noch ein artiges Trinkgeld herauskommt.

„Ihre königliche Hoheit belieben zu scherzen. Ich gewinne dabei nichts. Ich brenne nur vor Begierde, Ihre Huld wieder zu erhalten.“

— Sie sind sehr gütig.

„Also darf ich hoffen, mein Prinz?“

— Herr Graf, ich werde thun, was recht ist; thun Sie Ihre Pflicht.

„Meine Pflicht ist, Ihnen zu dienen. Morgen lasse ich den Levi berufen, schließe den Handel mit ihm ab, und habe die Ehre, Ihrer königlichen Hoheit die besagten Quittungen zu überreichen, nebst Anweisung auf fünfzigtausend Gulden.“

— Gehen Sie, ich mag davon nicht hören.

„Und Ihre königliche Hoheit wenden mir Ihre Gnade wieder zu? Denn ohne im Ministerium zu stehen, könnte ich dem Abraham Levi unmöglich —“

— Ich wollte, Sie und Ihr Ministerium und Ihr Abraham Levi säßen alle Drei auf dem Blocksberg. Das sag' ich Ihnen, entsteht eine Kornsperre, läßt die Theurung der Lebensmittel nicht auf der Stelle nach, verkauft Ihr Judenhaus nicht das aufgespeicherte Getreide sogleich um den Ankaufspreis: so gehe ich ohne anders zum König, decke ihm alle Schelmereien auf, und helfe Sie sammt dem Abraham Levi aus dem Lande jagen. Verlassen Sie sich darauf; ich halte Wort.

Philipp drehte sich um, ging in den Tanzsaal und ließ den Finanzminister ganz versteinert hingepflanzt stehen.

7.

„Wann befehlen Ihre königliche Hoheit, daß der Wagen vorfahren soll?" flüsterte ihm eine Stimme zu, als er durch die Masken im Saal entlang ging. Es war ein dicker holländischer Kaufmann mit einer Stutzperrücke, der die Worte an ihn richtete.

— Ich fahre nicht.

„Es ist halb zwölf Uhr vorbei, Prinz. Die schöne Sängerin erwartet Sie. Sie hat lange Weile."

— So mag sie sich etwas singen.

„Wie Prinz, hätten Sie Ihren Sinn geändert? — Die reizende Rollina wollten Sie im Stich lassen? — Den goldenen Augenblick verlieren, nach dem Sie seit zwei Monaten vergebens seufzeten? — Ihr Billet, daß Sie diesen Morgen durch mich an Signora Rollina mit der Brillanten-Uhr schickten, that dieses Wunder. Die stolze Spröde ergibt sich. Sie waren den Mittag noch so hoch entzückt, und nun mit einemmal so kalt wie Eis? Was ist mit Ihnen vorgegangen? Die Verwandlung begreife ich nicht."

— Das gilt mir gleich.

„Sie haben mir aber befohlen, Sie um halb zwölf Uhr zu begleiten. Hätten Sie andere Engagements?"

— Freilich.

„Etwa ein Souper bei der Gräfin Born? Sie ist nicht am Ball erschienen; wenigstens ist hier unter allen Masken keine Spur von ihr. Ich könnte sie an ihrem Gang und ihrer eigenen Art, das niedliche Köpfchen zu tragen, unter Tausenden unterscheiden. Wie, Prinz?“

— Und wenn es wäre, müßte ich's Ihnen anvertrauen?

„Ah, ich verstehe und schweige. Wollen Sie aber der Signora Rollina nichts wenigstens wissen lassen, daß Sie nicht kommen werden?“

— Hat sie mich zwei Monate seufzen lassen, so mag sie auch einmal zwei Monate für mich seufzen. Ich gehe nicht.

„Also aus dem prächtigen Halsschmuck, den Sie ihr zum Neujahrgeschenk bestimmten, wird nun vermuthlich auch nichts.“

— Wenn's auf mich ankommt, schwerlich.

„Wollen Sie ganz mit ihr brechen, gnädigster Herr?“

— Ich habe mit ihr noch nicht angebunden.

„Nun denn, Prinz — so darf ich offen sein. So darf ich die Wahrheit sagen, die Sie vielleicht aber schon wissen. Ich vermuthe es wenigstens aus Ihrer schnellen Sinnesänderung. — Nur Ihre Leidenschaft für die Rollina schreckte mich ab, es Ihnen früher zu gestehen. Sie sind betrogen.“

— Von wem?

„Von der listigen Operistin. Sie würden die Gunst derselben mit einem Juden theilen müssen.“

— Mit einem Juden?

„Nun ja, mit dem Sohn des Abraham Levi.“

— Ist der Schelm denn überall?

— Sie wissen also noch nicht? Ich sage Ihnen die heilige Wahrheit. Wären Ihre königliche Hoheit nicht dazwischen gekommen, der Jude würde die feile Schöne öffentlich unterhalten. Es thut mir nur um die Uhr leid.

— Mir nicht.

„Die Metze verdiente den Staupbesen.“

— Es wird Mancher nicht nach Verdienst gewürdigt.

„Königliche Hoheit, nur zu wahr. Zum Beispiel, ich habe neulich ein Mädchen entdeckt — o Prinz, die ganze Stadt und das ganze Königreich hat nichts Schöneres, nichts Lockenderes aufzuzeigen. Aber wenige Menschen kennen das himmlische Geschöpf. Puh, was ist die Rollina daneben! Eine alte Hexe von Denner. Sehen Sie, ein Mädchen, schlank und schwank, wie ein Rohr; eine Farbe, eine zarte Haut, wie Abendroth auf Schnee; ein Paar Augen, wie Sonnen; ein goldener dicker Haarwuchs — kurz, in meinem Leben sah ich nichts Schöneres. Aber wer würdigt diese Venus? Es ist eine Liebesgöttin in bürgerlicher Haube. Auf diese müssen wir Jagd machen.“

— Also ein Bürgermädchen?

„Freilich nur eine Grisette, aber — nein, Sie müssen sie sehen und Sie werden brennen. Was hilft da mein Schildern und Preisen! Was Sie sich je in den schönsten Träumen Entzückendes träumen konnten, ist da in der Natur verkörpert, und dabei noch die liebste, zarteste, unentweihteste Unschuld! — Man sieht sie aber selten. Sie weicht selten von ihrer Mutter. Doch kenne ich ihren Sitz in der Kirche und den Sonntagsspaziergang, den sie gewöhnlich mit ihrer Mutter vor das Ulmenthor macht. Auch habe ich schon ausgespürt, daß ein junger hübscher Kerl, ein Gärtner, ihr den Hof macht. Er kann sie aber nicht heirathen, weil er ein armer Teufel ist, und das Mädchen hat auch nichts. Die Mutter ist Wittwe eines an der Auszehrung gestorbenen Leinwebers.“

— Wie heißt die Mutter?

„Wittwe Bittner im Milchgäßchen, und ihre Tochter, schön wie eine Rose, heißt, was sie in der That ist, Röschen.“

Dem guten Philipp wurde es bei diesem Namen kalt und warm. Er hätte die beste Lust gehabt, dem Erzähler die geballte Faust auf den Kopf zu geben. „Sind Sie des Teufels?“ rief Philipp.

„Gelt! sagte der Holländer: „Ich habe schon gut gekundschaftet. Sie müssen das niedliche Ding erst sehen. Oder wie, mein Prinz, sollte Ihr Scharfblick schon die köstliche Perle entdeckt haben? Kennen Sie sie wirklich?“

— Ich kenne sie allerdings.

„Desto besser. Habe ich zu viel gelobt? Stimmen Sie nicht bei? Die soll uns nicht entgehen. Wir wandern mit einander zur Mutter. Sie spielen den Menschenfreund. Die Armuth der Wittwe ist Ihnen bekannt geworden. Sie mögen keine Nothleidenden sehen. Sie erkundigen sich theilnehmend nach den Umständen der guten Frau, lassen ein Geschenk zurück, wiederholen die Besuche, fahren in Mildthätigkeit fort, werden mit Röschen bekannter. Das Andere gibt sich. Der Gärtner-Lümmel ist bald beseitigt; der hilft vielleicht noch, wenn man ihm ein Dutzend harte Thaler in die Hand drückt.“

Philipp wußte vor Grimm nicht, was sagen. „Der Donner soll drein schlagen, — —“ rief er.

„Wenn der Schlingel, der Gärtner, Umstände macht? unterbrach ihn der Holländer: O dafür lassen Sie mich sorgen. Königliche Hoheit, bekomm' ich durch ihr Fürwort den Kammerherrnschlüssel, so gehört Ihnen das Mädchen. Den Gärtner stecke ich unter die Soldaten und schicke ihn zur Armee. Da kann er sich für das Vaterland schlagen. Unterdessen sind Sie Meister im Felde; denn das Mädchen hängt, glaube ich, doch mit bürgerlicher Steifheit dem Burschen etwas an. Es wird überhaupt nicht leicht sein, dem Mädchen die Vorurtheile aus dem Kopf zu bringen, die es unter der bürgerlichen Kanaille eingesogen hat. Ich will es aber schon in die Schule nehmen.

— Ich breche Ihnen den Hals dafür.

„Allzugütig. Nur Ihre Verwendung beim König, und der Kammerherrnschlüssel . . .“

— Herr, ich wollte, ich könnte Sie auf der Stelle . . .

„O sagen Sie mir keine Schmeicheleien, gnädigster Herr! Sie wissen, jeden Augenblick ist mir das Leben für

Sie feil. Hätte ich geahnet, daß Ihnen das süße Geschöpf bekannt, daß es Ihnen nicht gleichgültig wäre, es läge längst schon in Ihren Armen.«

»Kein Wort mehr davon!« rief Philipp grimmig, so grimmig er mit gedämpfter Stimme an diesem Orte und in der Nähe der tanzenden, lärmenden, schwärmenden und lauernden Masken rufen durfte, um sich nicht zu verrathen: »Kein Wort mehr!«

»Nein, Thaten!« fiel der Holländer fröhlich ein: »Schon morgen sollen die Laufgraben gegen die Festung eröffnet werden. Dann rücken Sie vor. Sie sind gewohnt, zu siegen. Mit den lauersamen Vorposten werden wir bald fertig. Den Gärtner nehme ich auf mich; das Mütterlein geht zu Ihren goldenen Fahnen über. Dann Sturmschritt!«

Philipp konnte sich kaum mehr mäßigen. Er packte mit seiner Faust den Arm des Holländers und sagte: »Herr, wenn Sie sich unterstehen —«

— Um Gotteswillen, gnädigster Herr, mäßigen Sie sich in Ihrer Freude. Ich muß laut aufschreien. Sie zerquetschen mir den Arm.

»Wenn Sie sich unterstehen,« fuhr Philipp fort, »und stellen diesem unschuldigen Mädchen nach, so zerquetsche ich Ihnen, so wahr ich lebe, alle Knochen im Leibe.«

»Gut, gut!« seufzte der Holländer in schmerzlicher Angst: »Geruhen Sie nur, mich loszulassen.«

»Finde ich Sie jemals auf das Mädchen hinschielend, nur in der Nähe des Milchgäßchens, so sind Sie ein Kind des Todes von meiner Hand. Danach richten Sie sich.«

Der Holländer stand ganz verblüfft da. »Königliche Hoheit,« sagte er zitternd, »ich konnte nicht wissen, daß Sie das herrliche Mädchen so ernsthaft liebten, wie es scheint.«

»Sehr ernsthaft, das will ich vor der ganzen Welt gestehen.«

— Und werden wieder geliebt?

„Was geht Sie das an? Reden Sie mir nie wieder davon. Denken Sie nie wieder an das Mädchen; Ihr Gedanke schon besudelt. — Nun wissen Sie meine Meinung. Packen Sie sich.

Mit diesen Worten wandte ihm Philipp den Rücken, und der Holländer ging, hinter den Ohren kratzend, davon.

8.

Unterdessen hatte auch Philipps Substitut, als Nachtwächter, auf den Straßen der Stadt seine Rolle gespielt. Es ist wohl nicht nöthig, erst zu sagen, was jeder von selbst weiß, daß dies kein Anderer, als Prinz Julian war, der, des süßen Weines voll, auf den Einfall gekommen, in die Nachtwächterei hineinzupfuschen. — Sobald er den Philipp verlassen hatte, rief und blies er von Straßenecke zu Straßenecke die Stunden nach Herzenslust, machte zu seinem Gesang allerlei komische Zusätze, und bekümmerte sich wenig um das vorgeschriebene Revier, das er zu behüten und zu beblasen hatte.

Indem er auf einen neuen Vers sann, ging seitwärts eine Hausthür auf; ein wohlgekleidetes Mädchen trat hervor und winkte mit einem lockenden: Bst! bst! Dann zog es sich in die Dunkelheit des Hausgangs.

Der Prinz ließ seine Verse fahren, und folgte der angenehmen Erscheinung. In der Finsterniß ergriff ihn eine zarte Hand, und eine weiche Stimme lispelte; „Guten Abend, lieber Philipp! Sprich leise, daß uns Niemand hört. Ich bin nur auf ein Augenblickchen von der Gesellschaft weggeschlichen, dich im Vorbeigehen zu grüßen. Bist du vergnügt?“

„Wie ein Gott vergnügt, du Engel!“ sagte Julian: „Wer könnte bei dir auch traurig sein?“

„Philipp, ich habe dir etwas Gutes zu sagen. Du sollst morgen Abend bei uns essen. Die Mutter hat es erlaubt. Kommst du auch?“

„Alle Abend, alle Abend!“ rief Julian: „und so lange du willst. Ich wollte, du könntest beständig bei mir sein, oder ich bei dir, bis an der Welt Ende. Das wäre ein Götterleben!“

„Höre, Philipp, in einer halben Stunde bin ich bei der Gregorienkirche. Da erwarte ich dich. Du fehlst doch nicht? Laß mich nicht lange warten. Dann machen wir noch einen Gang durch die Stadt. Nun geh, damit uns Niemand überrascht.“

Sie wollte gehen. Julian aber zog sie zurück und in seinen Arm. „Willst du mich so kalt von dir scheiden lassen?“ fragte er und drückte seinen Mund auf ihre Lippen.

Röschen wußte nicht, was zu Philipps Keckheit sagen. Denn Philipp war immer so bescheiden und zärtlich gewesen, daß er höchstens einen Kuß auf ihre Hand gewagt hatte, ausgenommen einmal, da ihnen beiden die Mutter allen und jeden Umgang hatte verbieten wollen. Damals war von ihnen im Gefühl der höchsten Liebe und des höchsten Schmerzes der erste Kuß gewechselt worden; seitdem nie wieder. Röschen sträubte sich; aber der vermeinte Philipp war so ungestüm, daß man, um kein verrätherisches Geräusch zu machen, wohl das Sträuben aufgeben mußte. Sie vergalt den Kuß und sagte: „Philipp, nun geh!“

Er aber ging nicht, sondern sagte: „Da wäre ich wohl ein Narr. Meinst du, ich hätte mein Nachtwächterhorn lieber, als dich? Mit nichten, du Herzchen.“

„Ach,“ seufzte Röschen, „es ist aber doch nicht recht.“

„Warum denn nicht, du Närrchen? Ist denn das Küssen in deinen zehn Geboten untersagt?“

„Ja,“ versetzte Röschen, „wenn wir uns einander haben dürften, dann wär' es etwas Anderes.“

„Haben? Wenn es nichts Anderes ist, alle Tage kannst du mich haben, wenn du willst.“

„Ach, Philipp, wie sprichst du auch heute so wunderlich! Wir können ja daran noch nicht denken.“

„Wahrhaftig, ich denke aber ganz ernstlich daran. Wenn du nur willst."

„Philipp, hast du ein Räuschchen? Ob ich will? Geh, du beleidigst mich. — Höre, Philipp, mir hat die letzte Nacht von dir geträumt."

„War's was Schönes?"

„Du habest in der Lotterie gewonnen, Philipp. Da hatten wir Beide Jubel. Du hattest dir einen prächtigen Garten gekauft. Kein schönerer Garten ist in und außer der Stadt. Alles hatten wir da vollauf; Blumen an Blumen, wie ein Paradies, und große Beete voll des feinsten Gemüses, und die Bäume hingen schwer von Obst. Ich ward beim Erwachen recht traurig, daß mich der Traum nur geneckt hatte. Sage mir, Philipp, hast du etwa in die Lotterie gesetzt? Hast du etwas gewonnen? Heute war ja Ziehung."

„Wenn ich bei dir, du schönes Kind, das große Loos gewönne, wer weiß, was geschähe? Wie viel müßte ich dann gewinnen für dich?"

„Wenn du auch nur so glücklich wärst, tausend Gulden zu gewinnen. Dann könntest du schon einen artigen Garten kaufen."

„Tausend Gulden? Und wenn es mehr wäre?"

„O Philipp, was sagst du? Ist's wahr? Nein, betrüge mich nicht, wie mein Traum! Du hast gesetzt, du hast gewonnen. Gesteh' es nur."

„So viel du willst."

„O Gott!" rief Röschen, und fiel ihm freudetrunken um den Hals und küßte ihn mit glühender Freude: „Mehr als tausend Gulden? Wird man dir auch das viele Geld wohl geben?"

Unter ihren Küssen vergaß der Prinz das Antworten. Es ward ihm ganz wunderbar, die zarte, edle Gestalt in seinen Armen zu halten, deren Liebkosungen ihm doch nicht galten, und die er doch so gern für seine Rechnung genommen hätte.

„Antworte doch, antworte doch!“ rief Röschen ungeduldig: „Wird man dir auch die Menge Geldes geben wollen?“

„Ich habe es schon; und macht dir's Freude, so geb' ich's dir.“

„Wie, Philipp, du trägst es mit dir?“

Der Prinz nahm seine Börse hervor, die er, schwer von Gold, zu sich gesteckt hatte, um sie beim Spieltische anzuwenden. „Nimm und wäge, Mädchen!“ sagte er, und legte sie, indem er die kleinen, zarten Lippen küßte, in Röschens Hand. „Bleibst du mir dafür hold?“

„Nein, Philipp, wahrlich für dein vieles Geld nicht, wenn du nicht mein Philipp wärst.“

„Und wie, zum Beispiel, wenn ich dir noch einmal so viel geben würde, und nicht dein Philipp wäre?“

„So würfe ich dir deine Schätze vor die Füße, und machte dir einen höflichen Knix!“ sagte Röschen.

Indem ging eine Thür droben auf; man hörte Mädchenstimmen und Gelächter. Der Schimmer eines Lichtes fiel von oben auf die Treppe. Röschen erschrack und flüsterte: „In einer halben Stunde bei der Gregorienkirche!“ und sprang davon, die Treppe hinauf. Der Prinz stand wieder im Finstern. Er ging zum Hause hinaus und betrachtete das Gebäude und die erleuchteten Fenster. Die plötzliche Trennung war ihm natürlich sehr unzeitig geschehen. Zwar die Geldbörse gereute ihn nicht, mit der das Mädchen davon geflogen war; wohl aber, daß er das Gesicht der unbekannten Schönen nicht beim Licht gesehen hatte; daß er nicht einmal ihren Namen wußte, und noch weniger, ob sie aus der Drohung, ihm das Geld vor die Füße zu werfen, Ernst machen würde, wenn er ihr in seiner wahren Gestalt erschiene. Inzwischen vertröstete er sich auf das Finde-mich bei der Gregorienkirche. Eben dies Plätzchen hatte ihm auch der Nachtwächter angewiesen. Julian verstand bald, daß er sein glückliches Abenteuer nur diesem, doch ohne dessen Willen, zu danken hatte.

9.

Sei es, daß der Geist des Weins durch die wachsende Kälte der Neujahrsnacht oder durch Röschens Täuschung in seiner Wirkung gesteigert ward: der Muthwille des fürstlichen Nachtwächters nahm überhand.

Mitten in einem Haufen von Spaziergängern blieb er an einer Straßenecke stehen, und stieß mit solcher Kraft ins Horn, daß alle Frauenzimmer mit lautem Schrei zurücksprangen und die Männer vor Schrecken steif wurden. Dann rief Julian die Stunde und sang dazu:

Der Handel unsrer lieben Stadt
Gewaltig abgenommen hat.
Selbst unsre Mädchen, weiß und braun,
Sucht man nicht mehr zu Ehefrau'n.
Die Waare putzt sich, wie sie kann,
Und bringt sich doch nicht an den Mann.

„Das ist doch unverschämt!“ riefen einige weibliche Stimmen im Haufen, „uns mit Waaren zu vergleichen!“ Von den anwesenden Männern aber lachten viele aus vollem Halse. „Da capo“ schrien einige lustige Brüder. „Bravo, Nachtwächter!“ schrien Andere. „Was unterstehst du dich, Kerl, unsere Frauenzimmer auf öffentlicher Straße zu beleidigen?“ schnob ein junger Lieutenant, der ein hübsches Mädchen am Arm führte, den Nachtwächter an.

„Herr Lieutenant, der Nachtwächter singt leider Gottes die Wahrheit!“ entgegnete ihm ein junger Müller: „Und gerade das Weibsbild, das Sie am Arm führen, bestätigt die Wahrheit. He, Jüngferchen, kennst du mich? Weißt du, wer ich bin? He? Geziemt sich das für eine verlobte Braut, des Nachts mit andern Männern herumzuschwärmen? „Morgen sag' ich's deiner Mutter ab. Ich will nichts mehr mit dir zu schaffen haben!“

Das Mädchen verhüllte sich das Gesicht und zupfte am Arm des Offiziers, um davon zu kommen. Der Lieutenant wollte aber, als ein Kriegsheld, vor dem Müller nicht so leicht Reißaus nehmen, und mit Ehren das Feld behaup-

ten. Er stieß eine Menge Flüche aus, und da dieser kein Wort schuldig blieb, schwang er den Stock. Plötzlich aber erhoben sich zwei dicke spanische Rohre, von bürgerlichen Fäusten geführt, warnend über dem Haupte des Lieutenants.

„Herr!“ rief ein breitschulteriger Bierbrauer dem Kriegsmanne zu: „Hier keine Händel wegen des schlechten Mädchens angefangen. Ich kenne den Müller; er ist ein braver Mann. Er hat Recht; und der Nachtwächter hat Recht, so wahr ich lebe! Ein ehrlicher Bürgersmann und Professionist kann und mag kaum noch ein Mädchen aus unserer Stadt zur Frau nehmen. Die Weibsbilder wollen sich alle über ihren Stand erheben; statt Strümpfe zu flicken, lesen sie Romane; statt Küche und Keller zu besorgen, laufen sie in Komödien und Konzerte. Im Hause bei ihnen ist Unflat, und auf den Gassen gehen sie geputzt einher, wie Prinzessinnen. Da bringen sie dem Manne keine Mitgift in's Haus, als ein paar schöne Röcke, Spitzen und Bänder und Liebschaften, Romane und Faulheit. Herr, ich spreche aus Erfahrung. Wären unsere Bürgerstöchter nicht so verderbt, ich wäre längst verheirathet.“

Alle Umstehenden erhoben ein gellendes Gelächter. Der Lieutenant streckte langsam das Gewehr vor den beiden spanischen Rohren und sagte verdrießlich: „Das fehlte auch noch, hier von dem bürgerlichen Pack Bußpredigten zu hören!“

„Was, bürgerliches Pack?“ rief ein Nagelschmied, der das zweite spanische Rohr führte: „Ihr adelichen Müßiggänger, die wir euch mit unsern Steuern und Abgaben füttern müssen, wollt ihr von bürgerlichem Pack sprechen? Eure Lüderlichkeit ist an allem Unglück in unsern Haushaltungen Schuld. Es blieben nicht halb so viel ehrliche Mädchen sitzen, wenn ihr hättet beten und arbeiten gelernt.“

Nun sprangen mehrere junge Offiziere dazu; aber auch Meister und Handwerksburschen sammelten sich. Buben machten Schneebälle und ließen davon in den dicksten Hau-

sen fliegen, um auch ihre Freude dabei zu haben. Die erste Kugel traf den vornehmen Lieutenant auf die Nase. Dieser hielt es für Angriff des bürgerlichen Packs, und erhob abermals den Stock. Das Treffen begann.

Der Prinz, welcher nur den Anfang des Wortwechsels gehört hatte, war längst wohlgemuth und lachend davon gezogen in eine andere Straße, unbekümmert um die Folgen seines Gesanges. Er kam an den Palast des Finanzministers Bodenlos. Mit diesem Herrn stand er nicht im besten Vernehmen, wie das schon Philipp erfahren hatte. Julian sah alle Fenster erleuchtet. Die Gemahlin des Ministers hatte große Gesellschaft. Julian in seiner satirischen Poetenlaune pflanzte sich dem Palaste gegenüber hin und blies kräftig in sein Horn. Einige Herren und Damen öffneten, vielleicht weil sie eben nichts Besseres zu thun hatten, das Fenster, neugierig, den Nachtwächter zu hören.

„Nachtwächter!“ rief einer von den Herren herab: „sing' auch ein hübsches Stück zum Neujahr.“ Dieser Zuruf lockte noch mehrere von der Gesellschaft der Frau Ministerin an die Fenster.

Julian, nachdem er gewohntermaßen die Stunde gerufen, sang mit lauter Stimme gar vernehmlich:

Ihr, die ihr seufzt in Schuldennoth
Und ohne Witz zum Bankerot,
Fleht, daß der Herr in dieser Nacht
Euch zum Finanzminister macht,
Der ohne Finanzen läßt das Land,
Weil er sie behält in seiner Hand.

„Das ist ja zum Ohnmächtigwerden!“ rief die Frau Ministerin, die ebenfalls zu einem der Fenster getreten war: „Wer ist denn der niederträchtige Mensch, der sich dergleichen erfrecht?“

„Frau Excellenz!“ antwortete Julian mit verstellter Stimme, indem er den jüdischen Dialekt annahm: „Ich wollte Ihnen doch ein kleines Vergnügen machen. Halten

zu Gnaden, ich bin nur der Hofjude Abraham Levi; Frau Excellenz kennen mich doch schon."

"Wei mir!" schrie eine Stimme oben am Fenster: "Ehrvergessener Kerl, wie willst du sein Abraham Levi? Bin ich nicht selber Abraham Levi? Du bist ein Betrüger!"

"Ruft die Wache!" rief die Frau Ministerin: "Laßt den Menschen arretiren!"

Bei diesen Worten verließen alle Gäste in großer Behendigkeit die Fenster. Aber auch der Prinz blieb nicht stehen, sondern nahm im Doppelschritt den Weg durch einige kleine Quergassen.

Ein Schwarm Bedienten, begleitet von einigen Finanzsekretären, stürzte aus dem Palaste hervor und jagten umher, den Lästerer zu suchen. Plötzlich riefen Einige laut: "Wir haben ihn!" Die Andern eilten dem Rufe nach. Wirklich hatten sie den Nachtwächter des Reviers gefunden, der in großer Unschuld auf dem Wege seines Berufs dahin trabte. Er ward umringt, übermannt und, wie sehr er sich auch sträubte, wegen seiner sarkastischen Einfälle auf die Hauptwache geschleppt.

Der wachthabende Offizier schüttelte verwundert den Kopf und sagte: "Man hat mir schon einen Nachtwächter zugeführt, der durch Verse, die er auf die Mädchen der Residenz abgerufen, eine fatale Schlägerei zwischen Offizieren und Bürgerlichen verursacht hat."

Der neu eingebrachte Gefangene wollte durchaus nichts gestehen, und lärmte gewaltig, daß ein Haufe junger Leute, die wahrscheinlich zu viel getrunken haben möchten, ihn in der Ausübung seines ihm anvertrauten Amtes gestört hätten. Einer der Finanzsekretäre sagte ihm aber den ganzen Vers vor, der den gerechten Zorn der Frau Ministerin und aller ihrer Gäste erregt hatte. Sämmtliche Soldaten brachen in ein erschütterndes Lachen aus. Der ehrliche Nachtwächter aber schwor mit Thränen, ihm sei so etwas nie in den Sinn gestiegen.

Während man noch mit diesem Verhör beschäftigt war, der Nachtwächter seine Unschuld betheuerte, die jungen Herren für alle Folgen ihres Betragens verantwortlich machte, und die Finanzsekretäre in der That schon anfingen, zweifelhaft zu werden, ob sie auch den rechten Mann ergriffen hätten, rief die Schildwache draußen: „Wacht heraus in's Gewehr!"

Die Soldaten sprangen davon. Die Finanzsekretäre fuhren fort, den Nachtwächter mit Fragen zu bestürmen. Indem trat der Feldmarschall in die Wachtstube, begleitet vom wachthabenden Hauptmann.

„Lassen Sie mir den Kerl da krumm schließen!" rief der Feldmarschall, und zeigte mit der Hand hinter sich. Zwei Offiziere traten herein, die einen entwaffneten Nachtwächter bei den Armen führten.

„Sind denn die Nachtwächter alle toll geworden?" rief der wachthabende Hauptmann ganz erstaunt aus.

„Ich will dem Bösewicht morgen seine infamen Verse bezahlen!" schrie der Feldmarschall.

„Ihre Excellenz," versetzte der neugefangene Wächter zitternd und bebend, „ich habe, weiß der Himmel, keine Verse gemacht, in meinem ganzen Leben keinen Vers!"

„Schweig, Schurke!" brüllte mit entsetzlicher Stimme der Feldmarschall: „Du sollst mir auf die Festung oder an den Galgen. Und widersprichst du mit einem Muck noch, so haue ich dich auf der Stelle in Krautstücken!"

Der wachthabende Hauptmann bemerkte dem Marschall in aller Ehrerbietigkeit: es müsse eine poetische Epidemie unter den Nachtwächtern in der Stadt ausgebrochen sein; denn er habe nun schon drei dieser Patrone in einer Viertelstunde zu hüten bekommen.

„Meine Herren," sagte der Feldmarschall zu den ihn begleitenden Offizieren, „da der Kerl schlechterdings nicht eingestehen will, daß er den Vers gesungen habe, so besinnen Sie sich auf das Pasquill, ehe Sie es vergessen. Schreiben Sie es auf. Morgen wollen wir ihn schon zum

Geständniß bringen. Jetzt will ich keine Zeit verlieren, und auf den Ball. Wer weiß es noch?«

Die Offiziere besannen sich. Einer half dem andern nach. Der Wachthabende schrieb, und da kam Folgendes heraus:

Der Federbusch auf leerem Kopf,
Im Nacken einen steifen Zopf,
Den Bauch zurück, die Brust heraus,
Das macht des Heeres Stärke aus.
Man wird bei Tanz und Geigenschall,
Bei Kuß und Spiele Feldmarschall.

»Willst du läugnen, Schurke?« fuhr der Feldmarschall den erschrockenen Nachtwächter mit erneuter Wuth an: »Willst du läugnen, daß du das gesungen hast, als ich aus der Thür meines Hauses trat?«

»Mag es gesungen haben, wer will, ich weiß nichts davon!« antwortete der Nachtwächter.

»Warum liefest du denn davon, als du mich vortreten sahst!« fragte der Marschall weiter.

»Ich bin nicht gelaufen.«

»Was?« riefen die beiden Offiziere: »Du nicht gelaufen? Warst du nicht außer Odem, als wir dich am Markt hier endlich einholten?«

»Ja, ich war vor Schrecken außer mir, daß mich die Herren so gewaltthätig überfielen. Es liegt mir noch jetzt in allen Gliedern.«

»Schließen Sie den hartnäckigen Hund krumm!« rief der Marschall dem Wachthabenden zu: »Er hat bis morgen Zeit genug, sich zu besinnen.« Mit diesen Worten eilte der Marschall hinweg.

Der Lärm auf den Gassen und die Spottgedichte der Nachtwächter hatten die ganze Polizei in Bewegung gesetzt. Noch in derselben Viertelstunde wurden zwei andere Nachtwächter, freilich nicht die rechten, ergriffen und zur Hauptwache geführt. Der eine sollte auf den Minister der auswärtigen Angelegenheiten ein schmähliches Lied gesungen

haben, des Inhalts: der Minister wäre nirgends auswärtiger, als in seinem Departement. Der andere war beschuldigt, vor dem bischöflichen Palaste gesungen zu haben: es fehle den Kirchenlichtern nicht an Talg, aber sie verbreiteten im Lande mehr dicken Qualm und Rauch, als Helligkeit.

Der Prinz, welcher durch seinen Muthwillen allen Nachtwächtern der Residenz so schlimmes Spiel machte, entschlüpfte überall glücklich, und ward eben darum von Gasse zu Gasse kecker. Die Sache machte Geräusch. Man hatte sogar dem Polizeiminister, der beim König am Spieltische saß, von der poetischen Insurrektion der ehemals so friedlichen Nachtwächter rapportirt, und zum Beweis einen der Spottverse schriftlich überbracht. Der König hörte den Vers an, der gegen die schlechte Polizei selbst gerichtet war, die ihre Spürnase in alle Familiengeheimnisse der Stadt stecke, und doch im eigenen Hause nichts rieche; daher ihr wohl eine Prise zu gönnen sei. Der König lachte laut auf, und befahl, ihm einen der nachtwächterlichen Poeten einzufangen und herzubringen. Er stand vom Spieltische auf; denn er sah, der Polizeiminister hatte die gute Laune verloren.

10.

Im Tanzsaale neben dem Spielzimmer hatte Philipp, der gefürstete Nachtwächter, so eben von seiner Sackuhr vernommen, daß es Zeit sei, sich zum Finde-mich bei der Gregorienkirche einzustellen. Er selbst war froh, seinen Purpurtalar und Federhut an den Substituten zurückzugeben, denn ihm ward unter der vornehmen Maske nicht gar wohl zu Muthe.

Wie er eben die Thür suchte, um sich davon zu schleichen, kam ihm der Neger nachgetreten und zischelte ihm zu: „Königliche Hoheit, Herzog Herrmann sucht Sie allenthalben! — Philipp schüttelte ärgerlich den Kopf und

ging hinaus; ihm nach der Neger. Wie sie Beide in das Vorzimmer traten, flüsterte der Neger: „Bei Gott, da kommt der Herzog!“ und mit den Worten machte sich der Schwarze wieder eilfertig in den Saal zurück.

Eine hohe, lange Maske trat mit schnellen Schritten gegen Philipp auf und rief: „Halten Sie einen Augenblick; ich habe mit Ihnen ein Wörtchen abzuthun. Ich suche Sie schon lange.“

— Nur geschwind, entgegnete Philipp, denn ich habe keine Zeit zu verlieren.

„Ich wollte, ich müßte keine mit Ihnen verlieren. Ich habe Sie lange genug gesucht. Sie sind mir Genugthuung schuldig. Sie haben mir blutige Beleidigung zugefügt.“

— Daß ich nicht wüßte.

„Sie kennen mich nicht?“ rief der Herzog, und zog die Larve ab: „Nun wissen Sie, wer ich bin, und Ihr böses Gewissen muß Ihnen das Uebrige sagen. Ich fordere Genugthuung. Sie und der verfluchte Salmoni haben mich betrogen.“

— Davon weiß ich nichts! antwortete Philipp.

„Sie haben die schändliche Geschichte im Keller des Bäckermädchens angestellt. Auf Ihr Anstiften hat sich der Oberst Kalt an meiner Person vergriffen.“

— Kein wahres Wort.

„Wie, kein wahres Wort? Sie läugnen? — Die Marschallin Blankenschwerd hat mir erst vor wenigen Minuten Alles entdeckt. Sie war Augenzeugin bei der Geisterkomödie, die Sie mit mir spielten.“

— Sie hat Ihrer Durchlaucht ein Mährchen aufgebunden. Ich habe an ihren Händeln keinen Theil gehabt. Wenn Sie Geisterkomödien mit sich spielen ließen, war es Ihre Schuld.

„Ich frage Sie, ob Sie mir Genugthuung geben wollen? Wo nicht, so mache ich Lärm. Folgen Sie mir

auf der Stelle zum König. Entweder Sie schlagen sich mit mir, oder — zum König.«

— Ihre Durchlaucht .... stotterte Philipp verlegen: Ich habe weder Lust, mich mit Ihnen zu schlagen, noch zum König zu gehen.

Das war Philipps voller Ernst; denn er fürchtete, die Larve abziehen zu müssen und in empfindliche Strafe wegen der Rolle zu fallen, die er wider seine Absicht hatte spielen müssen. Er machte daher gegen den Herzog allerlei Ausflüchte, und sah nur immer nach der Thür, um irgend einmal den guten Augenblick erwischen und davon springen zu können. Der Herzog hingegen merkte die Aengstlichkeit des vermeinten Prinzen, und ward dadurch muthiger. Er nahm zuletzt den armen Philipp beim Arm, und wollte ihn zum Saal führen.

— Was wollen Sie von mir? rief Philipp in Verzweiflung, und schleuderte den Herzog zurück.

»Zum König!« antwortete der Herzog wüthend: »Er soll hören, wie schändlich man an seinem Hofe einem fürstlichen Gast begegnet.«

— Gut! sagte Philipp, der sich nicht mehr zu helfen wußte, als wenn er den Karakter des Prinzen wieder annähme: So kommen Sie; ich bin bereit. Zum Glück habe ich den Zettel bei mir, auf welchem Sie dem Bäckermädchen eigenhändig die Versicherung ausstellten ....

»Possen! Larifari!« erwiederte der Herzog: »Das war einer von den Späßen, den man wohl mit einem dummen Bürgermädchen treibt. Zeigen Sie ihn nur dem König. Ich werde mich darüber ausweisen.«

Indessen schien es dem Herzog doch mit dem Ausweisen nicht gar Ernst zu sein. Er drang gar nicht weiter darauf, Philippen zum König zu führen, und das war dem Philipp schon recht; desto ungestümer bestand der Herzog darauf, daß sie Beide in den Wagen sitzen und, der Himmel weiß wohin, fahren wollten, um die Ehrensache mit Pistolen und Säbeln abzuthun. Das war nun dem be-

drängten Philipp gar nicht gelegen. Er stellte dem Herzog alle bösen Folgen dieses Schrittes vor. Jener aber in seinem Grimme ließ sich durch nichts in seinem Verlangen abwendig machen; versicherte, er habe schon Fürsorge für Alles getroffen, und werde nach Beendigung ihres Geschäfts noch in der Nacht abreisen.

„Wenn Sie nicht,“ fuhr der Herzog fort, „der feigste Mensch in Ihrem Lande sind, so folgen Sie mir zum Wagen, Prinz.“

— Ich bin kein Prinz! antwortete Philipp, der sich zum Aeußersten getrieben sah.

„Sie sind es. Jeder hat Sie hier auf dem Balle erkannt. Ich kenne Sie am Hut. Sie hintergehen mich nicht.“

Philipp zog die Larve ab, zeigte dem Herzog sein Gesicht und sprach: „Nun? Bin ich der Prinz?“

Herzog Herrmann, wie er das wildfremde Gesicht erblickte, prallte zurück und stand wie versteinert. Seine geheimste Angelegenheit einem Unbekannten verrathen zu haben, vermehrte seine Bestürzung und Verlegenheit. Ehe er sich noch aus dieser sammeln konnte, hatte Philipp schon die Thür in der Hand, und weg war er.

11.

Sobald sich Philipp im Freien befand, nahm er blitzschnell Hut und Seidenmantel ab, wickelte jenen in diesen, und so, beides unter dem Arm, sprang er die Gasse entlang, der Gregorienkirche zu.

Da stand Röschen schon in einem Winkel neben der hohen Kirchenpforte und harrte sein.

„Ach, Philipp, lieber Philipp!“ sagte sie zu ihm, sobald sie ihn erkannte, und drückte seine Hand: „Welche Freude hast du mir doch gemacht! O wie glücklich sind wir! Sieh, ich habe keine Ruhe mehr bei meinen Freundinnen gehabt. Gottlob, daß du da bist. Schon seit

beinahe einer Viertelstunde stehe ich hier und friere. Aber ich denke vor Freuden gar nicht an die Kälte, die ich leide.«

— Und ich, liebes Röschen, danke Gott auch, daß ich wieder bei dir bin. Hole der Geier all den Schnickschnack der großen Herren. Nun, ich erzähle dir schon ein andermal von den tollen Auftritten, die ich gehabt habe. Sage mir, Herzenskind, wie geht es dir auch? Hast du mich noch ein wenig lieb?

„Ei, du bist nun ein großer Herr geworden, Philipp, und da ist's wohl an mir, zu fragen, ob du mich noch ein wenig lieb hast?“

— Wetter, woher weißt du denn schon, daß ich ein großer Herr war?

„Du hast es mir ja selber gesagt. Philipp, Philipp, wenn du nur nicht stolz wirst, nun du so entsetzlich reich bist. Ich bin ein armes Mädchen, und nun freilich zu schlecht für dich. Aber, Philipp, ich habe schon bei mir gedacht, wenn du mich verlassen könntest, sieh, ich wollte lieber, du wärest ein armer Gärtner geblieben. Ich würde mich gewiß zu Tode grämen, wenn du mich verlassen könntest.“

— Röschen, sage mir, was schwatzest du auch da? Ich bin eine halbe Stunde Prinz gewesen, und es war doch nur Spaß; aber in meinem Leben mache ich solchen Spaß nicht wieder. Nun bin ich wieder Nachtwächter, und so arm, wie vorher. Ich habe da wohl noch fünftausend Gulden bei mir, die ich von einem Mameluken bekommen — die könnten uns Beiden aus der Noth helfen —, aber leider, sie gehören mir nicht.

„Du sprichst wunderlich, Philipp!“ sagte Röschen, und gab ihm die schwere Geldbörse, die sie vom Prinzen erhalten hatte: „Da, nimm dein Geld wieder. Es wird mir doch im Strickbeutel fast zu schwer.“

— Was soll ich mit dem vielen Gelde? Woher hast du das, Röschen?

„Du hast es ja in der Lotterie gewonnen, Philipp.“

— Was? Hab' ich gewonnen? Und man hat mir doch auf dem Rathhause gesagt, meine Nummern wären nicht herausgekommen! Sieh, ich hatte gesetzt, und gehofft, es könnte eine Terne für uns zur Aussteuer geben. Aber der Gärtner Rothmann sagte mir, als ich den Nachmittag zu spät auf das Rathhaus kam: „Armer Philipp, keine Nummer!“ — Juchheh, also doch gewonnen! Jetzt kauf' ich den größten Garten, und du bist meine Frau. Wie viel ist's denn geworden?

„Philipp, hast du dir ein Räuschchen in der Neujahrsnacht getrunken? Du mußt besser wissen, wie viel es ist. Ich habe bei meinen Freundinnen nur unter dem Tische heimlich in die schöne Börse hineingeschielt, und bin recht erschrocken, als ich ein Goldstück neben dem andern blitzen sah. Da dachte ich: nun wundert's mich nicht, daß der Philipp so unbändig war. Ja, recht unbändig bist du gewesen. Aber es war dir nicht zu verargen. Ich möchte dir selber um den Hals fallen und mich recht satt weinen vor Freuden“

— Röschen, wenn du fallen willst, ich mag es wohl leiden. Aber hier ist ein Mißverständniß. Wer hat dir das Geld gebracht, und gesagt, es sei mein Lotterieloos? Ich habe ja das Loos noch zu Hause im Kasten, und kein Mensch hat es mir abgefordert.

„Philipp, treib keine Possen. Du hast's mir vor einer halben Stunde selber gesagt und mir selber das Geld gegeben.“

— Röschen, besinne dich. Diesen Morgen sah ich dich beim Weggehen aus der Messe, da wir mit einander unser Zusammenfinden für diese Nacht verabredeten. Seitdem sahen wir ja einander nicht.

„Außer vor einer halben Stunde, da ich dich blasen hörte, und ich dich zu Steinmanns in's Haus hineinrief. Aber was trägst du denn unter dem Arm für ein Bündelchen? Warum gehst du bei der kalten Nacht ohne Hut? — Philipp, Philipp! nimm dich wohl in Acht. Das viele

Geld könnte dich leichtsinnig machen. Du bist gewiß in einem Wirthshause gesessen, und hast dir mehr zu Gute gethan, als du solltest. Gelt? Was hast du da für ein Bündelchen? Mein Himmel, das sind ja wohl Frauenzimmerkleider von Seiden? Philipp, Philipp, wo bist du gewesen?"

— Gewiß vor einer halben Stunde nicht bei dir. Du willst dich, glaub' ich, über mich lustig machen? Antworte mir, woher hast du das Geld?

"Antworte mir erst, Philipp, woher hast du diese Frauenzimmerkleider? Wo bist du gewesen?"

Da Beide ungeduldig waren, Antwort zu hören, und keine Antwort gaben, fingen sie an, auf einander etwas mißtrauisch zu werden und zu zänkeln.

12.

Wie es gewöhnlich in solchen Rechtshändeln geht, wo ein liebendes Pärchen mit einander streitet, ging es auch hier. Sobald Röschen das weiße Schnupftuch hervornahm und ihre Augen trocknete und das Köpfchen wegwandte, und ein Seufzer um den andern aus der Tiefe der Brust hervorzitterte, hatte sie offenbares Recht, und er offenbares Unrecht. Und er gestand sein Unrecht, indem er sie tröstete, und bekannte: er sei auf einem Maskenball gewesen, und was er unter dem Arm trage, sei kein weibliches Gewand, sondern ein Seidenmantel nebst Larve und Federhut.

Nach diesem reumüthigen Eingeständniß aber begann erst das strengste Verhör über ihn. Ein Maskenball, das weiß jedes Mädchen in einer großen Stadt, ist für unverwahrte Herzen ein gefährlicher Irrgarten und Kampfplatz. Man stürzt sich in ein Meer anmuthiger Gefahren, und geht manchmal darin unter, wenn man kein guter Schwimmer ist. Röschen hielt ihren Freund Philipp aber gerade nicht für den besten Schwimmer; es ist schwer zu sagen,

warum. Also mußte er zuerst erklären, ob er getanzt habe? Auf das Verneinen hin fragte sie, ob er keine Abenteuer und Händel mit weiblichen Masken gehabt habe? Das ließ sich nicht verneinen. Er bekannte allerlei; doch setzte er jedesmal hinzu, die Frauenzimmer wären insgesammt von vornehmer Abkunft gewesen und hätten ihn für einen Andern gehalten. Röschen wollte zwar ein wenig zweifeln; doch unterdrückte sie den Argwohn. Als er aber auf ihre Frage: für wen man ihn gehalten habe, und von wem er seine Maske geliehen? immer den Prinzen Julian nannte, schüttelte sie doch das ungläubige Köpfchen; und noch unwahrscheinlicher war ihr sein Geschichtchen, daß der Prinz Nachtwächterdienste gethan, während Philipp auf dem Balle gewesen. Er aber vernichtete alle ihre Zweifel mit der Versicherung, der Prinz — denn dafür halte er seinen Substituten — werde, laut Abrede, in wenigen Augenblicken bei der Gregorienkirche erscheinen, und die schöne Maske für den Nachtwächtermantel eintauschen.

Nun ging dem erschrockenen Röschen über ihr Abenteuer im dunkeln Hausgang ein Licht auf. War es ihr doch damals schon aufgefallen, daß der vermeinte Philipp so etwas Fremdartiges in seinem Wesen gehabt hatte. Da nun die Reihe an sie kam, Alles haarklein zu beichten, wie sie zu dem Gelde für das Lotterieloos gelangt wäre, stotterte sie lange und suchte nach Worten herum, daß dem Philipp ganz bange ward.

Sie erzählte endlich Alles, was vorgefallen war; aber wie es zum Kuß und Gegenkuß kam, stockte sie wieder mit der Sprache. Doch mußte es heraus.

„Es ist nicht wahr!“ rief Philipp: „Ich habe dir keinen Kuß gegeben, und von dir keinen empfangen.“

„So hat es dir doch gegolten,“ sagte Röschen leise und schmeichelnd. Philipp rieb sich die blonden Haare auf dem Wirbel herum, damit sie nicht zu Berge stehen sollten.

„Höre, Philipp, bist du es nicht gewesen," sagte Röschen ängstlich, „so glaube ich dir alles Unglaubliche, das du mir gesagt hast, — so ist es Prinz Julian in deinen Kleidern gewesen."

Das hatte Philipp schon lange geahnet, und er rief: „Der Spitzbube! Er hat mich um deine Küsse bestohlen. Nun begreif' ich! Nur darum gab er mir seine Maske, nur darum wollte er auf eine halbe Stunde Ich sein!" — Und nun fiel ihm die Maske ein, die ihm von der Operntänzerin Rollina, dann von Röschen erzählt hatte, und er erneuerte sein Verhör strenger als vorher: ob und wie sie den Prinzen vorher gesehen? ob ihr nicht ein Mann aufgefallen sei, ein vornehmer Herr, der ihr beim Kirchengehen nachgeschlichen sei, oder der sich im Milchgäßchen Geschäfte gemacht habe? oder ob nie ein Herr oder sonst Jemand zu ihrer Mutter gekommen sei, um sie mit Geld und Wohlthaten in ihrer Verlassenheit zu unterstützen?

Röschens Antworten fielen sämmtlich so beruhigend aus, und trugen so sehr das Gepräge der unbefangensten Unschuld, daß Philipps Herz wieder leicht ward. Er warnte sie vor den Schleichern und vor der Barmherzigkeit der Vornehmen, und Röschen hinwieder warnte vor den Gefahren der Maskenbälle und allen Abenteuern mit Frauenzimmern hohen Standes, durch welche mancher junge Mensch schon recht unglücklich geworden sei. Man vergab sich alle in der Unwissenheit begangenen Sünden, und Philipp stand im Begriff, den Kuß einzufordern, der ihm bestimmt gewesen, und den er nicht empfangen hatte — als das Pärchen im besten Augenblicke durch eine fremde Erscheinung unterbrochen wurde.

Es kam im vollen Lauf und Sprung ein Mensch gegen sie gerannt, der odemlos bei ihnen stehen blieb. An Mantel, Stange, Hut und Horn erkannte Philipp auf der Stelle seinen Mann. Dieser hingegen suchte den Maskenträger. Philipp reichte ihm den Hut und Seidenmantel und sagte: „Gnädigster Herr, hier Ihre Sachen. In

dieser Welt tauschen wir die Rollen nicht wieder mit einander; ich käme zu kurz dabei!“

Der Prinz rief: „Nur geschwind, nur geschwind!“ warf die nachtwächterliche Amtstracht von sich in den Schnee, band die Larve und den Mantel um, und setzte den Hut auf. Röschen sprang erschrocken zurück. Philipp bedeckte sich mit seinem alten Filz und Mantel, und nahm Stange und Horn.

„Ich habe dir ein Trinkgeld versprochen, Kamerad,“ sagte der Prinz, „aber so wahr ich lebe, ich habe meinen Geldbeutel nicht bei mir.“

„Den habe ich!“ antwortete Philipp und hielt ihm die Börse hin: „Sie gaben ihn meiner Braut da — aber, gnädigster Herr, wir verbitten uns Geschenke der Art.“

„Kamerad, behalte was du hast, und mache dich geschwind aus dem Staube; es ist für dich hier nicht geheuer!“ rief der Prinz eilig, und wollte davon. Philipp hielt ihn am Mantel fest: „Gnädiger Herr, wir haben noch Eins abzuthun!“

„Flieh, sag' ich dir, Nachtwächter! Flieh, man stellt dir nach.“

„Ich habe keine Ursache, zu fliehen, gnädigster Herr. Aber ich habe Ihnen hier Ihre Börse —“

„Die behalte. Lauf, was du kannst!“

„Und einen Wechsel des Marschalls Blankenschwerd von fünftausend Gulden zuzustellen.“

„Der Hagel, wie kommst du mit dem Marschall Blankenschwerd zusammen, Nachtwächter?“

„Er sagte, es sei eine Spielschuld, die er Ihnen zu zahlen habe. Er will diese Nacht noch mit seiner Gemahlin auf seine polnischen Güter.“

„Bist du toll? Woher weißt du das? Wo gab er dir die Verrichtungen an mich?“

„Gnädigster Herr, und der Finanzminister Bodenlos will bei Abraham Levi alle Ihre Schulden zahlen, wenn

Sie sich für ihn beim König verwenden wollen, daß er im Ministerium bleibe."

"Nachtwächter, du bist vom hellen Teufel besessen!"

"Ich habe ihn aber in Hochdero Namen abgewiesen."

"Du den Minister?"

"Ja, gnädigster Herr; hingegen habe ich die Gräfin Bonau mit dem Kammerherrn Pilzow wieder vollkommen versöhnt."

"Wer von uns Beiden ist ein Narr?"

"Noch Eins. Die Sängerin Rollina ist eine gemeine Metze, gnädigster Herr. Ich kenne deren Liebesgeschichten. Sie sind der Betrogene. Darum hielt ich es für Ihre königliche Hoheit unwürdig, sich mit ihr einzulassen, und habe für diese Nacht das Abendmahl bei ihr abbestellt."

"Die Rollina? Wie kamst du zu der?"

"Noch Eins. Der Herzog Herrmann ist fürchterlich gegen Sie aufgebracht wegen der Kellergeschichte. Er wollte Sie beim König verklagen."

"Der Herzog? Wer hat dir denn das alles erzählt?"

"Er selbst. Sie sind noch nicht sicher. Zum König aber geht er nicht mehr, denn ich drohte ihm mit dem Zettel, den er dem Bäckermädchen gab. Hingegen wollte er sich mit Ihnen auf Tod und Leben schlagen. Nehmen Sie sich in Acht vor ihm."

"Eins sage mir: weißt du, woher der Herzog weiß, daß ich —"

"Er weiß Alles von der Marschallin Blankenschwerd; die hat es ihm ausgeplaudert, und daß sie als Hexe bei dem Gaukelspiel gesessen."

Der Prinz nahm den Philipp beim Arm und sagte: "Spaßvogel, du bist kein Nachtwächter!" Er drehte ihm das Gesicht gegen eine aus der Ferne herschimmernde Laterne, und erschrack, da er einen ihm vollkommen fremden Menschen sah.

"Wer bist du denn?" fragte Julian, der vor Schrecken ganz nüchtern geworden war.

„Ich bin der Gärtner Philipp Stark, Sohn des Nachtwächters Gottlieb Stark!“ antwortete Philipp ruhig.

13.

„Nun ja, den suchen wir eben! Halt, Bursch!“ riefen mehrere Stimmen, und Philipp, Röschen und der Prinz sahen sich plötzlich von sechs handfesten Dienern der löblichen Polizei umringt. Röschen that einen lauten Schrei. Philipp ergriff des erschrockenen Mädchens Hand und sagte: „Fürchte dich nicht!“ — Der Prinz klopfte dem Philipp auf die Achsel und sagte: „Es ist ein dummer Streich. Ich sagte dir nicht vergebens, du sollest dich zur rechten Zeit davon machen. Aber fürchte dich nicht; es soll dir nichts widerfahren.“

„Das wird sich hintennach ergeben!“ versetzte einer der Handfesten: „Einsweilen wird er mit uns kommen.“

„Wohin?“ fragte Philipp: „Ich bin in meinem Dienst; ich bin der Nachtwächter.“

„Das haben wir schon gehört, und eben deswegen kommt ihr mit uns.“

„Laßt ihn gehen, ihr Leute!“ sagte Julian, und suchte in den Taschen nach Geld. Da er nichts fand, flüsterte er Philippen heimlich zu, ihnen aus der Börse zu geben. Die Handfesten aber rissen Beide aus einander und riefen: „Fort! Hier werden keine Abreden mehr genommen. Auch die Maske ist verdächtig und muß mit uns!“

„Die nicht!“ sagte Philipp: „Ihr wollt den Nachtwächter; der bin ich. Könnet ihr's verantworten, mich aus meinen Berufsgeschäften zu nehmen, so führt mich, wohin es euch beliebt. Diesen Herrn aber laßt gehen.“

„Das ist nicht Eure Sache, uns zu lehren, wen wir für verdächtig halten sollen!“ versetzte einer der Polizeidiener: „Marsch, Alles mit uns!“

„Auch das Frauenzimmer?“ fragte Philipp: „Ich will nicht hoffen.“

„Nun, das Jüngferchen mag gehen. Für sie haben wir keinen Befehl. Aber Namen und Gesichtchen müssen wir für den Nothfall kennen, und den Aufenthalt.“

„Es ist die Tochter der Wittwe Bittner im Milchgäßchen!“ sagte Philipp, und ärgerte sich nicht wenig, als die Kerls alle das Gesicht des weinenden Röschens gegen den Schein der fernen Straßenlaterne drehten und begafften.

„Geh' heim, Röschen!“ sagte Philipp: „Geh' heim; fürchte nichts für mich. Ich habe ein gutes Gewissen.“

Röschen aber schluchzte laut, daß es selbst den Polizeidienern Mitleid einflößte. Der Prinz wollte diesen Umstand benutzen, um durch einen Sprung zu entkommen. Aber von den Handfesten einer war noch ein besserer Springer, stand mit einem Satz vor ihm und sagte: „Hollah! der hat ein schlechtes Gewissen; er muß mit uns. Vorwärts, marsch!“

„Wohin?“ fragte der Prinz.

„Direkte und schnurgraden Wegs zu Seiner Excellenz dem Herrn Polizeiminister.“

„Hört, Leute,“ sagte der Prinz sehr ernst, doch leutselig — denn ihm war in dieser Geschichte gar nicht wohl zu Muth, weil er eben sein Nachtwächterstückchen nicht verrathen wissen wollte: „Hört, Leute, ich bin diesen Augenblick nur sehr zufällig zu diesem Nachtwächter gekommen; ihr habt mit mir nichts zu schaffen. Ich bin vom Hofe. Untersteht ihr euch, mich zu zwingen, mit euch zu gehen, werdet ihr euern Irrthum bereuen und morgen bei Wasser und Brod im Thurme sitzen.“

„Laßt den Herrn um Gotteswillen gehen, Leute!“ rief Philipp: „Verlasset euch auf mein Wort, es ist ein großer Herr, der euch euern Dienst garstig versalzen kann. Es ist . . .“

„Schweig!“ rief Julian: „Es soll Niemand aus deinem Munde erfahren, wer ich bin, wenn du allenfalls errathen hättest, wer ich sei. Hörst du, Niemand! Nie-

mand, sage ich dir, es komme, wie es wolle. Hörst du?"

"Wir thun unsere Schuldigkeit!" entgegnete ein Polizeidiener: "und dafür setzt uns Keiner in den Thurm. Das könnte aber am Ende wohl dem Herrn in der Maske selbst widerfahren. Wir kennen dergleichen Sprachen schon und fürchten solche Drohungen nicht. Vorwärts, marsch!"

"Leute, nehmt Vernunft an!" rief Philipp: "Es ist ein sehr angesehener Herr am Hofe."

"Und wenn's der König selber wäre, müßte er mit uns; das ist unsere Pflicht; er ist verdächtig!" gab Einer zur Antwort.

"Ei ja," rief ein Anderer, "große Herren am Hofe haben wohl mit Nachtwächtern und Euersgleichen heimliche Dinge abzuthun und, wie vorhin, einander in die Ohren zu zischeln."

Während man noch des Prinzen wegen hin und her stritt, kam ein Wagen, achtspännig, mit brennenden Fackeln voran, daher gefahren, an der Kirche vorbei. "Halt!" rief eine Stimme im Wagen, als dieser eben an dem Haufen der Polizeidiener war, welche den Prinzen umringt hielten.

Der Wagen stand. Der Kutschenschlag öffnete sich. Ein Herr sprang heraus im Ueberrock, mit einem glänzenden Stern darauf, und ging zu der Menschengruppe. Er stieß die Polizeidiener zurück, betrachtete den Prinzen von oben bis unten, und sagte: "Richtig! Erkannte ich doch gleich den Vogel an seinen Federn von weitem. Maske, wer sind Sie?"

Julian wußte nicht, wohin sich in seiner Verlegenheit drehen und wenden, denn er erkannte den Herzog Herrmann.

"Antworten Sie mir!" rief der Herzog mit donnernder Stimme. Julian schüttelte den Kopf und winkte dem Herzog, sich fortzubegeben. Dieser aber ward noch erpichter, zu wissen, mit wem er es auf dem Ball zu thun gehabt habe. Er fragte die Polizeibeamten. Diese standen

mit entblößten Häuptern um den Herzog und sagten: sie hätten Befehl, den Nachtwächter unmittelbar zum Polizeiminister zu führen; der Wächter habe gottlose Verse gesungen, wie sie mit ihren eigenen Ohren gehört; sei ihnen aber durch Kreuz- und Quergassen entsprungen; hier nun bei der Kirche hätten sie ihn im vertraulichen Gespräche mit der Maske ertappt, die ihnen beinahe verdächtiger schien, als der Nachtwächter. Die Maske habe sich für einen Herrn vom Hofe ausgeben wollen, allein das sei offenbare Windbeutelei. Sie hätten daher für Schuldigkeit gehalten, die Maske zu arretiren.

„Der Mensch ist nicht vom Hofe!“ erwiederte der Herzog: „darauf könnet ihr sicher gehen; ich gebe euch mein Wort. Er hat sich unerlaubter Weise auf den Ball eingeschlichen und Jeden glauben gemacht, er sei Prinz Julian. Er hat sich mir endlich entlarven müssen, da er auch mich betrogen, und mir entwischte. Es ist ein unbekannter Mensch, ein Abenteurer. Ich habe es dem Oberhofmeister, bei dem der Ball war, gemeldet. Ihr Leute, führet ihn dahin; ihr habt einen guten Fang gethan.“

Mit diesen Worten drehte sich der Herzog um, stieg in den Wagen, rief noch einmal zurück: „Laßt ihn nicht entkommen!“ und fuhr davon.

Der Prinz sah sich verloren. Den Polizeidienern sein Gesicht zu zeigen, hielt er für unschicklich; durch diese wären seine Geniestreiche allzustadtkundig geworden. Minder Gefahr lief er, wenn er vor dem Oberhofmeister oder dem Polizeiminister die Larve abzog. Also rief er entschlossen: „Meinethalben! Kommt!“

Sie gingen. Röschen sah ihnen weinend nach.

14.

Philipp hätte beinahe an Hexerei glauben mögen, oder daß er träume. Denn so verworren und bunt es in dieser Nacht zuging, war's ihm in seinem Leben noch nicht

ergangen. Er hatte eigentlich sich keine Vorwürfe zu machen, als daß er mit dem Prinzen die Kleider getauscht, und dann, wider seinen Willen, dessen Rolle auf dem Ball gespielt hatte. Da aber der Prinz vermuthlich die Nachtwächterrolle ebenfalls nicht in der Regel gespielt haben mochte — denn warum mußte er sich als Nachtwächter verhaften lassen? — hoffte er bei diesem Gnade zu finden.

Beim Palaste des Oberhofmeisters schlug dem armen Philipp das Herz stärker. Man nahm ihm Mantel, Horn und Stange ab. Der Prinz sprach mit einem vornehmen Herrn einige Worte. Sogleich wurden die Polizeidiener weggeschickt; der Prinz ging die Stiegen hinauf, und Philipp mußte folgen. „Fürchte dich nicht!" sagte Julian und verließ ihn. Philipp wurde in ein kleines Vorzimmer geführt, wo er lange allein blieb.

Endlich kam ein königlicher Kammerdiener und sagte: „Kommt mit mir. Der König will Euch sehen."

Philipp war fast außer sich vor Schrecken. Seine Knie wurden schwach. Er ward in ein schönes Zimmer geführt. Da saß der alte König lachend an einem kleinen Tische. Neben ihm stand der Prinz Julian, ohne Larve. Sonst war Niemand im Zimmer.

Der König betrachtete den jungen Menschen eine Zeit lang und, wie es schien, mit einer Art Wohlgefallen.

„Erzähle mir Alles genau," sagte der König zu ihm, „was du in dieser Nacht gethan hast."

Philipp gewann durch die leutselige Anrede des ehrwürdigen Greises wieder Muth, und beichtete haarklein, was er gethan und erlebt hatte, von Anfang bis zu Ende. Doch war er klug und bescheiden genug, das zu verschweigen, was er in seiner Prinzenrolle von den Höflingen gehört hatte, und wodurch Julian hätte in Verlegenheit gesetzt werden können. — Der König lachte bei der Erzählung einige Mal laut auf; dann that er noch einige Fragen über Philipps Herkunft und Beschäftigung, nahm ein Paar Goldstücke vom Tische, gab sie ihm und sagte: „Nun

geh du, mein Sohn, und warte deines Berufs. Es soll dir nichts Leides geschehen. Aber entdecke keinem Menschen, was du in dieser Nacht getrieben und erfahren hast. Das befehle ich dich. Nun geh!«

Philipp fiel dem Könige zu Füßen und küßte dessen Hand, indem er einige Worte des Dankes stammelte. Als er wieder aufstand, um fortzugehen, sagte Prinz Julian: »Ich bitte unterthänigst, daß Ihre Majestät dem jungen Menschen erlauben wolle, draußen zu warten. Ich habe ihm für das Ungemach, das ich ihm diese Nacht verursachte, noch eine kleine Schuld abzutragen.«

Der König nickte lächelnd mit dem Kopfe, und Philipp entfernte sich.

»Prinz!« sagte der König, und warnte drohend mit dem aufgehobenen Finger: »Ein Glück für Sie, daß Sie mir die Wahrheit sagten! Ich will auch diesmal noch Ihren wilden, albernen Possen Verzeihung widerfahren lassen. Sie hätten Strafe verdient. Noch einmal solch ein Pagenstreich, und ich werde unerbittlich sein. Nichts wird Sie dann entschuldigen. Die Geschichte mit Herzog Herrmann muß ich noch näher kennen. Gut, wenn er fortgeht; ich mag ihn nicht. Von dem, was Sie über den Polizei- und Finanzminister sagten, erwarte ich ebenfalls Beweise. Gehen Sie jetzt, und geben Sie dem jungen Gärtner ein Trinkgeld. Er hat in Ihrer Maske vernünftiger gehandelt, als Sie in der seinigen.«

Der Prinz verließ den König. Er legte in einem Nebenzimmer den Ballanzug ab, den Ueberrock an, ließ Philippen rufen und befahl ihm, mit ihm in seinen Palast zu gehen. Hier mußte Philipp Alles, was er als Stellvertreter Julians auf dem Ball vernommen und gesprochen, Wort für Wort erzählen. Philipp gehorchte. Julian klopfte ihm auf die Schulter und sagte: »Höre, Philipp, du bist ein gescheuter Kerl. Dich kann ich gebrauchen. Ich bin zufrieden mit dir. Was du in meinem Namen dem Kammerherrn Pilzow, der Gräfin Bonau, dem Marschall und sei-

ner Frau, dem Oberst Kalt, dem Finanzminister und den Uebrigen gesagt, finde ich ganz vernünftig, und ich will es ansehen und halten, als hätte ich es selbst gesagt. Dagegen mußt du zu den Versen stehen, die ich in deinem Namen als Nachtwächter gesungen habe. Du wirst zur Strafe deines Nachtwächterdienstes entsetzt werden; das laß dir gefallen. Dafür mache ich dich zum Schloßgärtner bei mir. Ich übergebe dir meine Gärten von den beiden Schlössern Heimleben und Quellenthal. Das Geld, welches ich deiner Braut gegeben, soll ihre Aussteuer bleiben, und den Wechsel des Marschalls Blankenschwerd löse ich auf der Stelle bei dir mit fünftausend Gulden ein. Jetzt geh, diene mir treu und führe dich gut auf.«

15.

Wer war glücklicher, als Philipp! Er flog in vollem Sprung zu Röschens Haus. Noch war Röschen nicht zu Bette; sie saß mit ihrer Mutter am Tische und weinte. Er warf die volle Börse auf den Tisch und sagte odemlos: »Röschen, das ist deine Aussteuer! und hier fünftausend Gulden, die sind mein. Ich habe als Nachtwächter Fehler gemacht; dafür verliere ich die Anwartschaft auf des Vaters Dienst, und übermorgen ziehe ich als Schloßgärtner des Prinzen Julian nach Heimleben. Und Ihr, Mutter, und Röschen müsset mit mir nach Heimleben. Mein Vater und meine Mutter müssen auch mit mir. Ich kann euch nun wohl alle ernähren. 'Juchheh! Gott gebe allen guten Leuten ein solch gutes Neujahr!«

Mutter Bittner wußte nicht, ob ihren Ohren trauen bei Philipps Erzählung, und ihren Augen beim Anblick des vielen Geldes. Aber als Philipp ihr Alles und wie es gekommen, doch eben nicht mehr als zu wissen nöthig war, erzählt hatte, stand sie schluchzend auf, umarmte ihn mit Freuden und legte dann ihre Tochter an sein Herz. Nun lief oder tanzte die freudetrunkene Frau im Zimmer

herum, fragte: „Wissen das alles auch dein Vater und deine Mutter schon?“ und da es Philipp verneinte, rief sie: „Röschen, mache Feuer an, thue Wasser über, koche einen guten Kaffee für unserer Fünf!“ nahm ihr wollenes Mäntelchen, wickelte sich hinein und ging zum Hause hinaus.

Röschen aber vergaß an Philipps Herzen Feuer und Wasser. Sie standen noch in fester Umarmung, als Frau Bittner zurückkam, begleitet vom alten Gottlieb und Mutter Käthe. Die umringten segnend ihre Kinder; Mutter Käthe, wollte sie Kaffee, mußte ihn selber kochen.

Daß Philipp den Nachtwächterdienst einbüßte, daß Röschen nach vierzehn Tagen seine Frau ward, daß Beide mit ihren Aeltern nach Heimleben zogen — das gehört nicht zum Abenteuer der Neujahrsnacht, welches Niemandem verderblicher ward, als dem Finanzminister Bodenlos. Man hat auch seitdem nicht gehört, daß Prinz Julian ähnliche Geniestreiche gemacht habe.

Hermingarda.

Nach einer alten Handschrift aus dem sechszehnten Jahrhundert.

Der Bruderzwist *).

— — — — — — — — — — — — — — —

— — auf den Berg um. Dann setzte sich Graf Ulrich auf einen Felsenstein, und winkte mir, daß ich desgleichen thäte. Ich aber stellte mich vor ihn, betrachtete ihn lange und sprach: „Lieber Ulrich, was geht in dir vor? Du schleichst umher, wie ein Nachtgeist, und weichst mir aus, wie ein Mörder. Haben wir nicht von Kindesbeinen an wie Zwillinge uns geliebt, die unter einem Herzen gelegen, und von einer Brust gesogen? Haben wir nicht, als wir Buben waren, alle Wecken mit einander getheilt? War ich nicht dein, warst du nicht mein Schatten? Wie, du getreuer Welzer, willst den Preisnamen deiner Väter an mir verläugnen, und mir untreu werden? So rede,

*) An der Handschrift fehlten ganz im Anfang derselben ohngefähr acht bis zehn Quartblätter, so wie am Ende einige. Das Uebrige, obwohl von Nässe oder Staub beschädigt, war dennoch ziemlich lesbar behalten. Das Ganze, ohne die hier dazu gefügten Kapitelüberschriften, mag als ein Gemälde der frommen und wüsten Lebensweise jenes Zeitalters, zumal Italiens, gelten. Am Rande der Blattseiten stand immer die Zahl des Jahres, in der sich die Geschichte zutrug. Die erste Jahrszahl ist 1539.

wenn du es noch redlich meinst, und schließe mir dein Herz auf."

Da sprang er jäh vom Sitz auf, griff meine Hand, drückte sie gewaltig, und sah mir mit funkelnden Augen in's Antlitz, als wollte er mich verzehren.

"Was säumest du? frisch auf und sprich!" sagte ich nochmals.

Er antwortete: "Wohlan, Bastian, so laß vom Fräulein Sibylla. Das Fräulein ist mir vom Vater erkoren, und ich liebe es über alles Gut. Aber es hat Abneigung, weil es dich gesehen und dir im Herzen den Vorzug gegeben. Darum versprich mir, das Fräulein zu lassen."

"Oho!" rief ich: "Sollte uns ein Mädchen trennen? Mit nichten! Das Fräulein von Grota ist mir Ehren und Liebe werth; und ein Schimpf wäre, wenn der Stein, den es berührt, nicht warm würde, geschweige der Mensch. Doch gebe ich dir mein Wort, daß ich dem Fräulein nicht fürder nachgehe. Auch ist mir unbekannt, ob es mir Vorzug gibt; wohl weiß ich, du hast den Vorzug in meinem Herzen vor allen Männern und Jungfrauen."

Da schloß er mich in seine Arme, und wir gingen wieder hinab zum Schlosse. Unterwegs vertraute er mir, daß er mit dem Graf Sigismund gesprochen, ihm seine Liebe zum Fräulein offenbaret, und daß der alte Herr ihn umarmt und geküßt und gesprochen habe: "Mein Sohn, sie ist die Deine und soll es sein. Auch deine Mutter selig war eine Grota. Wirb um des Fräuleins Gunst."

Dies erzählte er mir. Als wir aber zum Schlosse kamen, verschloß ich mich in meine Kammer, und dachte an das, was mir Graf Ulrich gesagt, und am meisten, daß mir das schöne Fräulein den Vorzug gegeben. Da fühlte ich erst, daß mir Sibylla unendlich theuer sei, und sie kam mir liebreizender vor, als jemals. Ich beschloß zwar, ihr nicht mehr nachzugehen, aber als die Glocke zur

Tafel läutete, trat ich doch eilig zum Spiegel und betrachtete mich, daß ich der wunderschönen Jungfrau gefällig erscheinen möchte. Auch hätte ich gerne errathen mögen, ob ich in Gestalt und Geberde wirklich den Grafen Ulrich übertreffe?

Bei Tische war Ulrich sehr aufgeräumt und sprachselig; auch die ganze Gesellschaft. Aber ich sah nicht vom Teller auf. Und als das Fräulein mich zuletzt anredete und sprach: was ist dem Herrn begegnet? entbrannte mein Herz, und es überfiel mich ein Zittern, daß ich kaum antworten konnte. Auch entfernte ich mich sogleich nach aufgehobener Tafel, und wollte an dem Kurzweil der Gesellschaft keinen Antheil nehmen, obschon mich sogar Graf Ulrich bat.

So hielt ich mein Wort zwei Tage lang, aber den dritten verging es von selbst.

Denn als ich am Abend im gemauerten Gartenhäuslein oberhalb des Schlosses allein saß, und mich am Gesang der Vögel im nahen Wald ergötzte, auch sonst vielfältig träumte, hörte ich deutlich ein leises Weinen und Seufzen unfern von mir. Ich trat alsbald aus der Hütte, und sah das Fräulein auf einem Stück eingefallener Mauern drei Schritte von mir sitzen und die Augen trocknen. Bei meinem Anblick erhob es sich jählings und wollte davon. Ich aber ergriff die schöne Hand und küßte dieselbe ehrerbietig, und sprach: „Will das gnädige Fräulein seinen treuesten Diener fliehen?“ — Darauf folgte es mir in das Gartenhäuslein, und setzte sich auf die Bank darin, ohne zu reden. Es verbarg seine Thränen und wollte scheinen, als sei ihm nichts widerfahren, gab auch auf mein dringendes Fragen nur den Bescheid: „Das Menschenherz ist nicht allezeit wohlauf. Der Herr wird es am besten wissen. Auch mag es ihm gleich gelten, ob ich so oder anderes Sinnes sei!“

Da vermaß ich mich hoch und theuer, daß mir alles, was ihre holdselige Person angehe, wichtiger sei, als be-

treffe es mein eigenes Wehe und Wohl, und ich jede Thräne ihren schönen Augen zu ersparen einen Strom meines Herzblutes vergießen möchte.

Sie glaubte mir aber nicht, und gab zu verstehen, daß ich das Gegentheil meiner Worte im Herzen trage. Das habe ich seit drei Tagen erwiesen, da ich sie absichtlich meide und meinen Zorn wider sie nicht habe verbergen können, wiewohl sie unschuldig sei.

Da vergaß ich mein Wort an Ulrich, und was um mich her war. Ich kniete vor dem Fräulein, bedeckte seine Hand mit meinen Küssen, und sagte: „Habe ich Zorn und Haß gewiesen, so wußte mein Herz nur vom Gegentheil.“

Sie antwortete nicht; ich redete nicht. Ich weiß nicht, was geschah. Wir hatten uns mit den Armen umfangen und Mund an Mund gedrückt. Ich lag dann ohne Bewußtsein an ihrer Brust; sie eben so an der meinigen. Und als meine Sinne wieder genasen, und der Gesang der Vögel in mein Ohr drang, und das goldene Sonnenlicht durch die grünen Zweige vor der Hütte wieder sichtbar wurde, erstaunte ich selbst, mich vor dem Fräulein auf den Knien, und mich von ihrem Arm umschlungen zu fühlen.

Ulrich that mir leid. Doch solches Abenteuer mag einem Gesellen von fünfundzwanzig Jahren wohl gelegen sein. Der Graf an meiner Stelle hätte nicht anders gethan.

Nach vielem Gekose traten wir vor die Hütte hinaus und sahen in die Tiefe hinab, wo die Mur zwischen grünen Matten wie ein breites Silberband sich zwischen den Bergen hinauswand, und hoch an dem Gebirge die Bauern fröhlich arbeiteten. Die ganze Welt dünkte uns um eins schöner.

Da ersah ich Graf Ulrich, der des Wegs zum Schloß auf seinem Roß zurückkam; und ich erschrack höchlich, und trat zurück.

Das Fräulein von Grota fragte mich: warum ich erblasse? Und ich antwortete: „Ist er nicht Euer Bräutigam?“ Da ward sie finster und senkte die Augen zur Erde, und die Frage gereute mich.

Wie sie in die Hütte zurückging, ihr dort gelassenes Tuch zu reichen, eilte ich ihr nach, und schloß sie abermals in meine Arme, wiewohl sie sich sträubte. „Geht,“ sagte sie mit weggekehrtem Angesicht, „wir thun unrecht. Ihr wisset, was Ihr nun leider seid, und wer ich leider bin.“ Auch wollte sie mich nicht ferner anhören, sondern sagte: „Fliehet, oder ich fliehe aus dieser Gegend. Es ist nicht zu ändern. Meine Mutter hat mich dem Grafen Sigismund für seinen Sohn zugesagt. Es muß Unglück vermieden werden. Aber Euer Andenken soll mir theuer und werth bleiben.“

Bei diesen Worten gingen ihr die schönen Augen in Thränen über, und wir nahmen in zärtlichen Liebkosungen von einander Abschied. Sie stieg den gewöhnlichen Weg zum Schloß nieder, ich aber von der andern Seite in den Wald hinauf, daß uns Ulrich nicht beisammen sehe. Als wir noch gutes Gewissen hatten, waren das Fräulein und ich wohl ohne Furcht neben einander gegangen.

Der Graf hatte uns gleichwohl droben am Gartenhäuslein erblickt, und er war unfreundlich mit mir, wie ich's verdiente. Ich nahm mir vor, ihm abzubitten, aber er mied es, mich unter vier Augen zu sehen. Da gelobte ich im Herzen, ich wolle das Fräulein nie wieder allein finden, und dem Freunde ohne Anstoß wandeln. Und auf daß das Fräulein mich nicht mißdeute, wolle ich's ihm selbst bei erstem Anlaß sagen.

Der Anlaß fand sich von selbst, und ich sagte der Braut des Grafen, wie er mit mir auf dem Berge gesprochen, und wir schieden auf ewig unter Thränen und Küssen von einander, mit Versprechen, uns nie wieder allein zu begegnen. Aber einen Tag um den andern hatte bald ich, bald sie noch etwas dem Abschiede beizufügen, damit er

desto kräftiger sei, und wir mußten uns suchen und ließen uns finden. Eine Trennung war beweglicher als die andere; aber wir hörten nicht auf Abschied zu nehmen, weil wir nicht von einander lassen konnten.

Ulrich aber war so bitter und böse, daß er mir kein Wort mehr gönnen mochte, und als ich ihn einst bei der Hand nahm, meine Schuld zu bekennen, stieß er mich unsanft zurück, und sprach: „Meineidiger!“

Ein anderer, als er, hätte die Schmähung nicht ungestraft ausstoßen dürfen. Aber ich fühlte sein Herzeleid und meine Schuld; darum nahm ich's hin.

Der Auftrag.

Fünf Tage nach diesem ward ich vor den Grafen Sigismund beschieden. Er saß in seinem Zimmer allein vor einem großen Buch und las. Als ich hineintrat, winkte er mir, näher zu kommen; er aber verschloß die Thüre hinter mir.

Dann setzte er sich wieder und sprach: „Ihr thut nicht mehr wohl bei einander, du und Ulrich. Es muß anders werden, und soll jetzt geschehen. Bastian, du bist mir lieb, wie mein Sohn. Ich habe dich seit deinem fünften Jahre in meinem Hause erzogen, und in allen Wissenschaften unterrichten lassen, die einem Edelmann wohl anstehen. Du hast mit Ulrich die hohen Schulen besucht; du bist fähig, in Dienst kaiserl. Majestät zu treten. Ich wollte euch beide zuvor noch drei Jahre auf Reisen senden; denn Reisen sind die wahre hohe Schule des Menschen. Allein Ulrich liebt das Fräulein von Grota, und ich sehe gern, daß er sich vermählt. Er bleibt. Du aber sollst reisen.“

„Gnädiger Herr, je eher je lieber!“ rief ich, und war außer mir vor Freuden; denn ich dachte, wie Ulrich sich mit mir nur durch Abwesenheit aussöhnen könne. Auch war ich von Kindheit an begierig, fremde Länder und Menschen kennen zu lernen, und wußte keine größere Lust,

als in der Welt umher zu schwärmen, frei wie ein Vogel, von Land zu Land.

Als der alte Herr meine Freude sah, ward er noch freundlicher, und nahm meine Hand, sagend: „Bastian, du bist nicht reich. Du weißt es, deine Mutter hinterließ dir nichts, als die verschuldeten Güter deines Vaters. Aber ich will für dich sorgen; und sollte ich sterben, ehe du heim kommst, so bedenkt dich mein letzter Wille. Ich bin es dir und deiner Mutter schuldig. An Reisegeld soll es dir nicht gebrechen. Es muß alles Zweck und Ziel haben. Ich gebe dir einen Auftrag, an dem mir viel liegt. Vertraue ihn aber niemandem anders, und verrathe ihn keinem in meinem Hause.“

Dies versprach ich. Damit genügte ihm aber nicht. Er las mit feierlicher Stimme einen geschriebenen Eidschwur ab, in welchem stand, daß ich nicht heimkehren wolle, bis ich den Auftrag vollzogen. Ich trug kein Bedenken und schwor mit aufgehobenen Fingern, was Graf Sigismund von mir verlangte, den ich Ursache hatte als meinen Vater zu lieben, obwohl ich ihn nicht so nennen durfte.

Er schien mit meiner Entschlossenheit sehr zufrieden, und lobte mich höchlich. Dann fragte er mich, ob ich jemals von einem Spiritus familiaris gehört habe?

Ich erwiederte: „Wohl, auf der hohen Schule habe ich davon vernommen, daß es ein kleiner Kobold sei, der in ein Fläschchen gebannt zu sein pflege, und dem Besitzer in allen Dingen großen Vortheil bringe; seinen Säckel allezeit mit Geld fülle; seine Gestalt anmuthig mache, und seinen Leib fest gegen Hieb, Stich und Schuß.“

„Dem ist also!“ sagte der Graf. „Es geht die Rede, man finde ihn nur im Welschland. Durch einen Freund hat ihn von dorther einst mein Oheim Veit von Welz-Eberstein empfangen, der große Kriegsheld, dem weder die Kugeln noch das Gift der Venetianer schaden konnten. Als kaiserlicher Oberlandeshauptmann in Kärnthen hat er

das Herzogthum viele Jahre kräftig beschützt, daß alle Kunst und Wuth des Feindes zu Schanden ward. Ihm dankt unser Haus noch heut Glanz und Reichthum, und die kräftige Krone, mit welcher kaiserlicher Majestät das Wappen seiner getreuen Welzer geziert.«

Da konnte ich mich nicht überwinden, zu fragen: wo der Spiritus familiaris des kaiserlichen Oberlandeshauptmanns hingekommen?

Graf Sigismund erwiederte: »Er war in einem goldenen Kästlein, und fiel meinem Oheim unversehens in die Donau, als er in seinem achtzigsten Jahre wie ein rascher Junggesell bei Wien über die Brücke sprengte. Als er das Kleinod verloren, erkrankte mein Oheim und verschied selig in den Armen seines Beichtvaters.«

Noch vieles erzählte mir Graf Sigismund von den Tugenden des Spiritus familiaris, welchen Veit von Welz-Eberstein besessen, und trug mir auf, sofort nach Welschland zu gehen, und alle Mühe anzuwenden, ihm und seinem Hause den Geist zu verschaffen, es koste was es wolle.

Wohl kam mir ein Grauen an, mich mit solchen wunderbaren und unheimlichen Dingen zu befassen. Doch hatte ich mein Wort von mir gegeben, und ich freute mich des Reisens. Auch erhielt ich Briefe nach Augsburg, wo ich Wechsel erhalten sollte, und Empfehlungen nach allen Städten in Italien, wohin ich gedächte.

Als die Nachricht von meiner nahen Abreise im Schlosse bekannt wurde, ward auch Ulrich wieder freundlich mit mir, und bat um Verzeihung, daß er mir gezürnt habe. Ich aber sagte ihm, daß, wenn mir nicht sein Vater vom Reisen gesprochen, ich um dessen gnädige Erlaubniß dazu gebeten haben würde, weil ich keineswegs der Ruhe eines Freundes Gefahr bringen wolle.

Die Abreise.

Wenige Tage nachher ward das Fräulein von Grota dem Grafen Ulrich verlobt. Es waren Fremde zugegen, und man lebte hoch. Die Braut schien auch gefälliger, als sonst, gegen ihren künftigen Gemahl zu sein, aber in ihren Augen stand verborgenes Leiden geschrieben. Es wußte kein anderer um die Ursache, als ich.

Den gleichen Tag beurlaubte ich mich von allen Bekannten und Freunden, weil ich folgenden Morgen in aller Frühe das Schloß verlassen und in die Fremde gehen wollte. Wir schieden spät Nachts aus einander. Der Abschied kostete uns allen Thränen, selbst dem Graf Sigismund. Aber dem Fräulein mußte ich heimlich versprechen, es, wenn alles schlafe, noch einen Augenblick zu sehen, um ihm das schmerzliche Valet zu sagen.

Und als alles schlief, ging ich durch das Schloß zu dem wohlbekannten Zimmer, dessen Thür nur angelehnt war. Das Fräulein saß beim dunkeln Schein einer Lampe und weinte. Ich tröstete und verhieß, oft in Briefen an Graf Sigismund von mir Nachricht zu geben.

Der Morgen graute, als wir endlich im Ernst von einander schieden: denn mein Knecht Thorhaimer führte schon die Rosse auf den Schloßhof vor. Wie ich kaum in meinem Zimmer angekommen war, erschien ein Diener, der mich wecken sollte, und brachte mir ein Morgenessen. Bald darauf kam auch Graf Sigismund, und mit ihm sein Sohn Ulrich, die mir noch einmal das Lebewohl bringen wollten. Ich aber war so beschämt, daß ich vor Ulrich die Augen niederschlug, und mein Gewissen machte mir viele Vorwürfe. Der alte Herr segnete mich, und gab mir viele heilsame Lehren, was ein junger Mensch auf Reisen zu bedenken habe, um nicht in Schaden zu kommen. Ich aber hörte von allem wenig, und war wie im Traum. Ich dankte meinem Vater, und wünschte dem Graf Ulrich

eine glückselige Ehe, welcher Wunsch auch zu meiner Freude erfüllt worden ist, wie ich lange nachher in Italien vernommen habe.

Reise über Augsburg in die Schweiz.

Am 14. Juni 1589 reisete ich also ab, ohne zu wissen, ob ich das Land wiedersehen werde, wo ich die angenehmen Tage meiner Jugend gelebt hatte. Auch machte mir der Eid bange, den ich wegen des Spiritus familiaris geschworen hatte. Doch war dies bald vergessen, als nun Schloß und Thal hinter mir lagen und ich gutes Glück zu suchen in das blaue Weite hinauszog.

In Augsburg ruhete ich einige Tage aus, denn die Rosse hatten es nicht minder nöthig. Ich gab die Briefe des Grafen Sigismund ab, und empfing andere für Genua, Padua, Venedig und andere Städte. Auch besah ich alle Merkwürdigkeiten der reichen und großen Handelsstadt. Besonders erstaunte ich über die Pracht des Hauses derer von Fugger, wo ich alltäglich eingeladen war, und mir wie einem Blutsverwandten Ehre erwiesen wurde. Herr Marx von Fugger zeigte mir seine kostbaren Münzsammlungen. Aber noch künstlicher dünkten mich seine Garten, die er unterhalb der Stadt angelegt. Das Wasser wird in einem Bächlein dahin geleitet, und mit unbegreiflicher Kunst, weil das Bächlein tiefer liegt, in die Höhe getrieben, daß es im Garten aus vielen zierlichen Springbrunnen hervorsprudelt. Dann fließt es in kleinen Kanälen zur Bewässerung der blumenreichen Beete umher, die mit himmelschönen Farben prangen.

Von da kam ich nach Stuttgard, einer zierlichen Stadt am Neckar, mit einem schönen Schloß. Ich hatte die Gnade, dem Herzog Ludwig vorgestellt zu werden, der mich einlud, einem Konzerte seiner wohlbestellten Kapelle beizuwohnen.

In Lindau erfreute mich der Anblick des Kostnitzer-See's, durch welchen der Rhein fließt, ohne sein Wasser mit dem Wasser des See's zu vermischen. Die hohen Berge der Schweiz schweben wie bunte Teppiche zwischen Erde und Himmel. Ich konnte des Schauens mich nicht ersättigen, und der Thorhaimer wollte gar nicht glauben, daß man über die hohen Gebirge wegreisen könne.

Man rieth mir, die Pferde in Lindau zu lassen, oder sie zu verkaufen, weil ich an Berge und Seen kommen würde, über welche keine Pferde geführt würden. Da verkaufte Thorhaimer unsere beiden Gaule, und weinte bitterlich, als er von den guten Thieren Abschied nahm.

Wir fuhren in einem großen Schiffe über den Kostnitzer-See, wie über einen ungeheuern Spiegel, dessen Widerschein am Boden des Schiffes wie an den Rudern ein hellgrünes Licht warf. Auch habe ich nie vorher so schön geträumt, als hier zwischen See und Wolken, während die hohen Gebirge an mir vorübertanzten.

In Kostnitz wollte man mir zeigen, wo vor zweihundert Jahren die Kirchenversammlung den Johannes Huß wegen Ketzerei verdammt. Mochte es aber nicht sehen, noch begreifen, wie fromme Väter in so schöner Landschaft an's Verbrennen der Menschen denken konnten. Gottes Barmherzigkeit ist wohl größer, als Menschenerbarmen.

Nach einigen Tagen erreichten wir auf einem Wägelein die alte und gelehrte Stadt Zürich. Ein gewisser Wilhelm Stukius daselbst zeigte mir die Merkwürdigkeiten dieser Hauptstadt des Schweizerlandes, und auch die Häuser, wo Conrad Geßner und Josias Simler geboren waren. Zwar von der hohen Schule her hatte ich große Ehrfurcht für diese berühmten Männer getragen, doch dünkt es mich thöricht, daß mir deren Häuser gewiesen wurden.

Der See, an welchem die Stadt liegt, ist noch reizender, als der Kostnitzer; solche Pracht von Dörfern, Gärten

und Bergen schwimmt einem da um die Augen. Und ich hätte wohl allezeit hier wohnen mögen, wenn mich nicht der Spiritus familiaris an Welschland gemahnt. Ich fuhr den ganzen See entlang, und schlief am andern Ende desselben in einem schlechten Wirthshause.

Da es am Abend ein Gewitter gab, wollten wir uns des folgenden Morgens nicht auf einen andern See begeben, über welchen man muß, um nach Chur im Graubündner Lande zu gelangen. Denn es stürmte sehr und war regnerisch, und der See ist von schroffen Felsbergen wie mit Mauern umgeben, daß man schwerlich in der Noth landen kann. Allein ein spanischer Hauptmann, der nach Genua und mit uns über das Wasser wollte, sprach mir Muth ein. So ließ ich mir's gefallen, und wir stiegen ein.

Das Schifflein war sehr gebrechlich, von faulem Tannenholz, und so klein, daß wir nahe beisammen sitzen mußten. Als wir uns mitten auf dem See befanden, erhoben sich Wind und Wellen und Regen fürchterlich, daß wir glaubten, versinken zu müssen. Selbst die drei Schiffleute verzagten. Der spanische Hauptmann aber lachte ob unserer Furchtsamkeit, und sagte zu mir in italienischer Sprache: es dünke ihm in einer Wiege geschaukelt zu werden. Dann hüllte er sich in seinen rothen Mantel und sang in Wind und Wetterwuth ein spanisches lustiges Liedlein.

Der Mann machte mir mit seiner Vermessenheit fast Grausen, denn der Tod starrte uns aus jeder Welle an. „Herr Hauptmann,“ sprach ich, „seid Ihr Eures Lebens so gesichert, daß Ihr Euch nicht auf das letzte Stündlein vorbereiten möget?“ Darauf antwortete der Spanier: „Habet guten Muth, es wird uns kein Unglück widerfahren. Im Aeußersten biete ich Euch ein Plätzchen auf meinem Scharlachmantel an; ich will ihn über die Wellen schlagen, wie ein Floß, und wir fahren sicher draufhin.“

Bei diesen Worten kreuzigte sich Thorhaimer, der im Stillen sein Rosenkränzchen gezogen hatte. Ich that des-

gleichen, und empfahl meine Seele Gott und den lieben Heiligen.

Da fielen uns die Wogen in großen Stößen an, daß das Schifflein krachte, und einer der Ruderleute über Bord stürzte und im Gebrause des Wassers verschwand. Wir übrigen stießen großes Geschrei aus. Der Hauptmann aber nahm den Mantel von seinen Schultern und warf ihn in's Wasser, jedoch behielt er einen Zipfel in der Hand. Zu unserer Verwunderung hing plötzlich der in den See gefallene Schiffer daran, und der Hauptmann zog ihn sammt seinem Mantel in's Schiff.

Unterdessen waren wir dem Ufer nahe gekommen. Als Thorhaimer eine Felsenplatte ersah, legte er in der Eile Wamms und Brustlatz ab, bereit in den See zu springen, indem er mir zuschrie: „Mir nach, gnädiger Herr, und haltet Euch an meinem Gürtel.“ — Der Hauptmann aber wehrte es ihm. „Wenn Ihr kein Zutrauen habt, so bringe ich Euch an's Land!“ sagte er, riß das Steuer an sich, und führte das Schiff wunderschnell in ein Felsenloch, das vorher niemand gesehen. Da warfen wir schnell unsere Ränzel an's Ufer und sprangen nach. Der Hauptmann wandte das Schiff, stach in den See und rief: „Adio! wir sehen uns im Welschland wieder.“

Zum Glück gewahrten wir Stufen, wie in Felsen gehauen; da stiegen wir mühselig hinauf an den Berg. Und obwohl wir gestiefelt waren und in Mänteln, vom Regen durchweicht, und der Sturmwind uns von den Felsklippen in den See zu schleudern drohte, wanderten wir doch hochvergnügt, weil wir festen Boden unter den Füßen fühlten. Unterwegs kam uns diesen Berg herab ein elender Wagen entgegen, mit Ochsen bespannt, der nach dem Abgrund fuhr, worüber wir uns sehr verwunderten.

Und als wir die Augen schaudernd hinabsenkten zum finstern See, sahen wir des Spaniers Mantel in der Ferne über dem Wasser ausgebreitet, daß wir glauben mußten, das Schifflein sei untergegangen. Nun gereute

es mich, daß ich mich nicht an den seltsamen Hauptmann näher gemacht, oder mich wenigstens seines Weges erkundigt hatte. Denn der mochte schon einen Spiritus familiaris haben.

Unfern der Höhe des Berges fanden wir ein Haus. die Leute nahmen uns freundlich auf, gaben uns Speise und Trank, und unsere nassen Kleider trockneten an dem warmen Ofen. Auch verweilten wir wegen des Regens den Tag hier und die Nacht.

Weg durch Graubünden nach Italien.

Unsere Wirthsleute hatten für ein Schifflein gesorgt, daß wir den folgenden Tag gegen Abend abfahren konnten. Wind, Wetter und See waren still. Wir stiegen denselben Bergweg zurück, welchen wir heraufgegangen waren, und das Schiff wartete an derselben Stelle, wo uns der Spanier Tags zuvor verlassen hatte.

Als wir das Land erreicht, zog ich überall sorgfältige Erkundigungen um den Hauptmann ein. Doch hatte ihn niemand gesehen. Auch in der Stadt Chur erfuhr ich im Wirthshaus von seiner Ankunft nichts. Thorhaimer sagte: „Den Großsprecher nebst seinem Zaubermantel fressen die Fische. Gott habe seine Seele gnädig!"

Hart hinter dem Städtlein gings durch einen hohlen Bergweg hinauf in's hohe Gebirg. Wir hatten jeder ein Saumroß, und für das Gepäck ein drittes, nebst Führern, die den Weg durch die Wildniß kannten. Es war uns angst und weh, als wir so hoch kamen, daß wegen der harten Kälte kein Baum mehr gedeihen mochte, und Schnee und Eis um uns lag, welches die Strahlen der Sonne seit Anbeginn der Welt noch nicht geschmolzen. Doch begegneten wir oft einzelnen Reisenden, die aus Italien in's deutsche Land gingen, und weit hinauf im Gebirg freundliche Dörflein mit Wirthshäusern und aller Bequemlichkeit.

Als wir auf einen der höchsten Berge des Erdbodens gelangt waren, fiel ein so starker Schnee vom Himmel, daß wir davon wie im strengsten Winter bedeckt wurden, obwohl es Mitte Augusts war. Wir dankten Gott von Herzen, als wir das Dorf Poschiavo erreicht hatten, in einem freundlichen Thal. Von dannen kamen wir an einem schönen See entlang durch eine finstere enge Schlucht in das große Thal Veltlin, welches den Graubündnern angehört. Der Podesta des Ortes gab uns zehn bewaffnete Männer zum Geleite mit über den Berg bis zur venetianischen Grenze, wegen der vielen Räuber und Mörder, die dort das Reisen unsicher machen. Doch stieß uns kein Uebel zu, und wir langten wohl behalten in Brescia an.

Gott der Herr hat nicht vergeblich Fels und Abgrund zwischen die welschen und deutschen Völker gewälzt, denn sie wären bei offener Hausthür nimmermehr freundliche Nachbarsleute mit einander gewesen, oder die Welschen schon gar längst von den Deutschen in allen Meeren ersäuft. Es ist da kein Treu und Glauben noch Aufrichtigkeit leicht zu finden. Sie haben das Herz kalt, aber die Luft heiß; im deutschen Land ist's umgekehrt. Daher mögen die Welschen den Deutschen wohl, aber die Deutschen haben billige Scheu vor ihnen. Auch ist beständig Haß zwischen den Franzosen und Italienern; denn die Franzosen sind Gecken und leichtsinnig bis in das vierzigste Jahr, dann aber werden sie gesetzt und ehrbar, und übertreffen den Deutschen an Annehmlichkeit. Der Italiener hingegen ist gefällig so lange er jung ist, und hat offenes Gemüth, aber im Alter verschlossen, unbarmherzig und ohne Liebe seines Gleichen. Der Deutsche beherzt, der Franzose verwegen, auch wenn's nicht Noth ist, der Italiener ränkesüchtig: wie mögen die drei zusammentreffen?

Ich hatte große Sehnsucht nach meinem Vaterlande heim, und verwünschte im Herzen den Spiritus familiaris, welchen ich dem Grafen Sigismund versprochen. Doch

zog mich mein Verhängniß vorwärts, wiewohl es vor meiner Seele da lag, wie ein schweres Unglück. Ich empfahl mich der göttlichen Obsorge in diesem fremden Lande, und reisete nach Verona, wohin ich Empfehlungen an den Grafen Bevilacqua hatte.

Das Bild.

Verona ist eine alte, große Stadt, voller Reichthum und Koth. In den engen, krummen Gäßchen ist unsicher wandeln, wie in einem Irrgarten. Thorhaimer hatte sich in einem Tage dreimal darin verloren, und nur mit großer Mühe das Wirthshaus wieder gefunden, sintemal er der Sprache des Landes nicht wohl kundig war.

Nachdem ich mich mit Kleidern und dem feinsten Linnen neu versehen, um wiederum anständig auftreten zu können, auch den Thorhaimer mit frischer Leibtracht ausgestattet, besuchte ich den Graf Bevilacqua. Er war schon ziemlich bei Jahren, sehr ernsthaft von Geberden, jedoch ungemein höflich. Weit umher galt er für den reichsten Herrn. Da er nie verheirathet gewesen, konnte er großen Aufwand treiben, ohne Sorge wegen der Erben. Auch gedachte er, wie er mir sagte, seine Tage in Rom zu beschließen.

Sein Haus war mit den kostbarsten Bildsäulen und Gemälden geschmückt von den größten Meistern der Welt. Doch hatte der Graf, welcher alle Künste liebte, an keiner ein so empfindliches Vergnügen, als an der edeln Tonkunst. In jeder Woche gab er dreimal in seinem Palast Konzert. Dazu waren allezeit Herren und Frauen von den ersten veronesischen Geschlechtern eingeladen; desgleichen alle Fremde von Rang, an denen es in Verona nie Mangel hatte. Dreißig bis vierzig der allerreizendsten Stimmen und geübtesten Tonkünstler wetteiferten mit einander, wessen Kehle oder musikalisches Werkzeug den Vorzug verdiene. Wer zugegen war, dessen Gemüth ward voll Himmel.

Der Graf hatte mich mit vieler Artigkeit empfangen, daß man wohl sah, er habe lange Zeit an großen Höfen gelebt. Er nöthigte mich zu seiner Tafel; ich mußte seinen Konzerten beiwohnen, so oft ich konnte, und er führte mich in verschiedene angesehene Häuser ein, die mit ihm befreundet waren.

In der That aber war Bevilacqua ein rechtschaffener Mann, zu welchem ich immer größeres Vertrauen faßte. Auch ward er mir von Tag zu Tag, ohne mein Verdienst, gewogener, so daß er den Antrag machte, ich sollte über Winter in Verona bleiben und ihn im Frühjahr nach Rom begleiten. Er wußte es auch so gut anzustellen, daß mir Woche an Woche schnell verstrich, und der Winter unvermerkt anrückte. Jedoch gleicht der Winter dieser Länder nur einem kühlen Herbst mit schönen Tagen.

Als der Graf an den Hof von Mantua reisete, mußte ich ihn dahin begleiten. Der Herzog Vincenzo war ein Herr von etwa achtundzwanzig Jahren, sehr gnädig und gesprächig. Seine Gemahlin Eleonore hingegen kalt und stolz. Sie war die Tochter des verstorbenen Großherzogs von Florenz, und mütterlicher Seits deutscher Herkunft vom Erzhaus Oesterreich.

Allein der ganze Hof und seine Herrlichkeit vergnügte mich nicht so sehr, als die Bildergallerie des Herzogs. Sie war zwar klein, enthielt aber nach der Versicherung der Kenner große Schätze — und für mich den allergrößten.

Denn wie ich das erstemal längs den Bildern hinschritt, sah ich an der gegenüberstehenden Wand ein Gemälde von eigenthümlicher Pracht und Lieblichkeit, darob ich alle Bilder vergaß. Es war eine Mutter Gottes von überirdischer Schönheit und voll göttlicher Wehmuth. Sie schien um den geliebten Sohn zu klagen, hatte aber die warme Fülle einer siebenzehnjährigen Jungfrau. Ihr Blick drang in meine Brust wie ein Lichtstrahl, und ich ward dermaßen ergriffen, daß ich mich selber nicht mehr fühlte. Kaum hatte ich Muth genug, einige Schritte näher zu thun; so

große Ehrfurcht erfüllte mich; und ich würde vor der Gebenedeiten niedergesunken sein, wenn ich nicht bedacht, daß es doch nur ein Bild sei.

Als der Graf Bevilacqua und der Kämmerer des Herzogs mir andere Stücke zeigen wollten, schien mir alles gering und nichtig; und ich kehrte jedesmal zu der Gebenedeiten zurück. Da folgte mir Bevilacqua und sprach: „Es ist nicht übel, doch von keinem Meister, und in der falschen Manier einiger Neuen aus der römischen Schule.“ Ich gerieth in Erstaunen, wie er von Manier und Schulen reden möge, wo die Allerheiligste glänzte. „Wer ist auch der Künstler, welcher in die Himmel gestiegen, und dort die Göttliche gesehen und gemalt?“ sprach ich zum Kämmerer gewandt: „denn ohne Offenbarung ist solche Malerei nicht gedenkbar; auch hat im Staube der Erde nie ein Geschöpf wandeln mögen, wie diese Gestalt aus den Gegenden über den Sternen.“

Der Kämmerer erwiederte: „Der Herzog habe das Stück, weil es ihm wohlgefallen, von einem neapolitanischen Maler in Florenz erhandelt. Der Maler heiße Sclavani, wie auf dem Bilde stehe, sei aber gar nicht im Ansehen.“

Ich mochte mich von dem Gemälde nicht trennen, ob es gleich Andern weniger gefiel, denn mir, und pries im Stillen des Herzogs guten Geschmack. Sonst hatte ich wohl auch schöne Frauen bewundert; und was ich an ihnen reizend gefunden, war doch zuletzt nur Fleisch und Blut. Aber hier sah ich nicht mehr Fleisch und Blut, sondern eine Seele aus dem Himmel niedergestiegen, schamhaft in irdischen Staub gehüllt, einen jungfräulichen Leib, aber von Göttlichkeit durchströmt; Liebe und Heiligkeit im Wesen, wie hienieden nirgends sein mag.

Der Spanier.

Von nun an schien ich mir selbst wie ein anderer Mensch, oder was ich sah, schien mir anders und göttlicher. Ich war so entzückt, daß ich das ganze Herzogthum Mantua für das einzige Bild hingegeben hätte, wenn mir Wahl zwischen beiden gegeben wäre. Wohin ich kam, in Mantua und Verona, sah ich nur die Allerheiligste vor mir. Sogar des Nachts kam sie mir in Thränen vor. Ich war ganz unempfindlich gegen die Schönheit anderer Frauenzimmer geworden, und obwohl es nicht an Reizungen fehlte, genügte doch ein Gedanke an die Gebenedeite, um die artigste Veroneserin unerträglich zu finden.

Daher war es mir unaussprechliche Freude, als Graf Bevilacqua sagte: er wolle mir die Kopie von Sclavani's Madonna verschaffen; nur müsse ich den Winter in Verona ausharren, denn vor Frühjahr ende der Künstler die Arbeit kaum. Er sagte das aber nur, um mich zu überraschen. Denn am Neujahrstag 1590 sandte er mir ein kleines Kästchen von Ebenholz, mit Elfenbein und Gold ausgelegt; und als ich es öffnete, fand ich das Bild meiner Allerheiligsten, unter Glas in goldener Einfassung, kaum von der Größe dreier Daumenbreiten, und auf das alleräbnlichste getroffen. Ich war erstarrt von Verwunderung, Entzücken und Ehrfurcht, als ich die Göttliche mit ihrem Blick voll zarter Wehmuth fand. Ich stellte das Bild auf den Tisch, kniete davor nieder, betete mit großer Inbrunst und zerfloß in Thränen. Anfangs wagte ich es gar nicht, meine Lippen auf das Glas zu drücken, denn im Kusse schien mir Unheiligkeit zu sein. Ich hing das Gemälde mit einer seidenen Schnur um den Hals, und trug es von da an immerdar an der Brust, als mein allerköstlichstes Kleinod.

Einige Tage nachher begab sich Bevilacqua gen Mantua, und ich begleitete ihn wieder nach meiner Gewohnheit. Dann fuhren wir zu Hof, dem Herzog und der

Frau Herzogin die üblichen Glückwünsche abzustatten. Wir wurden angewiesen, im Vorsaale zu warten, weil der Herzog ein wichtiges Geschäft habe. Man sagte uns, er habe sich seit zwei Stunden in seinem Arbeitszimmer mit einem Fremden verschlossen.

Wir mußten wohl eine halbe Stunde warten, daß uns die Zeit lang dauerte. Endlich trat der Herzog hervor, und hatte den Fremden an der Hand. Hilf Himmel! Als ich diesen näher betrachtete, war es kein anderer, denn der spanische Hauptmann, welchen ich voriges Jahr auf dem Schweizersee kennen gelernt; eben die hagere, lange Gestalt, das bleichgelbe, eingefallene Antlitz, die tiefen Augen, die große Adlernase — Alles war er wieder; nur hatte er seine Hauptmannskleider gegen einen Gallarock vertauscht, und statt des Uebermuthes, welchen er auf dem See zeigte, war in seiner Geberde nichts, denn die unterthänigste Aufmerksamkeit gegen den Fürsten.

Der Herzog, indem er uns im Vorbeigehen freundlich, doch flüchtig begrüßte, führte den Spanier zur Thüre, sprach dann wieder leise und vertraulich mit ihm, begleitete ihn hinaus, und kam erst nach einigen Minuten zurück, um unsere Wünsche zu vernehmen.

„Ich bin Euch sehr dankbar für Eure Zuneigung, die Ihr mir zu erkennen gebet,“ sagte der Herzog zu mir: „doch wäre mir lieb, von Euch den Beweis zu empfangen. Ich schätze die Deutschen über alles hoch; sie sind aufrichtig, getreu und mannlich; im Kriege aber nicht minder tapfer, als die Schweizer. Wollet Ihr in meine Dienste treten, so gebe ich Euch eine Oberstelle in der Leibwache!“

Graf Bevilacqua und ich waren gleich sehr von dem Antrag des Herzogs überrascht. Ob mir gleich die Stelle ehrenvoll schien, und das Zutrauen des Fürsten schmeichelhaft, konnte ich mich dennoch zu keiner Annahme entschließen. Ich gab daher vor, durch mein Wort und Versprechen an die väterliche Heimath gebunden zu sein, daß ich nicht wissen könne, wann ich zurückkehren müsse. Eigentlich aber

lag mir der Spanier jetzt mehr denn jemals im Sinn, und der Spiritus familiaris des Grafen Sigismund Welzer. Der Herzog aber ließ sich nicht abwendig machen, und gab mir drei Monate Bedenkzeit, während ich nach Haus berichten solle.

Sobald wir vom Schlosse kamen, fragte ich Bevilacqua, ob er den Spanier kenne? Er antwortete Nein, wolle aber auf mein Verlangen Erkundigung um ihn einziehen. Da erzählte ich, was mir mit demselben auf dem See begegnet sei, und wie er in allem Sturm in die Fluth hinausgestoßen, bis man nichts mehr vom Schifflein, sondern nur noch den rothen Mantel über den Wellen schwimmend gesehen habe. Die Geschichte erregte dem Grafen Bevilacqua fast Grausen. Er sagte, er traue ihm nichts Gutes zu. Solch ein Mensch könne wohl mit bösen Geistern Umgang pflegen. Darauf wagte ich ihn zu fragen, ob er auch schon von einem Spiritus familiaris gehört? — „Allerdings," sagte er, „auch ich habe in meiner Jugend einen Mann gekannt, der zu Neapel wohnte und einen solchen gehabt haben soll. Dieser Mann war über hundert Jahre alt, und besaß unermeßliche Reichthümer. Er hat den Armen viel Gutes gethan und die Klöster reichlich beschenkt. Zuweilen begleitete ihn ein schneeweißes Hündlein, welches vielen Leuten verdächtig war. Wenn der alte Herr zur Messe ging, blieb das Hündlein vor der Kirchthür liegen, und folgte ihm nie nach. Eines Tages fiel ein großer schwarzer Hund das kleine Thier vor der Kirche an und tödtete es. In demselben Augenblicke ward der Greis ohnmächtig mitten in seiner Andacht, und genas nie wieder. Er starb drei Tage nachher, und von seinen Reichthümern hat man nie erfahren, wohin sie gekommen sein mögen."

Ich hörte dieser Erzählung mit großer Aufmerksamkeit zu, und dem, was der Graf Bevilacqua noch ferner über die Sache sprach, denn er war ein sehr gelehrter Mann, und viele glaubten von ihm, er habe Erfahrung in den geheimen Wissenschaften, weil er ohne große Erbschaft

grossen Reichthum besitze. Doch überzeugte ich mich bald, daß Bevilacqua nichts von geheimer Wissenschaft halte. „Es gibt zwar,“ sagte er, „gute und böse Geister; aber oft sind sie schwer zu unterscheiden, weil auch Kinder der Finsterniß als Engel des Lichts kommen. Böse Geister dienen den Menschen nur um den gefährlichsten Sold; gute Geister soll man aber nicht zur Dienstbarkeit zwingen.“

Wir verweilten eine ganze Woche zu Mantua und am Hofe. Der vermeinte Spanier aber war nirgends mehr zu finden. Doch erfuhren wir, er sei nichts weniger denn ein Spanier oder ein Hauptmann im Dienste der Krone von Spanien, sondern aus einem der altvornehmsten Geschlechter Italiens entsprossen, Namens Alfonso Piccolomini. Er sei Herr von Monte-Marciano in der Marca von Ancona, und lange Zeit in Frankreich gewesen, wo er tapfer die Partei des Herzogs von Guise in dortigen Unruhen gehalten.

Der Graf Bevilacqua, in Staatshändeln seiner Zeit gründlich erfahren, vertraute mir, daß der Herzog von Mantua, gleich wie die meisten italienischen Fürsten, dem Könige von Frankreich abgeneigt gewesen, der im August vorigen Jahres von dem Dominikanermönch Clemens meuchelmörderisch umgebracht worden. Daher, setzte der Graf hinzu, könne er sich wohl die vertraulichen Zusammenkünfte des Piccolomini mit dem Herzog Vincenzo deuten.

Der Besuch.

Sieben Tage nach unserer Zurückkunft in Verona brachte mir ein sehr reich gekleideter Diener ein versiegeltes Handschreiben des Morgens in das Zimmer, als ich vom Bette aufgestanden war. Er nannte mir dabei den Namen seiner Herrschaft, welchen ich nicht wohl verstand, und ging fort. Von dem Brieflein war der Inhalt folgendergestalt: ich sei eingeladen, von freundschaftlicher Hand, einer Person den Besuch zu machen, die mich hoch-

schätze. Falls mir an der Bekanntschaft gelegen, möge ich mich vor der Hauptpforte der Kirche San Giorgio Abends neun Uhr finden lassen, wo man mich abrufen werde.

Im Anfang beschloß ich, nicht zu gehen. Da ich aber immer an das Wiederfinden des Piccolomini glaubte, zweifelte ich zuletzt nicht, die Einladung komme von ihm. Unstreitig hatte er mich in Mantua so gut erkannt, als ich ihn. Auch mochte er Ursache haben, unbekannt bleiben zu wollen.

Abends verließ ich die Gesellschaft im Palast Bevilacqua früher, als meine Gewohnheit war, und begab mich nach Hause. Nachdem ich mich umgekleidet und in den Mantel gehüllt, befahl ich aus Vorsicht dem Thorhaimer, sich zu bewaffnen und mich nach San Giorgio zu begleiten. Er solle aber jederzeit in einiger Entfernung von mir bleiben, und auf das Haus wohl Acht haben, in welches ich gehen würde, auf daß wir es bei Tage wieder fänden. Zugleich befahl ich ihm, wenn er mich nicht bis zwölf Uhr spätestens zurückkommen sähe, daß er Lärmen machen und die Schaarwächter suchen möge.

Es war sehr finstere Nacht, und wir warteten bis zehn Uhr, ohne daß Jemand zum Vorschein kam. Da ward ich verdrossen und des Glaubens, irgend einer habe mir einen Possen spielen wollen, und beschloß, den Rückweg zu nehmen. In gleicher Zeit ging eine Magd an mir vorüber, blieb stehen, sah nach mir, und fragte leise, ob ich einen Brief empfangen, daß ich hier warten müsse? Ich antwortete Ja. Darauf bat sie mich, ihr getrost zu folgen. Ich hustete und gab damit verabredetermaßen dem Thorhaimer das Zeichen.

Das Mägdlein, behend auf den Füßen, führte mich über den Platz in ein Haus, der Kirche gegenüber. Da war es so dunkel, daß man die Hand nicht vor den Augen sah. Die Magd ergriff meine Hand, und leitete mich, bis wir wieder auf eine Straße kamen, und von da wieder in ein anderes Haus, welches wir stillschweigend auf

die gleiche Art durchgingen. Wie wir nun von Neuem eine Straße entlang gingen, sagte das Mägdlein, ich sollte mir die Zeit nicht lang werden lassen, denn wir seien an Ort und Stelle. In der That ließ sie mich wieder in ein Haus treten, wo ich durch einen schwach erleuchteten Gang, über einen geräumigen Hof, und dann zwei Treppen hoch stieg. Ich ward in ein großes Prachtzimmer gebracht, wo zwei Wachskerzen auf silbernen Leuchtern ziemlich dunkel brannten. Da niemand im Zimmer war, säuberte ich die Lichter, um heller zu sehen.

Bald darauf that sich leise eine Thür auf, und ein zartes, junges Frauenzimmer blickte schüchtern herein. Die junge Dame schien bei meinem Anblick erschrocken, und sagte: „O Gott! seid Ihr es?“ Dann trat sie einen Schritt näher und verschloß die Thür hinter sich, und mit reizender Verwirrung sagte sie: „So spät habe ich Euch nicht mehr erwarten können. Die erbetene Stunde war längst vorüber. Ich war im Begriff, mich zu entkleiden.“ Und sie war in der That nur leicht und nachlässig angethan, nicht als wollte sie Besuch empfahn; darum aber nicht minder schön.

Ich mußte mich an ihrer Seite auf ein Ruhebett niederlassen, und ich fragte mit vieler Ehrfurcht, weswegen sie mich beschieden? Sie erzählte, wie sie von mir gehört, ich sei ein Deutscher und verwandt mit den Welzern von Kärnthen. Sie habe einige Zeit in Wien gelebt, und eine Frau von Welzer-Spiegelfeld gekannt. Nun hoffe sie, von mir Nachricht über dieselbe zu vernehmen.

Mittlerweile ich ihren Fragen über die Welzer Bescheid that, setzte sie ein Kredenztischlein mit Wein und Konfekt vor das Ruhebett. In diesem Geschäft aber konnte sie nicht verhindern, daß vieles Verborgene ans Licht kam, welches sie jedoch sogleich schamhaft zu verhüllen bereit war. Aber ich verlor mehr als einmal das Wort und ward so verwirrt, daß ich nicht wußte, was ich sprach. Ihr Gehen

und Kommen, das Spiel ihrer weißen Arme, alle ihre Bewegungen und Reize brachten meine Sinne in Aufruhr.

Die junge Dame schien meine Unruhe und Verlegenheit zu bemerken, denn sie fragte: ob mir nicht wohl sei, daß ich oft mitten in einer Rede abbreche? — Ich hatte Muth genug, ihr zu erwiedern: es sei kein Wunder, wenn der beredteste Mann vor der Liebenswürdigsten ihres Geschlechts verstumme. — Sie antwortete mit anmuthigem Lächeln: „Ihr seid zwar auch ein schöner Mann, aber das soll kein Weib aus der Fassung bringen.“ — Und also gerieth das Gespräch auf neue Gegenstände von gefährlicher Art. Die Dame wollte auch wissen, ob ich schon geliebt habe, und der Erwählten meines Herzens treu sei? — Da drückte mich von ungefähr das Bild der Madonna auf meiner Brust. Ich aber wähnte, es sei das kein Ungefähr; und die heilige Wehmuth der Gebenedeiten erfüllte mich. — Als die Neugierige ihre Frage wiederholte, gab ich zur Antwort: „Hätte ich geliebt, so würde ich nie davon reden?“ — Sie belobte meine Denkart, und sagte: „Sie wünsche keinen andern Liebhaber zu ihren Füßen zu sehen, als einen, der mir gleiche.“ Dabei sah sie mir mit bescheidenem, doch durchdringendem Blick in die Augen. Vielleicht wäre ich zu jeder andern Stunde schwach genug gewesen, zu ihren Füßen zu fallen. Doch konnte ich nicht mit mir die Allerheiligste vor dieser Irdischen demüthigen.

Unser Gespräch stockte. Die Dame schien verdrossen zu sein, oder in Verlegenheit. Da stand ich auf, um mich von dannen zu begeben. Mittlerweile ich meinen Hut nahm, entstand ein Getöse im Nebenzimmer. Die Dame fuhr erschrocken auf, ergriff mich und sprach: „Um Gotteswillen, Herr, verberget Euch, sonst werdet ihr unglücklich. Ich bin verrathen.“

Ich schüttelte den Kopf und sagte: „Warum mich verbergen? Ich habe doch kein Uebels gethan!“ Das Getöse ward stärker. Ich hörte Männerstimmen. Die Dame

ward ängstlicher, und wollte mich in die Thür hineintreiben, aus der sie gekommen war. „Euer Leben ist in Gefahr!“ schrie sie.

Da traten fünf oder sechs Kerle herein, und als sie mich sahen, zuckten sie das Schwert und riefen: „Macht den deutschen Hund nieder! Gut, daß wir ihn erwischt haben!“ — Ich stellte mich an die Wand, zog meinen Degen und sprach: „Was wollet ihr von mir? Ich bin hierher beschieden, und seid Ihr Meuchelmörder, so bekommet Ihr mein Leben nicht umsonst.“ — Als sie von diesen Worten erschrocken schienen, und unter einander leise redeten, erhob ich die Stimme lauter denn vorher, und fragte: ob sie mich wollten ziehen lassen? Darauf stürzten drei Meuchelmörder gegen mich. Es entstand ein Gefecht; ich schützte mich mit Mühe gegen ihre Streiche. Da trat die Dame zwischen uns. Man sprach abermals leise unter einander, davon ich nichts verstand. Doch deuchte mich, als hörte ich den Namen des Herrn von Monte-Marciano nennen. Ich mag mich auch leichtlich geirrt haben.

Nach einer Weile sagte die Dame: „Ihr seid frei, Herr.“ Und einige der Meuchelmörder sprachen: „Ziehet von hinnen; aber verlasset Verona, wenn Euch das Leben theuer ist.“

Dann ergriff die Dame einen Leuchter, und zündete mir vor, bis an die Treppe, leise sprechend: „Ihr seid ein wackerer Mann.“ — Ich antwortete: „Aber wer Ihr seid, weiß ich nicht.“ — Sie antwortete: „Unschuldig.“

Die Magd ließ sich wiedersehen, und führte mich den gleichen Weg zurück, welchen ich gekommen war, bis zu dem Thorhaimer, dem die Zeit lang geworden. Ich war über die Begebenheit voller Zorn und Unruhe. Am folgenden Tag erzählte ich dem Grafen Bevilacqua das Abenteuer. Er war sehr erstaunt, und begriff nicht, was die Spiegelfechterei gesollt; doch gebot er mir, gegen jedermann zu schweigen, um mir größeres Unglück zu ersparen.

Ein anderer Besuch.

Zwei Tage nach jenem Vorfall saß ich spät gegen Mitternacht in meinem Zimmer, denn ich war kaum von einem Feste gekommen, welches Bevilacqua am Namenstage einer ihm theuern sehr jungen und liebenswürdigen Verwandtin gegeben hatte. Mir sumsete noch das Getön der Geigen, und ich war so munter, daß kein Schlaf in meine Augen kam. Darum nahm ich mein Tagebuch, um hinein zu schreiben, und legte das Bild von Sclafani's Madonna vor mir auf den Tisch.

Indem ich schrieb, erhob sich draußen ein gewaltiger Sturmwind gegen die Fenster. Darauf bewegte sich der Erdboden unter meinen Füßen, Tisch und Stuhl wankten, und das ganze Haus machte ein seltsames Getöse. Mit großem Entsetzen sprang ich auf und rief Thorhaimern. Im gleichen Augenblicke fiel mein Degen, der an einem Nagel der Wand hing, mit großem Geprassel von selbst zu Boden. Ich war erschrocken, daß mir die Knie wankten. Aber nun ward alles wieder still im Hause. Nur der Sturm heulte auf den Gassen. Als ich Thorhaimern in seiner Kammer aufsuchte, fand ich ihn schlafend. Darum wollte ich den Glücklichen nicht wecken, und ging zurück. Ich öffnete ein Fenster; auf den Straßen war alles todt und leer.

Nun setzte ich mich zum halberloschenen Feuer des Kamins. Ich war voller Furcht, und gedachte abermals Thorhaimern zu rufen, weil ich nicht allein bleiben mochte. Da knisterte es draußen, wie von leisen Fußtritten. Es schlich zu meiner Thür und pochte dreimal. Mich überfiel ein Grausen, ich wußte nicht warum? Doch rief ich beherzt: „Herein wer draußen steht!“ — Die Thür ging auf. Leise trat ein Mann herein, der mich grüßte. Als ich ihn näher betrachtete, war es kein anderer, denn der Spanier, oder vielmehr Herr Alfonso Piccolomini.

Er sprach: es freue ihn, mich noch außer dem Bette zu finden. Er wohne mit mir in gleichem Wirthshause, und wolle nicht abreisen, ohne mich vorher begrüßt zu haben.

Mir that es wohl, einen Menschen zu sehen, und fragte: ob er von dem Vorgefallenen etwas empfunden habe? — Er antwortete ganz gleichgültig: „Es war vielleicht ein Erdbeben. Was ist's mehr?"

Da fiel mir seine Gelassenheit auf dem Schweizersee und der bewußte rothe Mantel ein; und ich nahm mir alsbald vor, ihn wegen des Spiritus familiaris zu erforschen.

„Ihr seid immerdar unerschrocken," sagte ich, „auch wenn Ihr nicht den rothen Mantel traget, der Euch über die Wellen schifft. Saget mir, wie machet Ihr das?"

Er zuckte die Achseln, als wolle er nicht Rede stehen. Ich aber drang mehr und mehr in ihn, bis ich das Gespräch auf den Spiritus familiaris gebracht.

Da ging er schweigend mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, blieb einigemale stehen, und ging wieder. Endlich kehrte er sich jählings zu mir mit der Frage: „Da Ihr es denn errathen habet, so antwortet: habet oder suchet Ihr ihn?"

„Ich suche ihn. Könnet Ihr mir rathen? — Denn ich glaube, Ihr besitzet ihn."

„Wenn ihr mannlich seid, und die Probe besteht, mag Euch werden, was mir geworden ist."

„Wer hat ihn? Wie kauft man solches Gut?"

„Um kein Geld. Wer den Geist bezwingen will, muß sich zuvor selbst bezwingen. Ihr müsset allem, was Ihr habet und liebet, entsagen, um des Einen willen, dann werdet Ihr durch ihn Alles haben. Könnet Ihr das?"

„Wenns vonnöthen ist."

„Und müsset lang um ihn dienen und keine Gefahr scheuen. Doch hilft Euch der Feuergeist dienen. Den

Spiritus familiaris kann Euch niemand geben als der Feuergeist.«

»Wer ist der Feuergeist?«

»Ein Geist des obern Luftkreises; auch leicht zu haben. Wer ihn hat, dessen Leben ist wider alle Todesgefahr in Wasser und Feuer, Luft und Erde geborgen. Schwert und Kugel mögen verletzen, aber nie tödten.

»Wie lang muß ich mit dem Feuergeist dienen?«

»Dreimal sieben Monde, dreimal sieben Wochen, dreimal sieben Tage, dreimal sieben Stunden.«

»Und was verleiht mir der Spiritus familiaris für den langen Dienst?«

»Leben, so lang Ihr wollet; Geld, so viel Ihr bedürfet; alle Freuden, die Ihr begehret, und Kenntniß großer Geheimnisse, die mehr als Leben, Geld und Freude werth sind.«

Er sprach darauf Vieles von der Beschaffenheit der Geister und von der Gefahr, mit bösen in Gemeinschaft zu kommen; desgleichen warnte er mich, meine Wünsche nicht jeglichem zu eröffnen. Auch sagte er mir vieles, dessen Sinn ich nicht begriff.

Seine Worte machten einen wunderbaren Eindruck auf mein Gemüth. Doch glaubte ich, daß es wohlgethan sei, ihn selbst zu versuchen, und sprach: »Da Ihr, Herr Alfonso, mich also warnet vor Betrügern, woran soll ich den Wahrhaften erkennen?«

»An guten Zeichen, die er Euch gibt.«

»So fordere ich von Euch selbst ein gutes Zeichen.«

»Ich habe es Euch auf dem See gegeben, da ich Euer Leben rettete. Seid Ihr des noch nicht zufrieden?«

»Lasset Ihr es bei dem bewenden?«

»Nein, Bastiano, noch eins! Ihr sollet ein anderes haben.« Dann ging er zum Tisch, löschte die Kerze aus, und verdeckte die Flamme des Kamins. Dann sprach er einige Worte leise, und ich sah ein bleiches Flämmlein aus seiner Hand steigen, wodurch sein Antlitz schwach erhellt

war; es glich dem Antlitz eines längst Verweseten. „Gut!“ sprach er. Das Flämmlein verging. Er zündete die Kerze wieder beim Kamin an.

„Hier habt Ihr ein Zeichen!“ sprach Piccolomini zu mir: „Entweichet aus Verona. Ihr habet Feinde. Vor achtundvierzig Stunden war Euer Leben in Noth. Der Ghisilieri will Euch übel, weil seine Gemahlin Euch wohl will. Doch hat er noch nichts wider Euch unternommen. Vorgestern waret Ihr in Gefahr durch die venetianischen Spione. Doch wurdet Ihr durch List und Liebe einer edeln Frau gerettet. Sie selbst hat mir es vertraut.“

Ich gerieth bei diesen Worten in große Bestürzung.

„Was habe ich mit den Venetianern?“ rief ich.

„Daß Ihr unbesonnen über die Landesregierung gesprochen habet, und von Eurer Gefahr im Gebirg von Tirano nach Brescia.“

Ich erinnerte mich dessen. Da ging Piccolomini am Tisch vorüber und sah die Madonna Sclafani's. — Er nahm das Bild und warf es gleichgültig nach einiger Betrachtung auf die Seite.

„Gebet mir noch ein Zeichen!“ rief ich und trat vor ihn.

„Es sei!“

„Könnet Ihr ein Wesen in die Welt hineinzaubern, wie dies?“

„Warum sollte ich nicht? Wer hat dies Bildniß gemacht? Wie seid Ihr dazu gekommen?“

Ich sagte es ihm. — Dann fragte er: wen das Konterfei vorstelle, und wo die Person lebe, welcher es gleicht? —

„Solch eine lebte nie, oder im Reich himmlischer Seligkeit, oder in der Einbildungskraft des künstlerischen Meisters.“

„Ihr sollet einer solchen begegnen; aber auch nur begegnen. Seid Ihr dann zufrieden mit meiner Kunst, Don Bastiano?“

„Zu welcher Zeit wollet Ihr mir ein Wesen zeigen, dieser Himmlischen gleich?“

„Reiset morgen gen Peschiera,“ sagte Piccolomini, „da findet Ihr mich. Euer Wille soll erfüllt werden. Doch Mittags seid in Peschiera. Und daß Ihr mich bei Euch sahet, verschweiget jedermann. Gute Nacht!“

Er ging davon, und hinterließ mich in unbeschreiblicher Unruhe.

Die Bildsäule.

Ich konnte nicht schlafen. Das Erdbeben, Don Alfonso's Besuch, das Gespräch, dann die Hoffnung, die Ueberirdische zu erblicken, die Besorgniß vor den Venetianern, dies Alles machte mich fast krank. So schwach und müde ich am folgenden Morgen war, fuhr ich dennoch mit Thorhaimer gen Peschiera.

Der Herr von Monte-Marciano stand nach einer Viertelstunde im Wirthshause zu Peschiera vor mir. Ich mußte Thorhaimern und mein Fuhrwerk zurücklassen, und in den Wagen des Piccolomini steigen. Vor dem Thore der Stadt verband er mir die Augen, unter dem Vorgeben, er wisse nicht, ob ich auch verschwiegen genug sei. Er führe mich, sagte er, auf das Landgut eines seiner Freunde.

Die Fahrt dauerte lange. Als wir ausstiegen, war es beginnende Nacht und sehr kühl. Da wir Schritte gegen uns kommen hörten, riß er mir das Band von den Augen. Ich befand mich in einem unbekannten Hause, worin große Pracht zu herrschen schien. Der Schein der Kerzen blendete mich. Ein reichgekleideter Diener führte uns in einen Saal, wo zwei Edelleute, die schon bei Jahren sein mochten, am Kaminfeuer beisammen saßen und Früchte speiseten. — Als beide den Piccolomini erkannten, eilten sie ihm mit den Bezeugungen des Erstaunens und der Freude entgegen. Ich vernahm, daß man sich gegen-

seitig seit zwei Jahren nicht gesehen. Auch Piccolomini verbarg nicht, daß ihm dies Wiedersehen Freude mache. Er stellte mich ihnen als einen Freund vor, welcher die Kunst liebe, und ihr zu Gefallen aus dem deutschen Lande in die italienischen Städte gereiset sei. Dann fragte er: ob die drei florentinischen Bildsäulen noch vorhanden wären? Der älteste der Edelleute, welchen er Don Andreazzi nannte, bejahte es. Nun bat er um Erlaubniß, daß man sie mir sehen lasse. Die Herren lachten und sprachen: „Wie möget Ihr die Schönheit eines Kunstwerks beim Schein der Lampen würdigen? Geduldet Euch bis zur morgenden Tageshelle. Bei Nacht sieht man keine Gemälde und Bildsäulen."

Don Alfonso aber sprach: „Es thut mir leid, denn wir dürfen bei Euch nicht übernachten; wenn die Rosse ausgeruht haben, setzen wir die Reise fort. Doch nach vier Wochen sehen wir uns auf längere Zeit."

Als er sich nun durch kein Bitten abwendig machen ließ, befahl Andreazzi den Dienern, welche Erfrischungen für uns brachten, den Gartensaal zu erleuchten, auch das Nachtmahl zu beschleunigen. Mit großer Höflichkeit drangen unsere gefälligen Wirthe in mich, daß ich Piccolomini solle allein reisen lassen, um ihre kleine Gallerie von Kunstwerken mit Muße und am Tage zu schauen. Allein ich schlug es unter allerlei Vorwand aus. Zwar bei meiner gar großen Ermüdung wäre mir die Ruhe allhier willkommen gewesen, wenn ich nicht noch begieriger gewesen, zu erfahren, wie Piccolomini mir sein Versprechen erfüllen würde.

Nachdem wir einige Erfrischungen genossen, und über die wechselnden Gespräche ein paar Stunden vergangen waren, äußerte Piccolomini nochmals seinen Wunsch wegen der Bildsäulen, welche, wie er vorgab, ich zu sehen vor Ungeduld brenne. Ich wußte nicht, warum er mir diesen Wunsch andichtete, und achtete es für einen Vorwand, daß wir einkehren und die Rosse ausruhen lassen konnten.

Unsere Wirthe führten uns also aus dem Zimmer, eine breite Treppe hinauf, durch einen langen Korridor; dann in einen großen hellerleuchteten Saal, dessen Wände mit Gemälden behangen waren. In einer geräumigen Nische der Wand standen drei hohe, marmorne Bildsäulen, weibliche Gestalten in Lebensgröße, die eine mit einem Anker, die andere mit einem Buch, die dritte mit einem Kranz, vorstellend die christlichen Haupttugenden, Glauben, Liebe und Hoffnung. Da ich nun an den Gemälden vorüberging, die gepriesenen Bildsäulen zu schauen, schlug mein Herz gewaltiglich. Denn der wankende ungewisse Schein der Lichter schien gleichsam den Marmor zu beleben. Nie habe ich ein größeres Meisterstück der Kunst zuvor gesehen gehabt, so wahrhaft dünkte mich alles. An einer dieser Statuen fehlte die Hand. Don Andreazzi versicherte, die größten Bildhauer hätten sich geweigert, diese Hand zu ersetzen, weil sie nichts so Vollkommenes und Würdiges anzuführen wüßten, daß es nicht schändlicher zum Ganzen stehe, als der Fehler. Indem er dies sprach, gähnte er überlaut, und klagte über Schläfrigkeit, vermeinend, der Weihrauch betäube ihn, den die Diener wider seinen Willen angezündet. In der That standen wir fast in einer Wolke von Rauch. Piccolomini aber ergriff mich bei der Hand, drückte sie mir heimlich, und sagte schnell und leise zu mir: „Betrachtet die Liebe!“ Damit führte er mich hart vor die Nische der Bildsäulen.

Und wie ich da stand, ergriff mich ein gewaltiges Zittern, denn ich erkannte in der mittelsten Bildsäule abermals die Gestalt der Himmlischen, welche ich in der Gallerie des Herzogs von Modena gesehen, und davon ich die Kopie besaß. Sie war es ganz — ach, aber nur Stein.

„Ich versprach Euch,“ sagte Piccolomini, „Ihr solltet ihr begegnen. So habe ich denn Wort gehalten.“

Es ward mir zu Muth, als sollten meine Sinne vergehen. Ich hätte niedersinken mögen, und der Ueberirdischen den Fuß küssen. Meine Augen wurden voller Thränen.

Und ich rief einmal um das andere: „Ist es möglich! ist es möglich!“ Da riß mich der Herr von Monte-Marciano gewaltsam an sich, und indem er einen Hammer mit der Hand vom Tische nahm, fragte er: „Glaubet Ihr an die Macht des Spiritus familiaris? Ich will die Bildsäulen mit dem Hammer zerschlagen, daß die Stücke zu Boden fallen, und in einem Augenblick sollen sie unversehrt wieder vor Euch stehen.“ — Er hob den Hammer, um also zu thun; aber ich hielt seinen Arm, rufend: „Was beginnet Ihr doch? Zeiget ein anderes, und gebet diesem Stein Leben, so thuet Ihr mehr, als das.“

Er lächelte, und sagte dann: „Es soll geschehen; aber erschrecket nicht zu fast.“ Damit führte er mich aus dem Saal, denn der Weihrauch betäubte uns; die Andern waren schon voraus gegangen.

Als wir zu ihnen kamen in das vorige Zimmer, entschuldigten sie sich vielmals, uns verlassen zu haben, und schalten auf den unverständigen Diener.

Das Gastmahl.

Nach diesem wurden wir in den Speisesaal geführt, wo ein runder Tisch mit den auserlesensten Speisen und Weinen bereitet stand, alles im köstlichsten Geschirr. Wir setzten uns sogleich, und ein munteres Gespräch würzte die Lust des Gaumens. Ich aber glich einem Träumer, denn ich konnte die schöne Bildsäule nicht vergessen. Und als mich Don Andreazzi fragte, wie mir die drei Huldgöttinnen gefallen? sagte ich: ich würde die Kunst des gesammten Alterthums für ein einziges Stück von den dreien hinweggeben. Ich mochte nicht mehr sagen, denn ich fürchtete, die Herren dürften meiner Gemüthsbewegung spotten.

Obgleich vier Wachskerzen auf dem Tisch brannten, war es doch nicht hell genug, denn die Kerzen brannten trübe. Aber das that mir gar wohl, denn ich hätte mich vor Allen verbergen und nur der Himmlischen allein geden-

ken mögen. Da schmälte Don Andreazzi und ließ vier andere Kerzen anzünden. Aber wie dieselben zu uns gestellt wurden, glimmten sie sogleich trübe.

Indem geschah ein schwerer Fall, wie es schien in einem Zimmer neben dem, wo wir zu Tische saßen; alle fuhren erschrocken auf, aber ich blieb ruhig, denn mein Herz war wohl von ganz andern Dingen verschlungen. Als sie noch darüber sprachen, ist ein Diener gekommen, der meldete: in der Gallerie sei die mittelste der Bildsäulen von selbst umgefallen und aus der Nische hervorgestürzt. — Da warf mir der Herr von Monte-Marciano einen Blick zu, und gab mir dadurch zu erkennen, daß nun geschehe, was ich begehrt. Don Andreazzi aber, der mir gegenüber saß, war plötzlich erschrocken, und verließ seinen Sitz, um zu sehen, wie sich das Unglück zugetragen, und ob Schaden an der Statue geschehen sei. Ich bebte von innerlichem Frost, und konnte keine Speise mehr nehmen; auch fehlte mir aller Muth zum Reden.

Mittlerweile hörten wir an dem einen Ende des Speisesaals sehr schwere Tritte; und als ich die Augen dahin richtete, erblickte ich die Bildsäule der Himmlischen, und sie schritt mit langsamem Gange vorwärts. Auch Piccolomini hat sie gleich bemerkt. Aber der Freund des Don Andreazzi, dessen Name mir entfallen, schien mit Taubheit und Blindheit geschlagen zu sein; denn er hörte nichts, wiewohl der Fußboden von jedem Schritt der Bildsäule bidmete; sah auch nicht um, von wannen das Getöse kam, sondern füllte meinen Becher, und ermahnte mich zum Trinken, sagend: „Die Herren Deutschen verschmähen sonst unsere Weine nicht!“ — Allein es ist mir alle Kraft gewichen, und obwohl mir die Zunge trocken ward, wie ein Scherben, mochte ich den Becher nicht aufheben, sondern ich starrte unaufhörlich die wandelnde Bildsäule an. Schritt um Schritt kam sie näher, blieb am leeren Stuhl vor mir stehen, und obwohl sie hart am Freunde des Don Andreazzi stand, bemerkte er doch ihr Dasein nicht, son-

dern sah gleich einem Blinden gleichgültig über alles hin, und sprach lustig lebhaft fort, und Piccolomini mußte ihm antworten. Als er bemerkte, wie ernsthaft ich geworden, setzte er mir nur eifriger mit Trinken zu; auch Piccolomini also, der mir den Becher aufdrang, sagend: ich sei blaß und nicht recht wohl.

Schweren Schrittes war die steinerne Gestalt am Tisch vorbei. O wie soll ich ausdrücken die Würde, Holdseligkeit und süße Betrübniß in den Geberden dieses schönen Antlitzes! Und wie soll ich sagen, was meine Seele empfunden hat? Ich war fortan meiner selbst unbewußt, und sah nicht mehr, was um mich war und sprach, sondern allein die Himmelsgestalt, die mich mit Grauen, Wollust und Schrecken erfüllte. Ich gedachte aufzuspringen, und die Wundergestalt oder das Gaukelspiel noch einmal so nahe zu betrachten; doch sind mir die Knie eingebrochen, als wären meine Sehnen zerschnitten. Der Herr von Monte-Marciano winkte mit gebietenden Augen, daß ich keine Bewegung mache. Und also verlor sich die Bildsäule im Hintergrunde des Speisesaals, ohne daß ich in der daselbst herrschenden Verschattung wahrnahm, wohin sie gekommen.

Bald darauf trat Don Andreazzi lachend herein, und sagte: er habe lange keinen der Diener zwingen können, mit ihm in die Gallerie zu gehen; denn die Bildsäule sei in der Gallerie umgewandelt, wie etliche versichern, die es gesehen haben wollen. Als er endlich den Herzhaftesten mit sich genommen, wäre die Bildsäule in der Nische zwischen beiden andern unverrückt auf der alten Stelle gestanden, also, daß die Diener entweder voll Weines oder Narrheit gewesen sein müßten, um sich so thörichte Dinge einzubilden. Ich aber wußte wohl, was davon zu halten sei; doch äußerte ich, wie billig, meine Gesinnungen nicht, aus Furcht vor Piccolomini, der unsere Wirthe lautlachend in ihrem Irrthum bestärkte. Der Wein machte das Ge-

spräch lebendig, und des Scherzes und Gelächters ward kein Ende, bis um Mitternacht.

Da hörten wir den Wagen vorfahren, und wir nahmen freundlichen Abschied von Don Andreazzi; auch mußte ich diesem verheißen, wieder bei ihm einzukehren, wiewohl ich nicht wußte, wo ich mich befand. Darauf stiegen wir, der Herr von Monte-Marciano und ich, in den Wagen und fuhren nach Peschiera.

Der Vertrag.

Als wir allein waren, verband mir Don Alfonso abermals die Augen, wie zuvor, da wir gekommen waren. Doch that es nicht Noth, denn der Schlaf trieb mir die Augen mit Gewalt zu, also, daß ich, nach kurzem Gespräch, wie gefühllos hinsank. Auch bin ich nicht erwacht, bis vor den Thoren des Städtleins Peschiera, wo mich mein Begleiter rüttelte, und mir die Binde vom Gesicht nahm. Da war schon der Tag im Anbruch.

Wie ich nun die Stadt wieder sah und das Wirthshaus, und bald darauf auch den Thorhaimer, meinte ich nichts anders, als es sei alles ein Traum gewesen, was ich in vergangener Nacht gesehen. Aber Don Alfonso nahm mich auf die Seite, und sprach: „In einigen Stunden reise ich von hier wieder ab, und lasse Euch allein, Bastiano. Ihr habet die Macht des Spiritus familiaris erfahren. Bei Euch steht es nun, ihn zu erhalten, und mich wieder zu sehen.“

„War also doch kein Traum noch Blendwerk, was ich erfahren?“ rief ich.

„Es sind nur Kleinigkeiten gewesen, die ich Euch zeigte. Bedenket Euch, was Ihr nun beginnen wollt.“

„Es ist schon so gut als bedacht. Ich will mit dem Feuergeist dienen dreimal sieben Monden, sieben Wochen, sieben Tage. Aber wie verschaffe ich mir den Feuergeist?“

„Das werdet Ihr seiner Zeit vernehmen. Jetzt begehre ich von Euch drei Dinge, ohne die Ihr selbst den Feuergeist nicht gewinnet. Diese drei sind: Verschwiegenheit, Aufrichtigkeit des Herzens, und Selbstverläugnung. Wollet Ihr die gewähren?“

Als ich zugesagt hatte, fuhr er fort: „So machet Eure Prüfung. Ihr sollet schweigen gegen Jedermann von dem, was Euch widerfahren ist, wie von dem, was Ihr suchet. Ein Wort raubt Euch alles. Dann sollet Ihr mir angeben, wie viel Ihr Gelder erheben könnet; doch tausend Goldstücke müsset Ihr bereit halten, sie dem zu geben, der Euch das Geheimniß des Feuergeistes verkaufen wird.“

Ich erschrack und sprach: „So viel Geldes habe ich nicht; weiß es auch nicht zu schaffen vor zwei Monaten.“ Er zuckte die Achseln und sagte: „Am ersten Tag des Maien findet Ihr mich hier wieder, Bastiano. Waret Ihr bis dahin verschwiegen, und habet Ihr die Summe aufgetrieben, so kommet gen Peschiera, mich aus diesem Hause abzuholen. Alles andere wird sich dann finden. Doch sage ich Euch, daß Ihr nicht so bald nach Deutschland zurückkommen werdet, sintemal Euch andere Dinge zu thun aufgehoben sind. Ihr werdet hinausgehen in's Feld, und Euch als ein tapferer Kavalier im Krieg herumtummeln, und lustiges Leben führen zwischen Leid und Freud.“

Darauf versprach ich ihm, nach Haus zu schreiben wegen der großen Geldsumme, und sollte ich dieselbe bis zur bemeldeten Frist empfahen, mich gehorsam in Peschiera einzustellen, und das Uebrige zu erwarten.

Also verabredeten wir alles mit einander; darauf schied er von mir, und wie er hoffte, auf Wiedersehen. Ich begab mich aber mit Thorhaimer nach Verona, und schrieb sogleich den glücklichen Erfolg meiner Bemühungen nach Deutschland, mit inständigem Verlangen, die nothwendige

Geldsumme vor dem ersten Tag des Maien zu erhalten, wenn nicht Alles verloren sein solle.

In Verona hatte niemand meine Abwesenheit bemerkt. Auch stellte ich mich gegen Bevilacqua und alle meine Freunde, als sei nichts vorgefallen.

Ich vertrieb mir die Zeit mit Lustbarkeiten aller Art, woran es nicht fehlte. Auch hatte ich kein Unglück bei den Weibern, denn sie haben die Deutschen gern, und glauben, der Deutsche sei treuer als der Welsche. Doch hütete ich mich wohl vor der Donna Mathilde, des Ghisilieri Gemahlin, wiewohl sie keine Anlockungen sparte. Denn Don Alfonso hatte mir wahr gesprochen, und nicht vergeblich gewarnt, wie ich nachher erfuhr.

Als nun die schöne Jahrszeit anrückte, ward mir bange, ich sei vom alten Welzer vergessen worden. Denn es kam weder Brief noch Geld. Auch rüstete sich Bevilacqua zur Reise nach Rom, und bat mich inständiglich, ihn zu begleiten. Aber ich blieb unter allerlei Vorwand in Verona zurück, und er reisete allein dahin ab; jedoch gab ich das Versprechen, ihn dort aufzusuchen, wenn mich der Weg durchführe, denn ich würde eine große Reise durch Italien während der Sommerszeit thun.

Ein Mord.

Am siebenundzwanzigsten Tag des April hatte ich großes Glück und Unglück zugleich. Denn an diesem Tage empfing ich einen großen Brief mit Wechseln und Anweisungen, Geld zu erheben, mehr als ich vonnöthen hatte. Der alte Graf war ob dem Wohlgelingen meiner Nachsuchung hocherfreut; doch gebot er mir, zu trachten, den Spiritus familiaris früher zu Handen zu bekommen, als im Vertrag mit Don Alfonso ausgemacht war, und sollte es auch noch einmal so viel kosten.

Da rief ich Thorhaimern, und gab ihm Befehl, alles zur Abreise zu rüsten; gab ihm Geld, unsere Schulden zu

tilgen, und noch mehr, um sich gütlich zu thun. Denn ich war außer mir vor Freuden, also nahe am Ziel zu sein und dem Herrn von Monte-Marciano Wort halten zu können.

Darauf eilte ich, Abschied von meinen veronesischen Freunden zu nehmen, und ging auch hinaus vor das Thor, wo Don Ghisilieri ein feines Landgut besaß, um ihm und seiner schönen Frau Lebewohl zu sagen. Als ich dahin kam, führte mich eine Magd zu ihrer Frau; denn der Herr war nicht anwesend. Wie ich nun mit Donna Mathilde allein war, und ihr sagte, daß ich Verona zu verlassen gedächte, konnte sie ihre Bestürzung nicht verbergen, und der Glanz ihrer Augen erlosch in Thränen. Ich gerieth in große Bangigkeit, da ich die schöne Frau weinen sah. Und als sie ihrem Schmerz Gewalt anthat, und mich durch die Thränen anblickte, indem sie lächelte und mir die Hand bot, ward mein ganzes Herz innig bewegt; denn sie war der Madonna des Meister Sclafani fast ähnlich worden. Auch hätte ich den sehen mögen, der hier widerstanden hätte. Ich bog meine Knie und küßte ehrerbietig die zarte Hand.

Darauf sprach sie: „Don Bastiano, Ihr habet diese Thränen nicht verdient: denn Ihr liebet mich nicht, und scheidet mit Freuden aus Verona. Aber ich kann es nicht ändern. Gott und die Heiligen wollen Euch geleiten.“

„Ich scheide nicht mit Freuden,“ antwortete ich, „und am wenigsten von Euch, holdselige Frau; aber meines Bleibens kann nicht in Verona sein; und es ist meine Heimath fern von hier. Darum, weil ich doch muß, wenn auch nicht mit Lust und Willen, vergönnet, daß ich mich Euerm Angedenken empfehle.“

Sie hob mich auf und sprach: „So gehet denn. Ihr habet hier nichts verloren. Euer Andenken ist nur allzuwohl verwahrt; möchte also das meinige in Eurer Brust sein. Aber ihr Männer ohne Herz und Freundschaft gehet kalt wie Salamander durch die Gluten, in denen die Frauen

vergehen. Hinterlasset mir nur das Wort, mich noch einmal zu sehen, bevor Ihr aus Italien ziehet.«

Ich gab ihr das Wort, und sie verlangte ein Unterpfand, und schnitt mir mit der Scheere eine Haarlocke vom Haupt. Da verlor sie das Weinen, und sah mich mit flammenden Augen an, daß es mir tief in die Seele fuhr, und sprach: »O könnte ich doch, wie das gelbe Haar, Euch Alles rauben und nehmen, dies Gold, diese blauen Augen, diesen Mund, diese Geberden, diese Seele; Euch häßlich machen, daß Jede vor Euch flöhe, ich würde Euch doch lieb haben.« Und mit diesen Worten legte sie sich leise weinend an meine Brust.

Es that mir recht im Herzensgrund weh; ich hielt sie fest in meinem Arm; da ward sie stumm und still, und hatte die schwarzen Augen sanft geschlossen. Sie seufzte wieder und sprach: Könnte ich nur sterben! — Dann stieß sie mich zurück, und sagte: Geh, schöner Verräther, und brich mir das Herz.

Da vergaß ich alle meine Gelübde, meine Vorsätze, den Spiritus familiaris und Sclafani's Heilige; ich ward zur Feuerflamme, und schwur: Ich gehe nicht! Das schwur ich bei allen Heiligen, und nahm die Donna Mathilde gewaltsam in meinen Arm, und wiederholte ihr den Schwur.

Indem ging die Thür auf, und es geschah zu gleicher Zeit ein Musketenschuß, daß das Fenster, an dem wir standen, zersplitterte. Don Ghisilieri stand an der Thür, bleich wie ein Gespenst, mit hellfunkelnden Augen.

»Ungeheuer!« schrie ihm Donna Mathilde entgegen, »willst du auch diesen ermorden, so ermorde mich denn zuvor.«

»Ha, Vermaledeite,« schrie Don Ghisllieri, »fehlt die Kugel, trifft ihn das Eisen.« Damit hatte er die Büchse zur Erde geworfen, und den Degen gezogen, um mich zu übermannen. Ich trat ihm aber mit gezucktem Degen entgegen, und rief: Don Ghisllieri, mäßiget Eure

Wuth; denn ich schwöre Euch, es ist nichts Unerlaubtes geschehen. Ich komme Valet zu sagen, und werde Verona nicht wieder sehen. Donna Mathilde ist die Edelste und Reinste ihres Geschlechts, und Ihr seid ein wahnsinniger Mörder.«

Da er aber immerfort auf mich eindrang, und Donna Mathilde mit ihren Armen mich hinderte, warf ich sie zurück, und wehrte mich tapfer. Der Unglückselige sah im Zorn nicht, was er that, und lief blindlings in meinen Degen, indem er mich zu durchbohren gedachte. Als er in seinem Blute kläglich niederstürzte, schrie Donna Mathilde aus Leibeskräften um Hülfe. Dann kamen ihre Mägde und Diener, die Diener aber alle bewaffnet; einige derselben hoben ihren Herrn auf, und trugen ihn hinaus. Da hörte ich ihn sagen: »Laßt ihn nicht entwischen.«

Ich ward plötzlich rücklings zu Boden gerissen; andere knieten auf mich nieder und entrissen mir den blutigen Degen. Donna Mathilde fuhr mit entsetzlichem Geschrei durch das Gemach und wollte es wehren, daß man mich nicht bände. Aber sie banden mir dennoch Hände und Füße, daß ich ganz in ihrer Gewalt war, und trugen mich hinaus in ein finsteres Kämmerlein, wo ich viele Stunden auf einem harten Bett liegen blieb.

Da hatte ich Zeit, mein Schicksal zu überlegen, welches jetzt anfing, mich zu verfolgen; und ich empfahl mich Gott und den lieben Heiligen, und bereuete alle meine Sünden von Herzensgrund *).

Als es schon dunkle Nacht geworden, brachte man mir Trank und Speise, lösete meine Bande und sagte, ich sei ein Gefangener und müsse vor Gericht; denn Don Ghisilieri sei nach einer halben Stunde Todes verblichen, und ich als Mörder desselben angeklagt. Darauf legten sie mir

*) Hier folgen im Original einige andächtige Betrachtungen mit Gebeten untermischt, die gegen das Vorhergehende wunderlich genug abstechen.

eine Kette an Hand und Fuß, führten mich hinaus in einen Wagen, und brachten mich zur Stadt in ein Gefängniß. „Neben dem Wagen gingen mehrere bewaffnete Gerichtsknechte.

Der Tag zu Peschiera.

Der Kerkermeister war ein harter und unbeweglicher Mann, denn er gestattete mir nicht, weder den Thorhaimer zu sehen, noch demselben zu schreiben; doch verhieß er mir, daß, wenn das Urtheil über mich ausgefällt sein würde, solle ich sprechen, wen ich wolle, auch Geräth empfangen, meinen Verwandten zu schreiben. Bis dahin solle ich mich ruhig verhalten, und meine Seele vorbereiten, denn ich werde schwerlich mit dem Leben entkommen, da die ganze Familie des Don Ghisilieri meine Hinrichtung verlangen müsse.

Dieser Zuspruch erfüllte mich mit großem Schrecken; denn ich kannte die Macht der Familie Ghisilieri und die Strenge der Gesetze bei den Venetianern. Zudem hatte ich keinen, der sich meiner erbarmen konnte, als Thorhaimer, oder höchstens Donna Mathilde. Allein ich durfte auf jenen nicht hoffen, und noch minder, daß die letztere sich für den Mörder ihres Gemahls verwenden werde. Auch ist es von beiden nicht geschehen.

Die erste Nacht im Kerker verstrich mir langsam unter Kummer und Schrecken, und ich konnte kein Auge schließen. Um die Mitternachtsstunde hörte ich von Zeit zu Zeit an die Hängschlösser vor der Kerkerthür rütteln; oder Fußstapfen neben mir hin gehen; oder ein stilles Seufzen neben mir, wie eines Menschen, der sterben will. Beständig war mir Don Ghisilieri's blutiger Leib vor dem Gesicht, und ich konnte es nicht wegwischen. Ich brachte darauf die Nacht im Gebet zu, und erwartete mit Ungeduld das Tageslicht.

Am andern Morgen fragte ich den Kerkermeister, ob er vor der Thür gewesen in der Nacht, und von wannen das ängstliche Seufzen möge zu mir gedrungen sein? Er schüttelte den Kopf und sprach, er sei nie vor der Thür gewesen und niemand. Doch sollte ich nicht zagen, denn es sei noch keinem Leides in diesem Gemach widerfahren, wiewohl alle geklagt hätten, die vor mir darin gewesen. Dies nächtliche Uebel sei entstanden, seit der Bergamasker Ruggieri sich darin mit eigener Hand erdrosselt habe. Dieser Ruggieri hatte einen Mönch erschlagen und die Kirche zu Marostica beraubt.

Da bat ich ihn, er möge mir ein anderes Gemach geben; er aber weigerte es und ließ mich wieder allein.

So verging ein Tag nach dem andern; und ich erwartete immer, vor das Gericht gestellt zu werden. Allein erst am dritten Tag erfuhr ich, daß die Richter nicht versammelt wären um der Ferien willen, und ich mein Schicksal in Geduld erwarten müsse. Das brachte mich in große Betrübniß, denn ich wünschte zuletzt lieber den Tod, als in diesem Aufenthalt länger zu leben. In jeder Nacht vernahm ich das ängstliche Geräusch und Seufzen, und ich glaubte oft einen finstern Schatten in dem Gefängniß auf und ab wandeln zu sehen, daß es mir die Haare bergan trieb.

Am allertraurigsten fing ich die Nacht vor dem ersten Tag des Maien an, sintemal der Kerkermeister mir gesagt, ich werde an diesem Tage vor das Gericht gestellt werden, Rede und Antwort zu geben. Nun erwartete mich Don Alfonso Piccolomini in gleicher Zeit zu Peschiera, mir den Feuergeist zu schaffen. Ich warf mich auf die Knie und weinte und betete zu allen Heiligen. Da zog ich auch das Madonnenbild von Sclafani hervor, und warf mich vor ihm nieder, und flehte mit Inbrunst um Erlösung und Gnade; denn ich war mir bewußt, Don Ghisllieri's Leben nicht muthwilligerweis geraubt zu haben. Da ward mir wunderbar aller Schmerz gestillt, und ich stand

freudiglich von den Knien auf, und that das heilige Bild wieder an meine Brust. Auch schlief ich sanft ein, wie ich noch in keiner Nacht geschlafen hatte.

Jedoch um Mitternacht erwachte ich wieder; denn es ließ sich abermals ein seltsames Getös neben mir hören. Ich horchte, und vernahm mit Entsetzen aus der großen Stille das Seufzen des Sterbenden. Da empfahl ich mich Gott und der heiligen Jungfrau und der Madonna Sclafani's; dann schloß ich die Augen. Doch nicht lange. Es berührte Jemand meinen Fuß, und eine unbekannte Stimme rief: „Don Bastiano her!“ und ein Hund brummte und bellte vor meines Kerkers Thür. Da ward es wieder still. Aber ich fuhr mit großem Entsetzen vom Lager auf.

Da ich nun um mich her sah, erblickte ich am Fußboden in der Mauer ein Loch, und eine menschliche Gestalt kam dadurch hervor, sagend: „Don Bastiano her, Ihr seid frei. Schlüpfet durch, mir nach.“ Das däuchtete mir eine süße Musik; und ich legte mich auf den Erdboden, und kroch rücklings mit den Füßen voran durch das Loch. Als mich aber der enge Raum und die Kette hinderten, mich weiter zu bewegen, ward ich mit Gewalt bei den Füßen herausgezogen. Da stand ich auf einer hohen, zerfallenen Mauer, neben einem runden Thürmlein, worin ein Gemach gewesen. Und ein starker Mann lüpfte einen viereckten Stein in das Loch der Thurmwand, und setzte es mit andern behauenen Steinen zu, wie es zuvor gewesen. Dann schlang er mir ein Seil um den Leib, band es fest und sagte: ich solle von der Mauer steigen und mich auf ihn verlassen. Das that ich auch. So ließ er mich zur Erde. Wie ich den Boden berührte, empfing mich ein Anderer, der mich nahm und das Seil lösete. Nachdem er mich durch einige kleine Krautgärten geführt, kamen wir auf die Landstraße zu einer Kapelle, wo zwei Rosse angebunden standen. Er leitete mich in die Kapelle; da feilte er mir beim Schein der heiligen Ampel die Kette mit leichter Müh von Hand und Fuß,

und deutete, ich solle eines von den Rossen besteigen, welches auch geschah.

Nun jagten wir die Landstraße entlang bei Sternenlicht; er voran, ich nach. Ich dankte Gott und der heiligen Jungfrau in meinem Herzen für die gnädige Erhörung meiner Bitte, und sobald mein Befreier langsamer zu reiten anfing, machte ich mich zu ihm, und sprach: „Ei, Lieber, Ihr habet mich aus großer Noth gelöst; wer seid Ihr, oder wer sendet Euch? und wem muß ich für meine Errettung danken?“ Er aber winkte mir bloß mit der Hand, ihm zu folgen, und gab dem Gaul die Spornen in beide Seiten.

So habe ich mich in derselben Nacht oft an ihn gemacht, und ihm die gleiche Frage gethan; er aber hat mir niemals Bescheid gegeben, sondern mir wie das erstemal gewinkt, und schärfer geritten. Als ich ihm nun keine Rede abgewinnen konnte, stellte ich meine Neugier zufrieden, und folgte ihm nach, ohne zu wissen, wohin. Ich aber war so wohlgemuth, wie seit langer Zeit nie, und hätte singen mögen und jauchzen. Die Nacht war lieblich warm, und die ganze Luft vom Duft der wohlriechenden Blumen gewürzt.

Wie die Sterne über uns zu erbleichen anfingen, und zu unserer Rechten die Gebirgsgipfel hell wurden, verdoppelte mein unbekannter Erlöser seine Eil, bis wir ein Wäldlein von Eichen hinter einem Dorfe erreicht hatten. Da ritt er langsamer, und kam zu mir, und deutete, ich solle voran, wie ich auch that. Da ich ihn aber weder neben noch hinter mir ferner hörte, sah ich mich nach ihm um, und er war verschwunden. Ich wartete lange, und meinte, er werde wo verweilt haben, und noch kommen; ritt auch deshalb eine Strecke Weges zurück. Allein mein Harren blieb eitel; darum setzte ich meine Straße fort, und war nur auf eigene Sicherheit bedacht. Doch ging es von nun an langsam, denn das Roß war sehr ermüdet.

Mit Tagesanbruch ward ich eine Stadt gewahr, die vor mir lag, und als ich näher kam, sah ich, daß es Peschiera war. Da schlug mein Herz hoch von Freuden, denn ich gedachte sogleich, es sei der erste Tag des Maien, und der Herr von Monte-Marciano da.

Auch hatte ich nicht geirrt. Denn wie ich zum Wirthshaus kam, und in ein Zimmer geführt ward, trat mir Don Alfonso in Schlafkleidern entgegen, sprechend: „Willkommen, Don Bastiano, Ihr habet schon einen scharfen Ritt gethan; aber auch ich bin diese Nacht erst von Mailand gekommen. Ich gehe, mich anzukleiden, denn für Euch ist hier kein Säumens. In dieser Stunde tritt der Kerkermeister in Euer Gefängniß, und da er Euch nicht findet, bringt er Verona in Aufruhr. Zum Glück ist Donna Mathilde in einem Kloster; auf sie fällt also kein Verdacht wegen Eurer Flucht. Ihr sehet denn also, daß ein Spiritus familiaris kein gemeines Ding sei, weil wir auch unsern Freunden Beistand leisten können. Schicket Euch nur zur weitern Reise an."

Ich fiel ihm um den Hals und dankte ihm, daß er mein nicht vergessen, und fragte, ob er mir den Feuergeist geben würde, wie er versprochen; die Geldsumme sei dafür in Bereitschaft. Er schlug das Geld aus, und sagte, er habe nichts zu verkaufen; er wolle mich aber zu dem Manne führen, der mir ihn ablassen wolle. Dann gebot er mir, meine Kleider zu ändern, auf daß ich nicht durch sie den Venetianern verrathen würde. Bei diesen Worten führte er mich aus dem Zimmer, weil der Wirth herein kam, und brachte mich in das Gemach, wo er geschlafen hatte.

Da kam Thorhaimer mit Freudengeschrei gegen mich und fiel vor mir auf die Knie und küßte meine Hände, indem er vor Freuden laut weinte. „Gottlob, daß ich Euch wiedersehe, denn hier erwarte ich Euch schon seit zwei Tagen, und ich verzweifelte fast." So sprach er. Und da uns Don Alfonso allein ließ, erfuhr ich von Thorhaimern,

wie desselben Abends, da ich Don Ghisilieri erstochen, ein fremder Mensch zu ihm gekommen, der ihm in meinem Namen befohlen, eilfertig alle Habschaft aufzupacken und gen Peschiera zu flüchten, wohin auch ich zum ersten Tage des Maien kommen und ihn abholen werde. Er habe demnach mit großer Furcht und Bangigkeit gefolget, wie ich befohlen, und Tag und Nacht für mich gebetet.

Diese Rede Thorhaimers machte mir allerlei Gedanken. Doch ließ ich ihn bei seinem Irrthum und sagte gar nicht, was ich vermuthete, sondern sprach nur: „Du hast wohlgethan, Thorhaimer.“

Nach diesem ist Don Alfonso wieder hereingetreten, mit Kleidern aller Art, und einer kleinen Salbenbüchse. Er gebot mir, mein Haar mit der Salbe zu schwärzen, und die Kleider anzulegen, die er gebracht. Ich gehorchte denn auch, und schien mir in der Kleidung ein ganz anderer Mensch zu sein. Es war aber ein grünes Wamms, roth durchbrochen, ein scharlachfarbenes Leiblein mit goldenen Nesteln, und ein Biretlein mit schwarzen Federn. Auch färbte ich mir Haupthaar, Bart und Augenbraunen.

So ritten wir nach wenigen Stunden wieder von Peschiera aus, hinter dem Herrn von Monte-Marciano her, als wären wir seine Leibknechte oder Reisige, die er geworben.

Die Einsiedelei.

Wir ritten aber den ganzen Tag, ohne Aufhören, und hielten nur an, wenn wir unsern Rossen Zeit gönnen mußten zum Futter. Des Abends kehrten wir in ein einsam gelegenes Berghäuslein neben einem Wald ein, wo uns der Bauer mit schlechtem Wein und grober Reiskost bewirthete. Auch mußten wir drei neben einander auf Strohlager schlafen, weil kein Bett vorhanden. Aber ich that einen süßen Schlaf nichts desto minder, und vergaß

alles überstandene Ungemach. O güldene Freiheit, wie werth bist du!

Am andern Tage setzten wir unsere Reise gar gemächlich fort, dem appeninischen Gebirg entgegen, und hielt uns niemand auf und an. Aber wir weilten in keiner Stadt, sondern Don Alfonso umging sie jedesmal. Am Abend des dritten Tags blieben wir in einem Dorfe, am Ufer eines großen Flusses gelegen. Da vernahm ich mit Erstaunen, dies sei der Po, welchen wir doch schon den Tag vorher hatten hinter uns liegen lassen. Ich hatte also nicht darauf geachtet, daß wir auf unserm Weg einen großen Kreis beschrieben.

Don Alfonso verließ uns hier, und kam erst in der Nacht spät zurück. Wie Thorhaimer des Morgens die Pferde rüstete, sagte Don Alfonso, es sei nicht vonnöthen; wir würden diesen Tag hier verweilen, um den armen Thieren Ruhe zu lassen. Das war dem guten Thorhaimer gar recht. Ich erfuhr aber ein anderes, nämlich, daß ich nahe daran sei, den Feuergeist zu erhalten.

Nachdem wir uns mit Speise erquickt, sagte der Piccolomini, er wolle mich zum Zeitvertreib in der Gegend herumführen, und da er mich allein hatte, sagte er: „Nehmet die Geldsumme, und folget mir, Don Bastiano, wir sind am Ziel.“ Ich zeigte ihm die Summe in Wechselbriefen auf Genua und Venedig. Da er die Papiere gelesen, sagte er mit zufriedenem Angesicht, es gefalle ihm wohl; ich solle alles zu mir thun.

So gingen wir fort, bis wir zu einem Walde kamen, in welchen wir hinein mußten. Don Alfonso wußte guten Bescheid, denn die Wege waren schlecht, oft gar unkenntlich. Endlich kamen wir in ein dichtes Gebüsch, und erblickten hohe eingefallene Mauern, wie von einem ehemals hier gestandenen Kloster. Neben den Trümmern und einer Felswand war ein sauberes kleines Haus, darauf ein Kreuz; unfern eine Kapelle.

Als Piccolomini an die Hausthüre gepocht, ward uns dieselbe von einem alten Waldbruder geöffnet, der uns hinein ließ. Der Waldbruder war von gar ehrwürdigem Ansehen, und hatte eine aufrechte, majestätische Gestalt, und raschen Gang, wie man von seinem hohen Alter nicht hätte erwarten sollen. Da sagte ihm Don Alfonso sein Begehren, wie ich den Feuergeist verlange und dafür zahlen würde, was er fordern möge.

„Ich bin von Euern Wünschen unterrichtet,“ sagte der Waldbruder zu mir, „und will Eurer Bitte nicht entgegen sein. Gehet in die Kapelle und leget die Kaufsumme auf den Altar; dann verrichtet Euer Gebet daselbst, und kommet wieder, wenn ihr die Glocke läuten höret.“

Ich that auch, wie er mich geheißen; ging in die Kapelle, legte die Summe auf den Altar, und verrichtete mit bußfertigem Sinn meine Andacht. Da erscholl in der Kapelle ein entsetzliches Gebrüll, welches weder mit eines Menschen noch eines wilden Thieres Stimme zu vergleichen war. Es erschütterte mich durch Mark und Bein. Aber da die Glocke nicht läutete, blieb ich vor dem Altar, und dachte, es könne mir auf so geheiligter Stätte der böse Feind nichts anhaben. Auch geschah nichts weiter; doch grausete mir.

Endlich tönte das Glöcklein silberhell über der Kapelle und ich ging hinaus. Der Waldbruder erwartete mich an der Thür seiner Klause, und nahm mich bei der Hand. Wir gingen in die verfallenen Klostermauern. Da führte er mich in eine Zelle, die noch ziemlich wohl erhalten war. Darin stand Piccolomini mit entblößtem Degen. Ein blauer Teppich hing im Hintergrunde der Zelle von der Wand herab. Gegen diesen Teppich stellte mich der Einsiedler; vor mir ein Rauchgefäß, welches Wohlgerüche dampfte. Keiner redete. Der Einsiedler und Piccolomini sprachen nur durch Zeichen. Auch mir ward gedeutet zu schweigen.

Darauf sind die Beiden vor mir stehend zum Rauchgefäß getreten, und haben jeder ein kristallenes Fläschchen hervorgezogen aus dem Wamms und Busen, und solches in die Wolken des Weihrauchs gesteckt. In gleicher Zeit geschah ein ungeheurer Fall, daß die ganze Erde zitterte und der Kalk von den Wänden der Zelle ließ. Es war eine alte Mauer, welche unweit der Zelle gestanden, und nun zusammengestürzt war, daß der Staub hoch ging und die Luft verfinsterte. Piccolomini und der Einsiedler blieben dabei gar gelassen, als sei nichts geschehen. Mir ward dabei nicht wohl, denn ich meinte, die Zelle könne über uns zusammenstürzen. Doch ließ ich's nicht verspüren.

Nach einiger Weile sind die Beiden abermals zum Rauchgefäß gegangen, und haben ihre Fläschlein darüber gehalten. Da geschah hinter mir ein entsetzliches Gebrüll, wie von einem Unthier; auch merkte ich ein Schnauben und Wehen im Nacken. Es war dies Gebrüll, wie es mich schon in der Kapelle vor dem Altar geschreckt hatte. Weil aber der Einsiedler, desgleichen Don Alfonso gar ruhig verblieben, mochte ich auch weder Angst noch Neugier verrathen, wiewohl mir insgeheim das Herz bebte. Ich vermuthete wohl, man wolle meine Unerschrockenheit erprüfen, oder der Feuergeist scheue sich, in meinen Dienst zu gehen.

Als die Beiden ihre Fläschlein zum dritten Male in den Rauch stießen, hat es mich hinten am Wamms gefaßt, von der Erde in die Höhe gezogen, und drei Mal gewaltig gerüttelt, wie einem Kindlein ein starker Mannsarm mag. Ich griff vergeblich nach meinem Schwert, dieweil ich vermeinte, ich schwebe in Gefahr — aber ich war wehrlos. Doch ward ich alsbald gemach zu Boden gelassen. Darauf wandte ich mich um, und sah mit Grausen unter dem blauen Teppich hervorgegangen einen Elephanten, der den Rüssel vor mir senkte, dann ihn wieder gegen mich streckte mit einem Fläschlein von Kristall, gleichwie der Einsiedler und Piccolomini hatten.

Da winkte dieser mir freundlich, es dem Elephanten abzunehmen, welches ich sofort that. Darauf ergriffen mich Beide, und rissen mich mit großer Eile aus der Zelle nach der Klause, wo wir noch lange das Geschrei der Bestie hörten.

Andeutungen.

Wie wir nun allein waren, sind wir um einen schlechten Tisch gesessen, auf hölzernen Bänklein. Ueber dem Tisch war das allerköstlichste Linnen mit goldenen Franzen ausgebreitet; darauf standen die lieblichsten Gerichte in goldenen und silbernen Schüsseln, wie man nur bei großen Fürsten sieht. Auch die Becher waren von schwerem Gold, und der Wein gleich Oel und Feuer, als ich noch keinen getrunken habe.

Wie wir beisammen speiseten, belobte der Einsiedler höchlich mein herzhaftes Wesen, und sprach mir zu, fortan nichts mehr zu fürchten, da ich den Feuergeist im Fläschlein besitze. Dies Fläschlein aber war ohne alle Oeffnung, mit seltener Kunst gemacht, und darin nichts, als ein goldgelber Staub, worüber es schwebte, wie ein bewegliches Rauchwölklein. Dann sagte er mir, ich müsse es sorgfältig verwahren, und nie von meinem Leibe lassen; denn so lange ich es auf mir trage, werde mir nichts schaden, und in der Gefahr, worin zehntausend untergehen, würde ich allein schadlos davon kommen müssen.

Darüber war ich gar erfreut; auch habe ich empfunden, von dem Augenblick, als ich es getragen, daß alle Bangigkeit aus mir gewichen war, und ich neues Leben und neuen Muth gehabt, wie nie zuvor. Eben so hat sich erwahrt, daß mir kein Uebel hat weh thun können, und alles, was mir zugestoßen ist, verlor seine Macht an mir, wie ich erzählen werde. In den vielen Gefechten, die ich bestanden, hat mir weder die Schärfe des Schwerts, noch die Lanze, noch das Geschütz eine Wunde zufügen

mögen, daher ich oft tollkühn in alle Gefahr gegangen bin, ohne Schaden.

Die einzige Gefahr, die mir drohe, sprach der Einsiedler, sei, daß ich meines Kleinods verlustig ginge durch eigene Fahrläßigkeit, oder durch Feindes Gewalt in Gefangenschaft. Darum solle ich unverzagt sein in allem Kampf, und nicht den Tod scheuen, wohl aber Ergebung. Wenn ich dreimal sieben Monate, sieben Wochen, sieben Tage um den Spiritus familiaris gedient, könne er mir nicht entgehen.

Als ich nun fragte, wie ich dienen solle? erwiederte Piccolomini: mit mir gegen des Papstes Tyrannei, und für Herstellung römischer Freiheit. Papst Sixtus habe große Gewalt geübt an Edeln und Unedeln; mit seinem Geiz die Güter der Kirche verschlungen, und getrachtet nach Gut und Leben, wenn einer noch habe. Wer aber wider ihn rede, werde verbannt, also, daß Italien voller Unglücklichen sei, alle von guten Häusern und Stämmen, die nicht wissen, wohin ihr Haupt legen. Es seien mehr denn tausend dergleichen Verbannte, welche trostlos umherirren, und sich ihr Leben mit dem Schwert in der Faust schirmen. Darum müsse des Papstes Grausamkeit gezähmt und sein Hochmuth gebeugt werden, daß er nicht ganz Welschland verzehre.

Auf dieses sprach mir der Einsiedler zu, daß ich Piccolomini nicht verlassen solle; dieser werde mich nach vollendeter Dienstzeit auf den Berg Ostensara führen, wo ich den Spiritus familiaris erblicken und empfangen würde. Dann möge ich mit demselben nach Deutschland heimziehen, und in Fülle leben, gleich einem großen Fürsten. Doch, fügte der Einsiedler hinzu, wird es Euch darum keine Noth thun, sondern Ihr werdet allen Reichthum und Glanz verschmähen um der Freude willen, die Ihr sodann genießen könnt. Worin diese besteht, kann ich Euch nicht offenbaren, weil sich dem Tauben die wunderbare Macht

der Musik verschließt, und der Blindgeborne die Pracht der Farben nicht erkennt, von der man ihm reden möchte.

Als ich nun gelobte, zu thun, was mir Piccolomini heißen werde, gebot mir der Alte, den Feuergeist auf den Altar der Kapelle zu legen und mit darauf gelegter Hand mein Gelübd zu betheuern. Wir begaben uns also nochmals in die Kapelle, wo ich einen schweren Eid ablegte. Nachdem dies geschehen, sagte der Einsiedler: „Ziehet nun in Frieden! Gedenket meines Wortes: es wird Euch wohl gehen, sofern Ihr den Feuergeist nicht verliert; Ihr verliert das Kleinod, wenn Ihr dessen Besitz einem Andern verrathet, oder Don Alfonso verlasset. Ihr traget eine geheime Liebe im Herzen; der Feuergeist wird Euch zum Ziele leiten.“

Darauf verabschiedete uns der Greis; wir gingen durch den Wald wieder des Wegs, den wir gekommen waren. Unterwegs sagte mir Don Alfonso: man behaupte, der Einsiedler habe ein Alter von mehr denn hundert und zwölf Jahren, welches mir schier unglaublich vorgekommen ist, sintemal derselbe kaum sechszig alt zu sein schien. Auch sagte mir Don Alfonso, wir wollten nun ein Herrenleben führen, voll Saus und Braus in Krieg und Feld, wie es einem tapfern Kavalier wohl anstehe, der die Mönche nicht scheue und sich in seiner Jugend etwas versuchen wolle.

Reise nach Bologna.

Als ich mich Abends auf mein Lager hinstreckte und mein Gebet verrichtet hatte, fiel mir bei, das Fläschlein, worin der Feuergeist, in einen breiten Gurt von ledernen Riemen zu verbergen, und solchen auf dem bloßen Leib zu tragen, um meines Kleinods desto sicherer zu sein. Da aber die Ampel erloschen und alles finster war, wollte ich es bis zum folgenden Tag verschieben. Erstaunt griff ich darnach und fand das Fläschlein, welches ganz hell schimmerte von darin verborgenem Licht. Dieser Anblick erfüllte mich mit

großem Vergnügen, und ich betrachtete das Spiel des Feuergeistes eine Stunde lang und darüber mit Wohlgefallen. Dann that ich das Fläschlein in den Leibgurt, wie ich vorher Willens gewesen, und befestigte denselben um meinen Leib.

Am andern Morgen berichtete ich dem Piccolomini, was ich gesehen hatte; er aber sagte mir, dies sei ihm nicht neu. Ich solle aber allezeit um Mitternacht darauf achten. Je heller der Feuergeist strahle, je mehr bedeute es mir Glück.

Wir ritten darauf fort und Thorhaimer mit uns. Piccolomini sagte, wir wollen jetzt nach Monte-Marciano in's Land Apulien ziehen, wo seine Herrschaft gelegen sei; da gedenke er Truppen zu werben, und dann sich mit mir an die Spitze aller Bannisirten zu stellen. Vorerst aber müßten wir gen Bologna, da habe er große Summen Geldes liegen, die er erheben wolle. Auch würde ich daselbst tapfere Männer kennen lernen, die von unserm Bund wider den Papst wären.

Als wir nun nach Bologna kamen, kehrten wir in das Haus eines Edelmanns, Don Aldovrandi, ein, der nahe an dem schönen Kloster der Dominikaner in einem weitläufigen Palast wohnte. Don Aldovrandi bewirthete uns gar gastfreundlich fünf Tage lang, und ich hatte die beste Gelegenheit, die Merkwürdigkeiten der großen Stadt zu betrachten. Und obwohl ich von früh Morgens bis Abends auf den Straßen, in den Kirchen, Schauspielen, Gärten und vornehmsten Gebäuden war, habe ich doch nur den allerkleinsten Theil des bolognesischen Reichthums sehen können.

Am Abend des vierten Tages ließ mich Piccolomini rufen. Wie ich in sein Gemach trat, waren zwei Fremde bei ihm, deren einer Marco de Sciarra, der andere Battistella del Aratro war. Als ihnen Piccolomini sagte, wer ich sei, grüßten sie mich freundlich, sagend: es freue sie, daß ein deutscher Kavalier zu ihnen trete.

Der Papst müsse mir wohl eine Million geben zum Zehrpfennig, wenn ich in's Vaterland heimkehre. Der Marco war ein kleiner, magerer Mann, schwärzlichten Angesichtes und verwilderten Blickes. Er war schon seit Jahr und Tag das Haupt der Verbannten, ein verwegener Mensch, dessen List und Glück nichts beikam. Mit seinen Truppen hatte er das ganze neapolitanische Land durchzogen, und zweitausend Mann in die Flucht geschlagen, welche der Vicekönig Don Zuniga wider ihn geschickt hatte.

Wir machten also Bekanntschaft, und versprachen tapfer Hand in Hand zu schlagen für die gute Sache der Vertriebenen. Die beiden Herren verließen uns erst spät nach Mitternacht; auch sahen wir sie in Bologna nicht wieder, wo sie nur eine Zusammenkunft mit Piccolomini gehabt, und Geld zu neuen Werbungen geholt hatten. Piccolomini aber schien sehr erfreut, und er berichtete mir, wie alle Verbannte nach seiner Ankunft schmachten, und begehren, daß er ihr Oberhaupt und Anführer werde. Auch habe er sich nun mit Pierconto de Montalto ausgeglichen, mit welchem er lange in Feindschaft gelebt.

Flucht.

Eines Morgens, welches am sechsten Tag unsers Aufenthalts in Bologna gewesen, kam mit Sonnenaufgang Don Alfonso zu mir in's Zimmer gelaufen, da ich noch schlief, und rührte mich unsanft, indem er schrie: „Auf, auf, Don Bastiano! Der Feind ist da! wir müssen fliehen, ehe man uns auffängt.“ Ich kleidete mich schnell an, und eilte mit Alfonso und Thorhaimer, ohne dem Herrn Aldovrandi Valet zu sagen, zur Hinterthür hinaus durch schmale Gäßlein und ein Pförtlein der Stadtmauer und viele Gärten, bis wir in's Freie kamen. Da fanden wir drei Pferde bei einem Kreuz im Gebüsch, die aber nicht dieselben waren, die wir sonst geritten hatten, und sechs bewaffnete Leute zu Pferde dabei, die unserer warteten.

Wir saßen blitzschnell auf und jagten mit verhängtem Zügel davon. Als wir aber ein Wäldlein erreicht hatten, hielten wir gleich Schritt, und ließen die Pferde verschnaufen. So kamen wir zu einer Kapelle an einem Kreuzweg, wo sich viele Straßen trennten. Da überfiel uns ein Hinterhalt von päpstlichen Reutern, bei zwanzig an der Zahl, die ihre Büchsen von allen Seiten auf uns abschossen. Piccolomini lachte und sprach: „Ist das nicht der Knabe Ottavio Cesis, den die Pfaffen absenden? Er begegnet aber dem unrechten Mann, ich will ihn zeichnen. Fasse nur jeder von uns zwei Mann, die übrigen bleiben nicht stehen!“

Indem wir nun langsam mit gezucktem Schwert gegen die Kapelle ritten, wo die Päpstlichen uns den Weg zu verrennen gedachten, und wie sich links und rechts die Straßen im Wald vor uns aufthaten, sahen wir alle diese Straßen mit Soldaten bedeckt, also, daß wir von jeder Seite umgeben waren. Und da die Schüsse rings um uns her fielen, wollte man stutzig werden, und sich zurückziehen. Ich fragte aber Piccolomini, welches der Weg wäre, den wir zu ziehen hätten? Er zeigte mir denselben mit der Hand. Darauf sprach ich: so laßt uns die Bahn fegen! und jagte voran, dem Haufen, der an der Kapelle stand, vorbei, dem andern zu, welcher mitten in jener Straße auf uns wartete. Die übrigen folgten mir. Da kam es schon bei der Kapelle zum Gefecht, also daß ich wieder umkehrte, den andern hinter mir zu Hilfe.

Die Feinde waren uns zwar an Zahl überlegen, doch nicht an Muth, und es gab manchen blutigen Hieb. Im Handgemenge verlor ich unsere Leute aus dem Gesicht, und ich schlug mich umsonst durch den Haufen, und rief nach den Unserigen. Denn es war das Getümmel, der Staub und die Menschenmenge so groß, daß man sich nicht erkannte. Als ihrer viele gegen mich allein anrannten, und ich befürchten mußte, übermannt und vom Pferde gerissen zu werden, zahlte ich Fersengeld. Drei Reuter

von den Päpstlichen verfolgten mich; da wandte ich mich, hieb dem Vordern über das Gesicht, worauf die beiden andern den Reißaus nahmen. Indem rannte und jagte alles vom Kreuzweg davon, in gleiche Straße hinein, wo noch Gefecht zu sein schien, also daß ich schloß, es seien die Unserigen auf der Flucht. Sie thaten gar wohl daran, aber ich war übel von ihnen getrennt. Ich achtete, besser sei, meines Wegs allein zu ziehen gen Apulien, und Don Alfonso in Monte-Marciano zu suchen. So wandte ich mein Roß, und ritt behende davon durch das Wäldlein.

Wie es Abend ward, kam ich das Städtlein Forli. Da kaufte ich mir andere Kleidung, auf daß ich wohl standesmäßig erscheinen könne, und wusch mein Haar von der schwarzen Farbe rein. Um den guten Thorhaimer habe ich viel im Stillen geklagt. Er war mir werth. Ich konnte doch gute deutsche Muttersprache mit ihm reden. Und dann haben wir viel von Hause gesprochen, vom alten Herrn Graf Sigismund, bei dem er fünfzehn Jahre lang treulich gedient; vom Graf Ulrich, den er aber nie so lieb gehabt, als mich. Er hat mir oft erzählt, wie Ulrich und ich als kleine Kindlein an einander gehangen; ich aber immer ein Wildfang gewesen vom Haus aus, der auf alle Berggipfel und Tannbäume zu oberst geklettert, darauf mich denn Ulrich seinem Vater verklagt. Auch sagte der Thorhaimer mir oft, es habe das ganze Schloß darum gewußt, wie ich dem Fräulein von Grota lieber gewesen sei, als Graf Ulrich; und wie jeder gesagt, es wäre besser, man thäte den Junker Sebastian mit dem Fräulein zusammen. Das alles wußte er mir zu sagen, und ich hörte den Alten gern erzählen; denn es war immer das Gleiche, und doch immer etwas aus dem Hause. Nun fehlte mir der Thorhaimer; ich wußte auch nicht, ob er gerettet, gefangen oder todt? Deß grämte ich mich sehr. Und war er verwundet, wer pflegte sein?

Darum wartete ich auf Mitternacht, dann zog ich das Fläschlein aus dem Leibgurt, und es leuchtete köstlich schön,

wie eine kleine Sonne. Dies nahm ich für ein gutes Zeichen, den Thorhaimer wieder zu finden; und ich ward ruhig und schlief fest ein.

Wallfahrt nach Loreto.

Wie mich nun der Schneider mit allem versorgt, wessen ich bedürftig gewesen, reisete ich nach der Stadt Ancona, am Meere gelegen. Dieses ist eine lustige Stadt, und bin ich viel daselbst am Hafen auf- und abgegangen, das Getümmel der Schiffleute zu schauen, und das weite Meer. Da ging mich die Lust an, nach einem Schiffe zu fragen, das nach Apulien segeln möchte; aber es war keines vorhanden.

Nun vernahm ich im Wirthshaus, wo viel Volks aus allerlei Ländern war, daß ich mich nur noch wenige Stunden von der Stadt Loreto befinde. Diese Nachricht erfüllte mein Herz mit großer Freude, denn es hatte Graf Sigismund mir sehr empfohlen, das heilige Haus zu besuchen, und meine Begier stand längst danach. Ich beschloß demnach zu dem heiligen Orte zu wallfahrten, und Ablaß für meine Sünden zu nehmen.

In der Morgenfrühe reisete ich von Ancona dahin, jedoch zu Fuß, mein Roß an dem Zaum führend, mit bußfertigem Gemüth. Jede halbe Stunde betete ich mit lauter Stimme den Rosenkranz. Ich begegnete vielem Volk, das freudig mit Ablaß zurückkehrte; doch noch mehrere wallfahrteten dahin, wie ich. Und da einige Herren zu Roß hinter mir kamen, und sahen, wie ich zu Fuß ging, schämten sie sich, stiegen behend ab, und nahmen ihre Rosse am Zaum und beteten, wie ich. So kamen wir zu guter Zeit in den Ort, und es waren der Fremden so viel, daß ich mit großer Mühe Unterkommen fand. Darauf begab ich mich alsobald in die Kirche, worin das heilige Haus befindlich, welches die heiligen Engel aus dem Land Galiläa hieher getragen, um es den Ungläubigen zu entreißen.

Und wie ich die Stufen erstiegen, und die Kirche betreten, ergriff mich große Andacht; denn es war, als strahlte der Himmel vor mir aufgethan, als ich das heilige Haus ersah, worin die Jungfrau gewohnt. Darum fiel ich auf die Knie und berührte mit der Stirn den Boden, bis ich drei Ave's gebetet. Dann rückte ich auf den Knien bis zum heiligen Hause. Da küßte ich das silberne Gitterwerk, und sah mit großer Ehrfurcht das Bildniß der heiligen Jungfrau. Es war himmelblau bekleidet, und das Kindlein in ihren Armen in rothem Gewande. Aber ich konnte den Glanz der silbernen Ampeln und der Diamanten und Juwelen kaum ertragen, wie gern ich auch das dadurch ganz dunkel gewordene Antlitz der heiligen Jungfrau erkannt hätte.

Darum zog ich das Bildniß meiner Madonna von Sclafani aus dem Busen, legte es auf die heilige Schwelle, und betete. Da überfiel mich bei dem Anblick der Hochgebenedeiten eine unaussprechliche Wehmuth, daß ich weinte wie ein Kind. Und ich küßte die heilige Schwelle, und blieb lange mit der Stirn am Boden, um den Leuten meine Betrübniß zu verbergen. Denn es beteten viele hinter und neben mir.

Die Erscheinung der heiligen Jungfrau.

Als ich mich wieder aufrichtete, hatte ich ein großes Schrecken, und doch ein freudiges. Denn wie ich mein Bild von der heiligen Schwelle nahm, und es inbrünstiglich an meinen Mund drückte, seufzte zu meiner Seite eine kniende Jungfrau laut auf: o Gott! also, daß ich mich nach ihr umsah. — Ich schreibe es aber, wie es mir widerfahren.

Wie ich nun mein Gesicht zu ihr wandte, erblickte ich die Madonna Sclafani's lebendig, im vollen Glanz ihrer Himmelsschönheit. Ihre Augen betrachteten mich; ein heiliger Schmerz lag in ihren Gebehrden; und über ihre

Wangen fielen zwei Thränen, wie durchsichtiges Silber. Sie war schneeweiß gekleidet, und um ihr Haupt war die Fülle der Haarlocken von einem himmelblauen Tuch zusammengehalten, mit Gold durchwirkt. Je länger ich sie ansah, je helleres Licht deuchtete mir um ihr herrliches Haupt zu schweben, welches so glänzend ward, daß von den Strahlen die ganze Kirche und das heilige Haus bedeckt wurde. Ich vernahm ferne Gesänge, wie vom Himmel, und Stimmen der Engel, und ein Sausen dazwischen, wie von den Stürmen der göttlichen Macht. Darauf verwandelte sich diese Gestalt der Heiligen in einen einzigen Strahl, der mich blendete. Die Kirche wankte, der Boden wiegte sich weich unter meinen Knien, wie eine Wolke. Ich verlor Licht, Athem und Leben, und starb eines süßen Todes zu den Füßen der überirdischen Königin der Himmel.

Ich wußte nichts mehr von mir, bis mich ein seltsames Getöse aufweckte, und ein Gemurmel von vielen Stimmen. Da schlug ich die Augen auf, und sah zahllose Menschen, die um mich her knieten oder neybegierig auf mich schauten. Ich lag auf einem harten Stein von den Stufen, draußen vor der Kirchthür, und ein alter Mann fragte mich um mein Wohlsein.

Da mir nun gar wohl und leicht ums Herz war, stand ich von dem Erdboden auf, und wußte nicht, was mir geschehen. Der alte Mann aber führte mich gar freundlich durch die Menge der Leute die Stufen hinab zur Straße, und gegen mein Wirthshaus, welches ich ihm beschrieb. Wie wir auf der Straße wandelten, und ich bei mir nachdenkend wurde, erinnerte ich mich wieder des Geschehenen, und wie mir in der Kirche die Hochgebenedeite erschienen sei. Das verbreitete über mich ein stilles Grausen, denn ich wußte nun nicht gewiß, ob ich geträumt oder gesehen habe. Da fiel mir mein Bildniß ein, wie ich es von der heiligen Schwelle aufgehoben. Aber ich fand es nicht mehr, welches mir große Traurigkeit verursachte. Das bewog mich, umzukehren, denn das Bildniß wollte ich nicht missen um

viele tausend Gulden. Jeden fragte ich darum, und ich fragte durch die ganze Kirche, und suchte es vor dem heiligen Haus und vor der Kirchthür, wo ich gelegen war.

Da es nun Nacht geworden war, ging ich betrübt zu meiner Wohnung, denn ich hatte meinen schönsten Schatz eingebüßt, und keine Hoffnung, ihn wieder zu sehen. Weil mich der Kummer also plagte, daß ich nicht zu Nacht speisen konnte, trat die Wirthin zu mir, eine betagte, wohlmeinende Frau, und fragte, was mir so hart am Herzen liege? Da sie erfuhr, wie ich mein Heiligthum verloren, und ich tausend Gulden dem zahlen wolle, welcher es mir wieder schaffe, sprach sie mir guten Muth ein. Sie ließ es am folgenden Morgen durch die ganze Stadt verkünden und in allen Häusern, auch an den Kirchthüren, und zeigte es selbst der Geistlichkeit an, und den Beichtvätern von allen Nationen, in der Hoffnung, daß der Fund oder der Raub in einer Beichte laut werden möchte.

Allein da der Tag verging, und sich niemand mich zu trösten eingefunden, warf ich mich schmerzvoll auf mein Lager und weinte bitterlich. Um Mitternacht aber leuchtete der Feuergeist im Fläschlein so vergnüglich, daß ich alles Gute hoffen konnte. Darum begab ich mich zur Ruh. Und ich träumte die ganze Nacht von nichts anderm, als der Gebenedeiten, wie sie mir vor ihrem heiligen Hause wundervoll erschienen war. Doch hatte ich Niemandem offenbart, was mir geschehen.

Die zweite Erscheinung.

Weil ich auf die Verheißung des Feuergeistes vertraute, verließ ich auch den andern Tag das Wirthshaus nicht, hoffend, es werde der Ueberbringer meines Kleinods erscheinen. Doch erschien niemand.

Da ging ich zur Kirche mit großer Niedergeschlagenheit des Gemüthes, und betete wieder vor der heiligen Schwelle, wo ich mein Köstlichstes auf Erden verloren und das Aller-

göttlichste mit meinen Augen erblickt hatte. Und ich kniete auf derselben Stätte, wo mir die Himmelskönigin sichtbar geworden war, und flehte mit heißer Inbrunst um die Gnade abermals; doch mein Gebet war umsonst.

Nach verrichteter Andacht, wie ich zur Kirche austreten wollte, stieß mich eine Frau leise an den Arm, sprechend: „Herr, ich weiß, was Ihr suchet; folget mir nach, doch in weiter Entfernung, bis ich still stehen und Euch winken werde.“ Die Matrone ging mit diesen Worten von mir; sie hatte verschleiertes Antlitz, und einen schwarzen, großen Mantel umgethan, wie viele Wallfahrter weiblichen Geschlechtes dortigen Landes zu tragen pflegen.

Da sprang ich hoch vor Freuden, und folgte der Pilgerfrau von fern, wie sie geboten hatte. Oft übernahm mich die Ungeduld dergestalt, daß ich ihr mit schnellen Schritten nahe kam, um sie zu fragen, ob sie das Bild gefunden; aber dann erinnerte ich mich ihres Befehls, und ich blieb wieder zurück.

Nachdem sie aus dem Flecken gegangen den Hügel hinab zwischen Gärten, blieb sie unter einem hohen Baum stehen, und setzte sich dann auf ein steinernes Bänklein neben einer Kapelle, die unter dem Baume aufgebaut war. Da winkte sie mir, und ich lief so schnell, daß ich athemlos zu ihr kam, und kaum die Frage sprechen mochte, welche ich unterwegs schon tausendmal leise gethan.

Sie sprach: „Ich habe das Bild gefunden, mit einer goldenen Kette daran, und habe es Euch selbst überliefern wollen, doch gegen einen Beding.“

Als ich dies hörte, rief ich: „Dank sei Gott und seiner heiligen Mutter und Euch! Es soll Euch Euer ehrliches Gemüth nicht gereuen, und ich gebe Euch, was ich verheißen, und mehr.“ — Und stracks suchte ich mein Geldsäcklein hervor, um ihr an Gold zu geben, was ich bei mir trug, versprach ihr aber, das Fehlende morgendes Tags zu bringen, wohin sie wolle.

Sie weigerte sich, das Geld zu nehmen, und sagte: „Ich gebe das Bild um kein Geld hin, und Ihr empfanget es nicht, es sei denn, daß Ihr mir saget, wer es Euch gegeben, oder wie Ihr dazu gekommen? denn ich muß es wissen.

Da erzählte ich ihr, wie ich aus Deutschland gen Verona gekommen, zu Don Bevilacqua, und gen Mantua, wo ich die Madonna in der herzoglichen Gallerie bewundert. Wie ich darauf keine Ruhe mehr genossen, bis mir Bevilacqua eine Kopie von dem Bilde der Gebenedeiten verschafft. Seitdem trage ich dasselbe allezeit auf meinem Herzen, und verehre es wie mein allerkostbarstes Gut; ja, ich wolle viel lieber als Bettler wieder über die Alpen nach Deutschland heimwandern, denn das Bild in Welschland zurücklassen.

Als ich dies gesagt, fragte sie nochmals, ob ich redlich sei? Und dies betheuerte ich.

Darauf that sie den Mantel auf, als wollte sie mir das Bild geben, zog ihn aber jählings wieder um sich zusammen, als gereuete es sie, und fragte noch einmal, ob ich redlich sei, und wie ich heiße, von wannen ich komme, und wohin ich gedenke?

Ich legte die Hand auf mein Herz und betheuerte zum andern Mal, daß ich Wahrheit sage, nannte auch meinen Namen und von wannen ich komme; dann sagte ich, daß ich gedenke, nach Apulien zu reisen, des Vergnügens willen. Denn ich scheute mich doch, in diesem Stück die lautere Wahrheit zu bekennen.

Nachdem ich also geredet, schwieg sie geraume Zeit, als denke sie meinen Worten nach. Dann schlug sie den Mantel auf, und ich sah wohl, daß ich mich geirrt hatte in ihrer Gestalt; sie schien nichts minder, denn alt zu sein, sondern eine schlanke Jungfrau. Als sie aber mein Bild aus ihrem Busen ziehen wollte, und das Schleiertuch vom Gesicht auf die Seite warf, erblickte ich die Gebenedeite

wieder, wie sie vor ihrem heiligen Hause mir erschienen war.

Da überfiel mich ein großes Zittern und ein Entzücken, daß ichs nicht beschreiben mag. Und ich sank zu ihren Füßen, denn ich konnte nicht glauben, daß sie etwas Irdisches sei.

Verkörperung des Geistigen.

Sie reichte mir das Bild, das nur ihr schwaches Conterfei und lebloses Ebenbild war, und lächelte ob meinem Erstaunen und Entzücken.

Dann sagte sie mit holdseliger Anmuth: „Don Bastiano, stehet auf; es geziemt Euch nicht, vor mir zu knien. Auch möchte ich nicht, daß Euch Menschen in dieser Stellung sähen. Stehet auf oder ich fliehe.“ So gehorchte ich ihr, stand auf, konnte aber nicht reden, so ganz ausser mir war ich; sondern einer Bildsäule gleich, blieb ich aufrecht vor ihr, und betrachtete schweigend die Pracht und Heiligkeit ihres Antlitzes.

Sie sagte und lächelte wieder mit unnennbarem Liebreiz: „Ihr habet wohl recht, Euch zu verwundern, daß Ihr zu Euerm Bild eine Person gefunden, der es gleichet, und daß Ihr anstatt der Heiligen nur ein sterbliches Weib gefunden, gleichwie ich in große Verwirrung gerathen bin, da ich dies Bild in Euern Händen erblickte, als Ihr in der Kirche neben mir gebetet habt. Ich nahm es zu mir, als Euch übel wurde und Ihr ohnmächtig niederfielet zu meinem großen Entsetzen. Denn ich fürchtete, das Bild werde in andere Hände gerathen oder zertreten, weil gar großes Gedräng von Leuten um Euch entstand, die Euch hinaus trugen. Ich bekenne auch, daß ich Euch das Bild vorenthalten wollte. Da Ihr aber es in ganz Loreto aller Orten habt auskünden lassen, und ich einsah, wie viel Euch daran gelegen sei, suchte ich Euch wieder in der Kirche, um es Euch zuzustellen. Schon gestern suchte ich Euch

daselbst vergebens. Nehmet es denn, wenn es Euch vergnügt, und entweihet es niemals.«

Ich nahm das Bild aus ihrer zarten Hand, und drückte das Wiedergefundene an mein Herz und hielt es hoch gen Himmel; es schossen Thränen in meine Augen, aber reden konnte ich nicht.

Darauf that sie die Frage: »Lasset wissen, was diesem Bilde für Euch so großen Werth gegeben?«

Ich antwortete zitternd: »Was anders, denn die Heiligkeit und Anmuth, welche in Euch wohnet.«

Sie betrachtete mich lange zweifelhaftig, und sagte: »Ihr seid nicht wahrhaft. Wo habet Ihr die Person gesehen, der es gleicht?«

»Das wisset Ihr am besten,« gegenredete ich: »vor dem heiligen Hause, und nun hier, wo Ihr sitzet, und sonst nirgends, weder in meinen Träumen.«

»Nirgends sonst? fragte sie abermals.

Ich antwortete: »Ich habe nimmer geglaubt, unter dem Himmel so viel vereintem Liebreiz zu begegnen. Gott ist Zeuge.«

Dann fragte sie: »Und Ihr wisset auch den Namen der Person nicht, der es gleichet?«

Ich erwiderte Ihr: »Könnte ich ihn wissen, da Ihr mir nicht saget, wie Ihr heißet? Ich nannte das Urbild meine Heilige, meine Anbetungswürdige, und dies seid Ihr.«

Da senkte sie das Haupt und zog das Schleiertuch vor ihr schönes Antlitz. Ich aber flehte mit gefaltenen Händen: »Entzieht mir Euere holdseligen Blicke nicht. Habe ich gesündiget, entsündiget mich wieder durch Euer Anschauen. Ihr seid meine Heilige! Nehmt mich in Euern Dienst. Verstoßet mich nicht!« — Sie stand auf, als wollte sie sich entfernen. Aber ich ließ nicht ab mit Flehen und Bitten, bis sie mich erhörte und ihr Antlitz noch einmal enthüllte.

»Ihr irrt Euch,« sagte sie, »ich bin keine Heilige.«

»Oder wie soll ich Euch nennen?«

„Hermingarda di Solis.“

„Darf ich mich nicht Euerm Dienste weihn? O gewähret mir die Gnade!“

„Ich habe nicht über mich selbst zu gebieten.“

„Von wem Ihr abhängt, von dem hängt mein Leben ab.“

„Ihr wäret übel berathen, guter Fremdling. Gehabt Euch wohl. Verlaßt mich. Und wo Ihr mich erblicken möget in Loreto, verrathet mit keinem Zucken des Mundes, mit keinem Augengruß, daß Ihr mich kennet.“

Sie wollte gehen. Ich wagte es, ihren Mantel zu halten, und sprach: „Fräulein, Ihr wollet mich unglücklich machen. Ich soll Euch nie wieder finden? O Fräulein, machet mich zum geringsten der Knechte Eures Hauses. Nur in Eurer Nähe mag ich das Leben noch lieben.“

Da warf sie mir einen langen, düstern Blick zu; dann verhüllte sie ihr Gesicht in's Schleiertuch, und ihre Gestalt in den Mantel und sprach: „Lasset mich allein gehen; Eure Begleitung könnte mir Schaden bringen.“

Und als ich fragte: „Zürnet Ihr mein?“ reichte sie mir die Hand und sprach: „Nein! — Bleibet fern von mir. Gehabt Euch wohl.“ — Ich küßte knieend ihre Hand, die sie mir schnell entriß. Sie entfloh mit behendem Schritt. Ich war vom Schmerz betäubt. In der Ferne folgte ich ihr zum Flecken zurück. Sie ging zur Kirche; ich verfolgte sie im Haufen der Betenden. Begleitet von einer Matrone, ihr gleich gekleidet, verließ sie die Kirche nach einem halben Stündlein. Ich folgte, und sah das Haus, in welches sie ging.

Ein Schritt näher.

Nun fehlte ich keinen Tag mehr in der Kirche, und ging fleißig die Straße auf und ab, wo die wunderherrliche Hermingarde wohnte. Aber es glückte mir nie, sie wieder zu sehen. So streng ward sie gehalten. Denn

ich hatte durch fleißige Kundschaft endlich erfahren, daß sie gen Loreto zur Wahlfahrt gekommen mit ihrer Stiefmutter und ihrem Stiefbruder, welchen man Domenico nannte, und daß sie hart bewacht sei, auch viel leide.

Dies ging mir gar zu Herzen, und ich grämte mich fast ab, und genoß keine Ruhe Tag und Nacht.

Wie ich eines Morgens auf der Straße gestanden vor Hermingardens Herberg, ist Don Domenico aus dem Hause getreten, und hat mich mit rauher Stimme angeredet: „Ihr seid ein müßiger Gesell, daß Ihr allstündlich hier wandert und gaffet. Was suchet Ihr?“

„Herr, ich habe meine Herrschaft verloren und suche Dienst. Ich bin ein Deutscher, und habe nicht, wovon heimreisen. So meine Person Euch aber anständig, so will ich Euch um Nahrung und Kleider dienen mit Treue und Ehren, und Ihr sollet mich fortan nicht mehr müßig in allen Gassen finden.“

Diese listigen Worte gab mir, glaube ich, der Feuergeist ein; denn sie schlugen nicht fehl, und ich wußte meine Reden so gut zu stellen, daß Don Domenico endlich sprach: „Ich habe Euch in der That gehalten für das, was Ihr seid; auch sehe ich mich schon seit Langem nach einem getreuen Diener um, der die Rosse wohl zu pflegen weiß, und behend ist zu allerlei Aufträgen. Suchet Ihr also Dienst, so kann er Euch werden, und wenn Ihr treu seid und fleißig, wird es Euch nicht gereuen bei mir.“

Darauf wurden wir schnell Handels einig, und er führte mich in das Haus, wo Hermingarde wohnte. Als ich aber die Schwelle betrat, hätte ich niedersinken mögen, um mit Entzücken den Boden zu küssen, welchen ihr Fuß betreten. Domenico führte mich in ein Zimmer; da saßen zwei Frauen, beide verschleiert. Ich erkannte in der einen die Göttliche; Domenico aber redete mit der andern, welches die Stiefmutter war. Ich weiß nicht, was sie redeten; denn ich schlug die Augen zu Boden, um mich nicht

zu verrathen, und zitterte am ganzen Leib, und verstand nicht, was man mir sagte, so voll Verwirrung war ich.

Und es gereuete mich schier, das kecke Abenteuer eingegangen zu sein, obwohl ich freudig heimsprang, meine ritterlichen Kleider einpackte, und mit meinem Roß in den Dienst des Domenico ging, wie in ein Himmelreich. Aber so oft ich Hermingarden sah, ward ich sprachlos, und ich fürchtete, mich zu verrathen. Am folgenden Tag, da ich zur Stiefmutter kam, von ihr Aufträge zu vernehmen, fand ich die Göttliche bei ihr im einfachen Morgenkleide und schleierlos. Und da mich Hermingarde erblickte, glühte ihr schönes Antlitz von schamhafter Röthe; und die Heilige verbarg ihr Angesicht vor der Stiefmutter wie eine Sünderin.

Am fünften Tage meines Dienstes ward ich berufen, und die Stiefmutter befahl mir, Alles zur Abreise zu rüsten. Das that ich, und vollzog, was mir befohlen worden. Am Abend dieses Tages befahl mir Domenico, das Haus nicht zu verlassen, um zu verhüten, daß sich Hermingarde, seine Schwester, nicht aus den Zimmern entferne; denn er und seine Mutter wollten noch einmal zum heiligen Hause gehen. Ich verhieß Gehorsam in allen Dingen, und er ging mit seiner Mutter fort. Ich blieb aber im Vorsaal und hütete Hermingarden.

Erklärungen.

Nach einer Viertelstunde trat sie gar schüchtern und sittiglich aus ihrem Zimmer und sah mich lange schweigend an. Dann sprach sie mit leiser Stimme: „Don Bastiano, warum habet Ihr mir das gethan?“

„Ich antwortete und sprach: „Fräulein, mein Leben ist nur für Euch!“

„Ziemt es auch einem edeln Ritter, Knechtsdienste zu leisten?“

„Für Euch, Fräulein, was Ihr wollt; ich verlange keinen andern Sold, als nur in Eurer Nähe zu athmen.“

„Was wollet Ihr? Ihr sehet, daß ich eine unglückselige Gefangene bin. Mein Stiefbruder und seine Mutter hassen mich. Ich bin sehr elend.“

„O Fräulein, saget das nicht, so lange mein Blut und Gut Euch helfen kann. Der Himmel wäre treulos an sich selbst, wenn er Euch verließe.“

Da ich diese Worte gesprochen, zerfloß sie stillweinend in Thränen. Da vermochte ich's nicht länger über mich, und fiel weinend der Göttlichen zu Füßen und rief: „Tödtet mich lieber, als daß ich Eure Thränen sehen muß.“

Sie ging von mir mit raschen Schritten, verriegelte die Thür des Vorsaals, kehrte zurück, und hob mich vom Boden. „Sie kommen vielleicht bald zurück, also — vertraue ich mich blindlings Euerm Herzen. Es muß geschehen. Gott und die heilige Jungfrau mögen mir helfen! Habet Ihr Muth, Don Bastiano?“

„Für Euch zu jedem Tod, Fräulein.“

„Schwört Ihr, mich nicht zu verrathen, wenn Ihr nicht helfen könnet?“

Ich küßte ihre Hand und sprach: „Bei dem Heiligsten, was ich unterm Himmel kenne, bei Euch selbst!“

Sie erröthete und wand ihre Hand aus der meinigen. Aber ich hielt sie mit Inbrunst fest, und fragte: „Zürnet Ihr mir darum? Gebietet mir, was Ihr wollet, nur nicht, daß ich aufhöre, Euch anzubeten.“

Sie ließ ihre Hand in der meinigen, und sah mich milde seitwärts an, und sprach: „Bastiano, Ihr seid wohl ein rechtschaffener Kavalier. Ich schätze Eure Freundschaft. Ich will mich ihr vertrauen.“

Darauf erzählte sie mir unglaubliche Dinge, wie sie seit Kindheit in die Gewalt ihrer gottlosen Stiefmutter gekommen, welche nebst Don Domenico vielen Aufwand machen, ohne Vermögen zu haben. Wie beide allerlei reiches Volk unter allerlei Vorwand auszuplündern verstehen, und selbst sich dazu der Stieftochter bedienen, wiewohl diese voller Abscheu gegen deren schändliches Gewerbe

gewesen. So seien jetzt Mutter und Bruder bereit, sie an den Kardinal Giuliano zu verkuppeln, der ihnen große Summen und Leibgedinge verheißen, wenn sie Hermingarden vermöchten, sich seinem Willen zu ergeben, und seine Liebe anzuhören. Domenico, ein gefährlicher und boshafter Mensch, habe ihr mit dem unfehlbaren Tode gedroht, wenn sie nicht gehorche. Darauf hätte Hermingarde nur angehalten, daß sie zuvor noch eine Wallfahrt zum heiligen Hause von Loreto thun dürfe, wo sie Gelübde lösen wolle; nachdem gedenke sie ihr Wort zu geben, doch nie zuvor. Sie habe aber dies Begehren nur darum gestellt, daß sie Zeit oder Gelegenheit zum Entweichen gewönne. Aber ausser dem einen Male, da sie zum Kreuz gegangen, mir das Bild zurückzugeben, sei es ihr nie gelungen, der strengen Aufsicht zu entschlüpfen.

„Nun aber," fuhr sie fort, „glaube ich, die heilige Jungfrau hat meine tausend Seufzer und Thränen erhört, und Euch mir gesandt. Auch seid Ihr mir allezeit im Sinn gelegen, seit ich Euch gesehen, und habe Euch nicht vergessen. Doch konnte ich mich Euch nie offenbaren, aus Furcht, mich und Euch in Unglück zu stürzen. Gott und der heiligen Jungfrau aber sei Dank, daß sie uns diesen Augenblick gegeben."

Nach diesem erklärte sie mir, sie wolle diese Nacht entfliehen oder sterben. Wenn ich sie aber zu einer Frau, unweit Montefiascone am Bolsener-See, bringen wolle, die als Magd im Hause ihres Vaters gedient, und sehr rechtschaffen sei, werde sie mir lebenslang erkenntlich sein. Dort hoffe sie verborgen zu leben, und den Nachstellungen ihrer Stiefverwandten zu entkommen.

Ich sprach ihr Muth zu, und verhieß, alles zur Flucht zu bereiten, und ihrer von Mitternacht an auf der Treppe zu warten.

Da sah ich ihr schönes Gesicht zum erstenmal lächeln und ihr Blick erhob sich dankend zum Himmel; dann sah sie mich mit Wohlgefallen an, drückte meine Hand, und

sprach: »So vertraue ich Euch! Gott wird Euch lohnen. Wartet mein, ich komme gewiß.«

Damit schieden wir, denn wir fürchteten die Rückkehr der Herrschaft.

Die Entführung.

Ich hatte in der Dunkelheit mein und Domenico's Roß aus dem Stall gezogen mit unterbundenen Hufen, daß man den Schlag der Füße nicht höre. Und wie ich harrend nach Mitternacht auf der Treppe des Hauses saß, trat hinter mir leise eine Mannsgestalt aus dem Dunkel hervor. Des erschrack ich sehr, und fragte: wer da gehe?

Es war aber Hermingarde in Kleidern ihres Bruders, mit einem Bündel unter dem Arm. Freudig führte ich sie in eine enge Gasse des Fleckens, wo die Pferde angebunden standen, hob sie auf mein Roß, und schwang mich auf dasjenige ihres Bruders. So trabten wir schweigend von dannen.

Als wir im Freien waren, rief sie: »Gott hat Wunder an mir gethan; denn meine Stiefmutter schlief neben mir, wie eine Todte, und hörte nicht, als ich von ihrer Seite wich.«

Wir ritten scharf, und als es Morgen ward, hatten wir schon das Städtlein Fabriano vor uns. Ich aber konnte mich nicht satt schauen an der wunderbaren Schönheit des zarten Knaben, der mir mit Hermingardens Geberden zur Seiten ritt. Kein Liebesgott wird von den Malern schöner abgebildet.

Auch in den Dörfern, wo wir weilten, uns zu erfrischen und den Rossen Futter zu geben, bewunderte jedermann die Schönheit meines Begleiters, und die Weiber bezeugten laut ihr Entzücken, und lachten, wenn Hermingarde vor dem Lobe erröthete. — Als wir durch einen Eichwald ritten, sagte sie: »Färbet mir mein Gesicht, Bastiano, daß ich männlicher scheine.« Sie stieg vom

Pferde und suchte Pflanzen, die braun und gelb färben sollten, und zerrieb die Blätter und bestrich sich damit die zarten Hände. Dann befahl sie mir, auf gleiche Weise ihr Gesicht zu entstellen.

Als ich nun mit meinen Händen die schönen Wangen berühren, und die Rosen auslöschen und den Schnee ihrer Haut besudeln sollte, überfiel mich ein Zittern, und ich konnte nicht.

„Ich bin unglücklich!“ sagte sie.

„Und ich noch unglücklicher!“ seufzte ich: „wie sollte ich also sündigen, und Gottes schönstes Werk verunstalten?“

Da schlug sie die Augen nieder, und ich konnte nicht mehr reden.

„Nehmet,“ sprach sie, „die Blätter — machet mich unkenntlich, sonst sind wir schnell verrathen.“

Darauf nahm ich die zerriebenen Blätter. Wie ich aber meine Hand an ihre Wangen legte, verschwand unter der Berührung alle meine Besinnung. Ich umfing die Himmlische mit meinen Armen, und hielt sie und zitterte, und stammelte nur leise: „Hermingarde! Hermingarde!“ Und wie sie nicht antwortete, und mich mit ihren Armen aufrecht hielt — denn ich wankte, wie einer Ohnmacht nah — zerflossen Erde und Himmel vor meinen Augen in einen wunderbaren Glanz, und ich war wie getödtet vom Entzücken, und wie losgebunden von dem Staube dieses Leibes. Ach, ich wußte nicht, daß meine Lippen an Hermingardens Lippen hingen; daß die Göttliche mit ihren Thränen meine Wangen bethaute. Und als ich zu Sinnen genas, stand sie vor mir wie eine Verklärte; ich selbst ward mir wie eine Gottheit, die Welten zu vergeben hat. Da hielt ich alles für einen Traum.

„Liebst du mich aufrichtig, Bastiano? Willst du mich nicht verlassen?“ Also fragte sie, und ich antwortete: „Meine Seele verläßt eher das Leben, denn dich.“ — Da schwuren wir, und gaben Seele um Seele im Kusse. Dann reichte sie mir wieder die Blätter, und ich mußte

ihr Antlitz braungelb färben. — O welche Mühe! welche Seligkeit! — Des Eichwaldes bei Assissi gedenke ich wohl mein Lebtage.

Darauf nahmen wir abermals unsere Rosse zur Hand, und setzten unsern Weg fort.

Unglück.

Als wir nun am andern Tage zu einem Wäldlein kamen, vermochte sie es nicht länger, und sprach: „Liebster Bastiano, ich bin nicht vermögend, Euch zu folgen auf diesem Rosse, und bin gar sehr ermüdet. Eilet in die Stadt hinauf, und suchet ein Wägelein für uns beide. Ich will im Schatten dieser Eichen gelagert bleiben, bis Ihr wiederkommt. Ich bitte Euch, erfüllet meinen Wunsch, denn ich kann nicht weiter.“

Da half ich ihr vom Pferde, und führte sie in's Gebüsch zum Schatten gegen die heißen Sonnenstrahlen. Dann nahm ich den zärtlichsten Abschied von ihr, und schwang mich wieder auf's Roß, und ritt behend den Weg zum Städtlein Trevi, welches auf einem hohen Hügel vor uns lag.

Nach langem Suchen und vieler Mühe gelang es mir endlich, um schweres Geld ein altes, schlechtes Reisewägelein zu erhandeln, davor ich meinen müden Gaul spannte. Aber kaum war ich auf dem rauhen, steinigten Weg einige tausend Schritte gefahren, war daran schon ein Rad gebrochen, also, daß ich zu Fuß in die Stadt zurückkehren mußte. Erst gegen Sonnenuntergang konnte ich meinen Rückweg zum Eichwäldlein verfolgen.

Wie ich aber zur Stelle kam, wo ich Hermingarde gelassen, war sie verschwunden. Ich rief ihren Namen; ich suchte durch das ganze Wäldlein, denn es war nicht groß, und sehr licht; ich kehrte zu der Stelle zurück, wo sie in Gras und Kräutern gelegen war; ich lief in's Freie; ich stieg jenseits des Wäldleins auf einen Hügel; ich fragte

die Landleute und Reisenden; ich suchte bis in finstere Nacht — und sah und hörte nichts mehr von der Verlornen.

Da ward ich von großer Verzweiflung ergriffen, und ich warf mich heulend auf den Boden, und zerraufte mein Haar; denn ich zweifelte fortan nicht länger, ihr Stiefbruder Don Domenico habe sie entdeckt und fortgeführt. Ich bin geworden wie ein Wahnsinniger, und weiß nicht, was ich gethan. Endlich in später Nacht spannte ich mein Roß aus, legte den Sattel auf, und ritt bis zu einem elenden Dörflein an der Straße, wo ich Herberg fand. Aber wonach ich forschte, fand ich nicht. Und als ich mein Fläschlein zog, um den Feuergeist zu fragen, war er gar schwach, und leuchtete fast nicht mehr, was mich fast betrübte. Ich schloß des Nachts kein Auge.

Drei Tage lang habe ich in der ganzen Gegend mein Forschen fortgesetzt; dann den Weg nach Montefiascone und zum Bolsener-See gewählt. Auch erfragte ich gar bald die Wohnung der Martha Balbino, jenes getreuen Weibes, welches lange Zeit im Hause von Hermingardens Aeltern als Magd gedient hatte. Diese Martha wohnte in einer schlechten Hütte, einsam auf einem Hügel am See gelegen, eine Stunde von der Stadt Montefiascone, in lustiger Gegend. Denn der ganze See ist mit Bergen und Wäldern anmuthig umschlossen; auch kein bequemerer Ort, sich vor der Welt zu verbergen, als diese Einsamkeit.

Jedoch die Martha, schon eine betagte Frau, hatte seit vielen Jahren nichts von Hermingarden vernommen; und als ich ihr das Schicksal des Fräuleins erzählte, und wie sie habe zu ihr flüchten wollen, weinte sie untröstlich. Nun war auch hier kein Bleibens für mich, und ich gab der Frau ein Geschenk und eilte nach Rom, den Aufenthalt des Kardinals Giuliano zu erfragen; denn ich konnte wohl denken, Don Domenico habe seine Stiefschwester ihm verkuppelt und zugeschleppt.

In Rom vernahm ich, der Kardinal sei vor wenigen Tagen gen Napoli verreiset. Da hatte ich keine Ruhe, sondern kaufte ein frisches Roß, und miethete mir einen Knecht zur Bedienung. Der Knecht war von Geburt ein Römer und hieß Giuseppe; aber ich klagte um Thorhaimern fort und fort, denn die Welschen sind treulos und mögen keine Mühe ertragen.

Und ich grämte mich um mein Schicksal also ab, daß ich weder Speise noch Trank genießen konnte, und keine Freude sehen mochte. Auch blieb der Feuergeist trübe; das deutete noch auf viel Ungemach.

Die Sängerin.

Ich war so hinfällig, daß ich mich kaum auf dem Rosse halten mochte. Wie ich nun am andern Tag unserer Abreise von Rom bei einem Brünnlein abgestiegen war, wo Giuseppe die Rosse tränkte, und ich mich neben der Straße am Boden lagerte, kam ein vornehmer Herr des Wegs geritten, von vieler Dienerschaft in kostbarer Kleidung begleitet. Er hielt vor mir an, und grüßte mich freundlich, und da er mein bleiches Gesicht sah, fragte er leutselig nach meinen Umständen. Ich war so matt, daß ich kaum Antwort leisten mochte. Giuseppe aber sagte ich sei ein reicher Kavalier aus Deutschland, der gen Napoli wolle, aber schwerlich dahin gelangen würde, sintemal ich todeskrank sei, und dennoch alle Arznei verschmähe.

Da stieg der Herr ab, und sprach mir gastfreundlich zu, daß ich in seinem Landhause ausruhen und meiner Gesundheit pflegen solle; zudem versicherte er, daß die Wege gen Napoli wegen der vielen Räuber und Banditen gar unsicher wären, also daß selbst Don Carlo Spinelli nichts wider sie ausgerichtet habe, welchen der Vicekönig von Napoli gegen sie in's Feld geschickt.

Ich dankte ihm gar höflich, und erfuhr, er sei der Prinz von Colleferro aus dem Hause Pamfilio, und

folgte ihm zu seinem Landsitz, der nicht gar fern gelegen war. Ich empfing in dem Palast prächtige Zimmer, und alle Dienerschaft war auf meinen Wink bereit. Auch besuchte mich der Arzt des Prinzen, und gab mir Stärkungen, also daß ich bei so guter Pflege in wenigen Tagen hergestellt war.

Darüber hatte der Prinz große Freude, und ich mußte ihm viel von meinen Reisen und von Deutschland erzählen. Auch wollte er mich nicht so bald von sich lassen, da er die Ankunft seiner neuvermählten Schwester erwartete, welcher er große Feste aller Art zubereitet hatte. Da gelobte ich dem edelmüthigen Prinzen, noch acht Tage lang bei ihm zu verweilen, und an seinen Festen Theil zu nehmen.

Noch den gleichen Tag erschien seine Schwester mit ihrem Gemahl, dem Herzog von Monteleone, und überaus zahlreichem, glänzendem Gefolg. An Köchen, Komödianten, Spielleuten, Sängern und Sängerinnen war kein Mangel, und für alle Raum in den weitläufigen Gebäuden des Prinzen. Alles ging mit königlicher Pracht zu, und ich hätte wohl vergnügt sein können, hätte ich nicht um Hermingardens Verlust getrauert. Auch bin ich oft beiseits gegangen, um mich satt zu weinen, wenn jedermann sich an den Lustbarkeiten ergötzte. Denn die Freudenbezeugungen so vieler Menschen machten mich viel trauriger. Ich that auch nur zum Schein, als nähme ich Theil an den Vergnügungen, und stellte mich aufgeweckter, als ich war.

Den ersten Abend, als in einem großen Gartensaal Musik aufgeführt ward, bin ich auch dahin gebracht worden. Aber ich hielt mich weit von den Andern zurück; denn ich wollte verbergen, wie weh mir zu Muthe war. Auch vernahm ich nichts von dem, was auf dem Theater vorging, und saß mit niedergeschlagenen Augen in einem Winkel des Saals, und dachte an die unglückselige Hermingarde. Indem entstand eine große Stille, denn eine der vornehmsten Sängerinnen ließ sich hören. Sie hatte

auch eine solche zauberische Stimme, daß ich selbst davon ganz durchdrungen ward, und sie nur mit der Stimme eines Engels oder meiner verlornen und angebeteten Göttin vergleichen konnte.

Darum mochte ich mich nicht enthalten, die Augen aufzuschlagen, um die Sängerin zu bewundern. Aber da ward es mir, als sei ich wahnsinnig; denn ich erkannte in der Sängerin auf dem Theater die vielbeweinte Herminngarde.

Da konnte ich mich vor Entzücken und Erstaunen nicht mäßigen, und sprang auf, und ich wäre zum Theater gelaufen, und ich hätte mich ihr zu Füßen geworfen, wenn mir nicht der Anblick so vieler vornehmen Anwesenden Ehrfurcht eingeflößt. Ich verließ aber meine Stelle, und drang bis zur Bühne vor, um mich zu überzeugen, ob ich mich nicht betrogen habe. Und sie war es! Ich zitterte an allen Gliedern, und fühlte, daß ich nahe daran sei, den Athem und alle Besinnung zu verlieren. Sie sah mich zuweilen mit Aufmerksamkeit an, doch störte sie dies in ihrem Gesang nicht, und ich verwunderte mich über ihre Macht und Verstellungsgabe. Auch bemerkte ich wohl, daß sie nicht gekannt sein wolle; denn sie trug hier den Namen Donna Lucia, und hatte vorgegeben, sie komme von Florenz. So sagte mir jeder, den ich nach der Sängerin befragt.

Betrübte Entdeckungen.

Inzwischen erfuhr ich bald vom Prinzen mehr, als mir zu wissen lieb sein konnte. Denn da ich nach vollbrachter Musik die vorgebliche Donna Lucia sprechen und aufsuchen wollte, und den Prinzen deshalb anging, rieth er mir, vorsichtiglich zu fahren, weil sie die Geliebte des reichen Marchese de Lamentano sei, welcher sie von Florenz entführt, und große Eifersucht habe. Auch sei es nur auf

vieles Bitten geschehen, daß der Marchese bewogen worden sei, Donna Lucia öffentlich singen zu lassen.

Ich konnte die Erzählung nicht reimen mit Demjenigen, was ich von Hermingarden wußte, und mochte noch minder glauben, daß sie mich in Loreto und seitdem so schnöde belogen und mit ihrer Tugend hinter das Licht geführt habe. Zudem war der Marchese de Lamentano ein abgelebter, häßlicher Herr, der kaum noch in Haut und Knochen hing, und in Hermingardens Herzen nicht viel gelten konnte.

Jedoch hatte der Prinz Recht; denn der Marchese verließ meine Angebetete keinen Augenblick; und als getanzt wurde, war er beständig ihr zur Seite. Ich hütete mich wohl, ihm Argwohn zu erwecken; aber ich selbst war vor Wuth und Verdruß außer mir; denn Hermingarde spielte ihre Rolle also geschickt, daß sie mich kaum bemerkte oder zu kennen schien. Auch war sie so lebhaft und voller Heiterkeit, wie ich sie nie gesehen hatte seit der Stunde vor dem heiligen Hause.

Endlich, da der Marchese vom Tanz ermüdet sich unweit von mir setzte, trat ich bescheiden zu ihm, und bat ihn gar höflich um die Hand seiner Tänzerin. Er verweigerte es auch nicht, und ich führte Hermingarden in die Reihen, und war ganz Gluth. Aber ich erschrack ob ihrer Kälte; denn sie verrieth auch durch keinen Blick, daß sie mich kenne. Als sich nun mein Stolz und meine Liebe empörten, einer Treulosen gedient zu haben, welche die Verstellung gegen Andere so weit trieb, wie gegen mich, flüsterte ich ihr beim Tanz zu: „Hermingarde! wie viel habe ich Noth gelitten deinetwillen, und wie muß ich dich wiederfinden?“ — Da ward sie roth, und lächelte mit ihrer gewohnten Heiterkeit, und erwiederte: „Ihr irret Euch, mein Herr, ich heiße Lucia.“

„Ich weiß es wohl! Und mir willst du nicht mehr Hermingarde werden? — O daß du mich getäuscht und mein Herz zerrissen! — Gute Nacht! Ich fliehe dich auf

ewig. Noch diese Nacht fliehe ich. Könnte ich mit dir nur meine Leiden und die Erinnerung deiner Schwüre hinter mir lassen.«

»Nein,« sagte sie leise, »ich bitte Euch, fliehet nicht. Bleibet! wir müssen uns einander noch erklären; und was ich geschworen, Euch würde ich so etwas nicht brechen. Aber haltet Euch ferne von mir, daß uns niemand entdeckt. Meine Magd soll Euch suchen, wenn ich allein bin, dann höret Ihr mehr.«

Dabei lächelte sie so schön flehend, daß ich alles vergaß und in großer Seligkeit an ihrem Arm hinschwebte. Auch hielt ich Wort und sprach sie nicht wieder, sobald ich sie dem Marchese zugeführt hatte. Doch konnte ich mir nicht verhehlen, daß Hermingarde mich grausam hintergangen, sowohl in Loreto, als im Wäldlein bei Trevi, daß sie mich nur zum folgsamen Werkzeug ihrer Absichten gemacht, und dann, als ich entbehrlich war, mich mit guter Art von sich entfernt habe.

Was mich am meisten betrübte, war, daß sie keineswegs die sittige Heilige sei, wie sie sich sonst vor mir ausgegeben, und daß sie von Don Domenico und ihrer Stiefmutter nicht vergebens so streng gehütet worden sei. Auch war sie in ihren Geberden nicht mehr die Schüchterne, noch in ihren Kleidern einfach wie sonst, sondern sie strahlte an Pracht wie eine Fürstin, daß ich sie kaum wieder erkennen mochte.

Zusammenkunft.

Erst spät nach Mitternacht schieden die Gäste von einander. Da trat sie im dicken Gewühl der Scheidenden zu mir, leise meine Hand drückend, und sagte: »Wartet am Springbrunnen im Schloßgarten.«

Ich verfügte mich dahin, und blieb da noch bei einer Stunde allein. Endlich kam ein Mägdlein, nannte mich bei meinem Namen, und führte mich in den gleichen Flügel

des Schlosses, wo mein Zimmer war, und eine Gallerie in das Zimmer Hermingardens.

Hier saß sie, beim dunkeln Schein einer Kerze, und kam mir mit sanftem Tritt entgegen, flüsternd: „Ihr sehet, Herr, ich bin wohl gut, daß ich mir Euretwillen noch den Schlaf abbreche.“

„O Hermingarde,“ sagte ich, „du weißt es nicht, wie viel Nächte ich ohne Schlaf geblieben, seit du mich treulos nach Trevi hinabschicktest, um Vorwand zu haben, mein los zu werden!“

„Ich Euch nach Trevi?“ sagte sie lachend, und that desgleichen, als verstände sie mich nicht, wollte auch lange nicht das Ansehen haben, als wenn sie von allem wüßte, was geschehen. Ich mußte ihr von Loreto an, bis wo sie mich verlassen, alles erzählen; sie fragte nach allen Kleinigkeiten, stellte sich, als sei sie mir ganz fremd, und lachte immerfort, wie eine Närrin, daß mich ihr Spott zu verdrießen anfing.

„Nun, Ihr müsset mir verzeihen,“ sagte sie, und that ihrem bisherigen Muthwillen Gewalt an, und zwang sich, ernsthaft zu bleiben: „denn der Gram Euerer Liebe hat Euch in der That also entstellt, daß Ihr mir fast unkenntlich geworden seid. Doch lasset es dabei verbleiben, und verzeiht mir, daß ich mich ob Eurer Verwunderung eine Weile ergötzt habe. Ihr wisset, die Liebe will geneckt haben.“

Ich entgegnete: „Nein, mein Fräulein, Eure Lustigkeit stimmt zu meiner Betrübniß gar übel; denn ich erkenne nur zu wohl Euere Leichtfertigkeit, und daß Ihr mich zu keiner Zeit geliebt habet.“

„Wer aber sagt dem Herrn, daß, wenn ich denselben noch nicht geliebt, ich ihn nicht noch lieben könne?“

„Hermingarde, mein Herz thut mir solches kund. Ihr gebrauchtet meiner, daß ich Euch aus den Händen Euerer Stiefmutter befreie, und Ihr zu dem Marchese de Lamentano zurückkommet.“

Sie lachte von neuem, und ich ward ihrer Schadenfreude so zornig, daß ich mich nicht halten konnte, bittere Vorwürfe zu machen, und zu sagen, wie ich sie nicht mehr liebe, sondern verachte. Denn gleich einer Heiligen habe ich sie verehrt, und nun sähe ich, sie sei ein gefallener Engel. Ich hätte meine Wünsche so weit getrieben, in ihr einst meine Braut und Gemahlin anzubeten, und nun fände ich sie als Sängerin und Courtisane in fremden Armen.

Mein Zorn belustigte Hermingarden, oder, wie ich sie nennen will, um den heiligen Namen, der mir theuer gewesen, nicht zu besündigen, Lucia. Sie ging zu mir heran, nahm meine Hand, und fragte schalkhaft lächelnd, ob ich unversöhnlich bleibe? Und da ich dies betheuerte, fragte sie lachend: „Auch keines Kusses mehr bin ich werth?" — Da zog ich meine Hand aus der ihrigen, und verließ mit Unwillen ihr Gemach.

Ich brachte abermals die Nacht schlaflos zu. Nur nach Sonnenaufgang überfiel mich eine so große Müdigkeit, daß ich erst nach Mittag von einem todtengleichen Schlaf erwachte. Der Prinz hatte schon vielmals gesandt, sich nach mir zu erkundigen, und da ich die Augen aufthat, fand ich den Arzt an meinem Bette.

Aber ich empfand mich so tief erquickt, wie ich seit Langem nicht gewesen, und begab mich alsbald zur Gesellschaft des Prinzen, der mich freudig empfing und mir viel Lob über meine muntere Gesichtsfarbe sagte.

Ich war von meiner Liebe ganz genesen, wie von einem Schmerz, und schämte mich, so schwach gewesen zu sein, eines Weibes verstellten Geberden zu trauen. Diese Erfahrung hatte mich ganz anders denken gelehrt, und ich verachtete die Weiber aus Herzensgrund, und ich konnte mich kaum überwinden, den Frauenzimmern mit gebührender Höflichkeit zu reden, ungeachtet viele Schönheiten zugegen waren.

Aber doch war die verrätherische Lucia die reizendste von allen, und ich durfte sie nicht ansehen, ohne daß mein Herz von neuem bewegt ward.

Mord und Flucht.

Jedoch schien vom Verhängniß beschlossen, als sollte keine andere Gestalt meine Augen erfreuen können. Immer neigte ich mich wieder zu ihr hin, wie das Blümlein zur Sonne, wiewohl es von den brennenden Strahlen derselben erkrankt. Ich glaubte mir selbst nicht mehr, und meinte, nicht sie habe, sondern ich selber mich geblendet und betrogen. Ich verabscheute sie, und betete sie an. Ich nannte sie Ungeheuer und Schande ihres Geschlechts, und Krone der Schöpfung.

Donna Lucia sah nicht, was in mir vorging. Vor den Leuten that sie fremd, als kenne sie mich nicht; aber verstohlen lächelten mir ihre Augen so wunderbar süß zu, wie sie im Wäldlein von Assissi gethan. So lag ich in ihren Banden, und hassete ich mich selber darum. Hätte ich gewußt von ihr, was ich nachher erfahren, sie hätte mich nicht gefangen.

Am Abend winkte sie mir selbst zum Tanz, denn ihr Marchese war erkrankt und abwesend. Ich wollte mich entschuldigen, und lief doch freudig mit ihr in die Reihen, als hätte ich nach nichts anderm Verlangen getragen. Und sie zischelte mir leise in's Ohr: „Wollet Ihr diese Nacht wieder am Springbrunnen warten?“ Ich beschloß, es zu verneinen, und antwortete an dessen Statt: „Hermingarde, wie gern!“

Da ich's nun zugesagt, fehlte ich auch nicht. Die Magd kam wieder, wie das erstemal, und führte mich in das gleiche Gemach.

„Was wollet Ihr von mir, Hermingarde, oder Lucia oder wie Ihr heißen möget?“ sagte ich, da ich zu ihr hinein trat. „Ich kann doch nicht anders, Treulose, als

Euch mit meinen gerechten Vorwürfen lästig fallen; denn also ist auf Erden noch kein Mensch betrogen worden, wie ich durch Euere Scheinheiligkeit betrogen ward.«

Sie antwortete: »Don Bastiano, eben das dünkt mich sehr lustig. Ist denn aber darum Donna Lucia minder schön? Und könnet Ihr Lucien nicht lieben, wie Hermingarden?«

Da wollte ich Nein sagen, aber Alles in mir rief Ja, und ich lag zu ihren Füßen, und schalt sie und betete sie an. Ich wollte fliehen, und blieb in ihren Armen hangen. Es ergriff mich wie Wahnsinn. Ich opferte mich ihr auf.

Aber Marchese Lamentano errieth unser Einverständniß. Als ich einst aus Lucia's Gemach schlich, trat er mir in der Gallerie entgegen, und rannte mit gezucktem Degen auf mich ein. Ich, unbewaffnet, floh in mein Zimmer, er mir nach. Er ließ mir kaum Zeit, meine Waffe zu nehmen. Bei den ersten Stößen stürzte der Wüthende entseelt auf die Erde. Ich weckte alsbald meinen Knecht, der die Rosse herbeiführen mußte; ich packte auf und flüchtete mit Giuseppe, ehe jemand im Schlosse wach ward.

Giuseppe entläuft.

Wir nahmen unsere Richtung nach den Gebirgen von Abruzzo; denn ich gedachte an Don Piccolomini, und hoffte ihn wieder zu finden, weil das Gerücht ging, er sei das Haupt der Verbannten geworden, und habe viel Volks beisammen. Napoli hatte für mich keinen Werth, sintemal ich Hermingarde gefunden, ehe ich glaubte. Dagegen war meine Begierde um so größer, Nachrichten über das Schicksal des redlichen Thorhaimer zu vernehmen, wie auch mit meinem Feuergeist rechtschaffen um den Spiritus familiaris zu dienen.

Als Giuseppe verspürte, wohin meine Reise gehen sollte, ward er unruhig und verzagt. Er hörte nicht auf,

mich vor den Banditen zu warnen, die das Gebirg unsicher machten, und erzählte mir von ihren Grausamkeiten. Wiewohl ich nun den feigen Menschen auf alle Weise tröstete, traute ich doch nicht. Und schon in der ersten Nachtherberge entwich er mir sammt dem Pferde. Es hat mich nicht viel gegrämt, habe ihn auch mein Lebtag nicht wieder gesehen. Er war ein verschmitzter, lügnerischer Bursch, that was er wollte, und war zu nichts Besserm zu gebrauchen, als wenn es Schelmenstücke gab. Der alte Thorhaimer war wohl ein anderer Gast!

Ich machte demnach folgendes Tages meinen Weg allein, und gar wohlgemuth. Selbst die Donna Hermingarde that meinem Herzen nicht weh; denn ich hörte nicht auf, sie zu verachten, weil sie mich bitterlich hintergangen.

Und mit ihr war mir nun das ganze Menschengeschlecht und alle Lust des Lebens, und mein Leben selbst gleichgültig geworden.

Große Ueberraschungen.

Am gleichen Abend erreichte ich das Städtlein Celano, und kehrte daselbst ein, zu übernachten. Am Morgen brachte mich ein großes Getümmel aus dem Schlaf. Und es war auf den Gassen wie im Haus Rufen und Schreien, als sei Feuersnoth. Ich sprang jählings aus dem Bett und warf mich in die Kleider. Da ward meines Gemaches Thür gewaltthätig aufgerissen, und viele bewaffnete Herren traten herein, alle von wildem kriegerischem Ansehen.

„Zum Teufel, Don Bastiano, findet man Euch hier? Ich glaubte, Ihr wäret in Kreuzstücken zerhauen!“ Also rief einer, und ich erkannte mit großer Verwunderung den Herrn von Monte-Marciano. Ich lief ihm alsbald freudig entgegen, und die andern grüßten mich. Einige derselben waren von denen, die ich zu Bologna gesehen, auch Marco de Sciarra und Batistello del Aratro.

Darauf begehrte Don Alfonso, von dem ich wohl bemerkte, daß er der vornehmste von allen sei, zu hören, wie ich in dem Gefecht unweit Bologna entronnen sei, und welches Abenteuer mir seitdem begegnet? Und er führte mich abseits in ein kleines Zimmer, und fragte: „Habet Ihr nun gefunden, daß der Feuergeist seine guten Dienste leistet? — Aber, ich wußte vom Spiritus familiaris, daß ich Euch hier treffen würde; darum bin ich gen Celano aufgebrochen und hierher gekommen. Nun folget mir als ein tapferer Streiter in's Feld. Es soll Euch nicht gereuen. Euch allein vertraue ich an, das Schlößlein Ticoli zu nehmen, und zur Belohnung verheiße ich Euch, das Schönste der Erde darin zu finden.“

„Herr,“ sprach ich, „sendet mich, wohin Ihr wollet; ich achte meines Lebens nicht, seit ich das Schönste auf Erden verloren.“

„Wie meinet Ihr das?“ fragte Don Alfonso. „Ist Euch der Feuergeist abhanden gekommen?“

„Mit nichten. Aber er leuchtet trübe.“

„So sollet ihr ihn nähren und stärken; er verschmachtet bei Euch, weil ihr ihm keine Speise reichet.“

„Wie soll ich ihn speisen?“

„Stellet ihn von Zeit zu Zeit der Sonne bloß; er nährt sich mit ihren Strahlen, denn er ist himmlischer Natur. Aber der Spiritus familiaris verheißet Euch noch andern Sold. Wisset Ihr, wie Euch Sclafani's Madonna entzückte? — Und wie Ihr sie als Bildsäule sahet? — Lebend soll sie Euch erscheinen, wie sie uns erschienen ist.“

Als Don Alfonso also sprach, schüttelte ich unwillig den Kopf und sprach: „Mich verlangt nicht nach ihr. Der Spiritus familiaris oder die Gunst meines Feuergeistes gab mir die Dirne, und lehrte mich die Eitelkeit menschlicher Wünsche.“ Und darauf berichtete ich treu und genau mein Abenteuer vor dem heiligen Hause zu Loreto, bis zur Flucht Luciens bei Trevi, und wie ich sie beim

Hochzeitfeste des Herzogs von Monteleone wieder gefunden und vor drei Tagen verlassen habe.

Da lachte der Herr von Monte-Marciano mit lauter Stimme, und sagte: „Bastiano, Euch hat ein böser Geist geäffet. Das ist aber auch wohl andern Männern widerfahren, welche um den Spiritus familiaris dienen wollen. Ihr habet die schöne Hermingarda di Solis allerdings bei Trevi verloren durch höllisches Zwischenspiel; aber auf der Hochzeit von Monteleone hat Euch ein schöner Kobold geneckt, der Menschengestalt angenommen, um Euch zur Untreue und Sünde an Hermingarden und zu blutigem Mord zu verleiten. Glaubet mir, das war ein Gespenst, was Ihr im Schlosse des Prinzen Colleferro umarmt habet, und der Unhold ist gewiß wie ein Rauch verschwunden, als er seine Absicht vollbracht sah."

Als dies der Herr von Monte-Marciano sagte, kam mir ein Grausen an, und noch mehr, da er mich nahm und mich zu den andern Herren zurückführte, sagend: „Don Bastiano schwört, das Fräulein Hermingarda di Solis im Hause Colleferro gesehen zu haben, wo sie die monteleonische Hochzeit feiern."

„Nein, sie ist seit sechs Tagen auf dem Schlößlein ob Cicoli," rief einer der Kavaliere; „dahin entkam sie mit ihrem Bruder Don Domenico Falterra bei unserm Gefecht mit der Besatzung von Cicoli. Wir hatten sie schon gefangen, unsere Leute aber ließen sie wieder im Stich."

„Ist die Rede von Don Domenico Falterra?" sprach darauf Don Marco de Sciarra: „Der ist unter einem Maulbeerbaum begraben bei Olgiato, wo die Landstraße nach Tivoli geht. Gestern des Morgens kam er, mit sechs Reitern, bewaffnet des Wegs von Cicoli, mit ihm ein zartes Frauenzimmer, welches er seine Schwester nannte, auf einem Maulthier reitend. Unserer Vierundzwanzig überfielen ihn. Dennoch wollte er Widerstand leisten, und streifte mit einer Kugel den Mario di Astano. Da stießen

ihn drei zugleich nieder, daß er auf der Stelle verblich. Die sechs Reiter flüchteten behend nach Cicoli. Aber Domenico's Schwester ward als gute Beute nach Olgiato geführt. Dort ist sie noch verwahrt, und kein Teufel soll sie antasten, denn ich habe sie mir behalten.«

Bei diesen Worten warf Marco den Mantel vom linken Arm, und wies auf ein Tuch, welches er darum gebunden, und sprach: »Da sehet Ihr mein Wahrzeichen. Als ich gestern Nachts von ihr schied, weinte sie laut, und fürchtete Gewaltthat von meinen Leuten. Da schwor ich jedem den Tod, der sie nicht ehrfurchtsvoll ansähe, und ich nahm ihre Hauptbinde, und band dieselbe um meinen Arm, und sprach: »Von nun an bin ich Euer Ritter und Schirm.«

Und es war dieselbe Hauptbinde, welche ich an Hermingarden gesehen, als sie mir das erstemal vor dem heiligen Hause in Loreto erschienen war, nämlich das himmelblaue Tuch mit Gold durchwirkt, so ihre Locken zusammenhielt.

Da sah ich ein, daß mich ein böser Geist auf der monteleonischen Hochzeit grausam betrogen. Und das Herz schlug mir gewaltig, und meine Liebe ward wieder neue Flamme.

In dem Augenblick sah ich durch's Fenster auf der Gasse den alten Thorhaimer mit andern Kriegsknechten. Da entbrannte mein Herz, und ich sprang jach hinaus zur Straße. Der Alte fiel mir mit Thränen zu Füßen, umarmte meine Knie und rief: »Gottlob, daß ich Euch wieder sehe, liebster, bester Herr! Daß Ihr noch lebet, habe ich erst seit gestern aus dem Munde eines schönen Fräuleins vernommen, welches untröstlich weinte, da ich Euern Namen nannte. Es ist Euch sehr ergeben. O kommet mit nach Olgiato.«

Da ward mir zu Muthe, als wäre alles Zauberei, was ich erfuhr, und ich wußte nicht, ob ich träumte.

Thorhaimers Schicksale.

Darauf begab ich mich abseits mit Thorhaimer, wo uns niemand hören konnte, und forschte aus, wie es ihm ergangen, und welches Fräulein ihm von mir gesprochen.

Und er berichtete nach seiner gewohnten Umständlichkeit alles, wie folgt. Doch hat er seinen Bericht vielmals mit neuen Freudenbezeugungen unterbrochen, weil er mich wiedergefunden, und aus den Augen kamen ihm Thränen. Ich selbst bin dabei gar bewegt worden, und schüttelte dem Alten oft die Hand, und schwor ihm, daß ich ihn lebenslang nicht wieder von mir lassen wolle.

Er sagte, nach dem Gefecht unweit Bologna habe jedermann behauptet, ich sei erschlagen. Nur ein einziger Reiter widersprach dem, und versicherte, er habe gesehen, wie ich des entgegengesetzten Wegs geflüchtet sei, statt mich zu den Andern zu halten. Von unsern Leuten ist aber niemand bei dem Handgemenge umgekommen; nur sind vier verwundet worden, doch ohne Gefahr. Don Alfonso aber sei ein verwegener Mann, denn er habe wiederholt sich in den dicken Haufen der Feinde geworfen, und viel Schadens gethan, und mit eigener Hand mehrere Kriegsknechte niedergehauen. Auch glaube Jedermann, er sei stich- und schußfest, denn ihm sei kein Haar gekrümmt worden.

Nachdem habe Don Alfonso sich in die appeninischen Berge begeben, wo man noch mehrere Freunde gefunden, daß ihrer über hundert an der Zahl geworden. Auch Don Marco de Sciarra sei dabei gewesen. Darauf hat Don Alfonso befohlen, in getheilten Haufen gen Apulien zu ziehen. Thorhaimer aber, voll großer Betrübniß, daß er mich verloren, habe Abschied nehmen, und den Rückweg nach Deutschland wählen wollen. Da sei Don Alfonso zu ihm gekommen, sagend: er wisse nun gewiß, daß ich noch am Leben wäre, und in Apulien werde mich Thorhaimer wieder finden, wie denn auch in der That erfolgt ist.

Dieser Zuspruch hat den Thorhaimer also getröstet, daß er den Verbannten willig gefolgt ist. Und da die Haufen getheilt worden sind, ist Thorhaimer dem Marco de Sciarra gegeben; denn Marco hat ihn vom Monte-Marciano verlangt, weil er einen Deutschen zu seiner Leibbedienung gewünscht.

Nach diesem ist Thorhaimer immerdar bei dem Marco, als seinem Herrn, geblieben, und mit ihm nach Apulien gegangen, wo man, im Neapolitanischen, allerlei Volks zum Krieg geworben.

Don Alfonso hat auch Volk werben wollen in Monte-Marciano, aber der Gouverneur der Provinz hat es untersagt. Danach sei Alfonso zum Marco gekommen, der sich in das Land Abruzzo zurückgezogen, nachdem er die römische Landschaft durchstreift und ausgeplündert.

Hier haben die Häupter der Verbannten den Monte-Marciano zu ihrem Anführer erkohren, obwohl Pierconto Gabutio sehr dagegen geredet, und sind mit siebenhundert entschlossenen Mannen in das Römische eingefallen, und bis vor die Thore der Stadt Rom gedrungen. An reicher Beute hat es nie gefehlt, und das Landvolk jederzeit mit den Verbannten gehalten. Auch ist Paolo Vagelieri, den der heilige Vater wider sie ins Feld geschickt, ohne Unterlaß geschlagen worden. Darauf hat der Papst Urban den Vagelieri zurückgerufen, und dem Virginio Ursini das Kommando übergeben wider die Verbannten. Desgleichen hat der Großherzog von Toscana den Marchese Camillo del Monte mit achthundert Fußknechten und zweihundert Pferden ausgeschickt, dem Virginio Beistand zu leisten.

Aber Don Alfonso Piccolomini habe dem Virginio eine Falle gelegt, und ihn bei Storta unweit Tivoli in einen Hinterhalt gelockt, also, daß die Römer zusammengehauen und mit blutigen Köpfen auseinander gesprengt sind. Virginio ist selbst nur mit genauer Noth entronnen.

Während sich nun Virginio mit dem Camillo del Monte und seinen toskanischen Kriegsleuten vereinigte, hat Marco

de Sciarra Olgiato in Besitz genommen, dessen Mauern gar fest sind. Und bei einem Streifzug, welchen Marco gegen das Städtlein Cicoli unternehmen wollte, ist man einigen Bewaffneten begegnet, welche ein Frauenzimmer begleitet. Einer von diesen ist erschlagen; darauf haben die andern Fersengeld gegeben, und das Frauenzimmer ist nach Olgiato geführt, wo es Don Marco in seinem Hause mit großer Ehrerbietung behandelt.

Da fragte ich den Thorhaimer: wann dies geschehen? Und er antwortete: „Es sind kaum vierundzwanzig Stunden. Das Fräulein ist schon einmal in Gewalt der Verbannten gewesen, vor sieben oder acht Tagen; aber damals nebst seinem Bruder glücklich in ein Schlößlein ob Cicoli entkommen. Da aber dieser Bruder die Straßen sicher gemeint, weil Virginio und del Monte mit einem Heer nahe stehen, hat er die Schwester gezwungen, den Weg fortzusetzen, worüber er das Leben verloren.

Neuer Kummer.

Nachdem Thorhaimer also geredet, schüttelte ich den Kopf ungläubig; denn es wollte mir nicht ein, daß ich in dem Hause des Prinzen Colleferro mit einem Blendwerk und höllischem Gaukelspiel zu thun gehabt haben solle. Auch war es wohl gedenkbar, Donna Lucia habe sich, da sie Don Lamentano's Tod vernommen, eilfertig auf die Flucht begeben, und sei mit ihrem Bruder in das unvorhergesehene Unglück gestürzt. Dieweil ich nun aber erst vor zwei Tagen aus dem Hause des Prinzen geflohen, konnte nicht wohl sein, daß dieselbe Person schon vor sechs Tagen bei Cicoli gesehen worden, mit welcher ich in gleicher Zeit die Eifersucht des Lamentano betrogen hatte.

Aber Thorhaimer versicherte, aus dem Munde des Fräuleins die Begebenheit bei Cicoli erfahren zu haben, also, daß er nicht an der Wahrheit dessen zweifelte. Sie sei, sagte er, eine gar tugendsame und liebreizende Person, und kein

Unwahres auf ihren Lippen. Er habe den ganzen gestrigen Tag bei ihr zugebracht, auf Marco de Sciarra's Geheiß, um sie zu trösten und zu bedienen. Und da sie bemerkt, daß er, Thorhaimer, ein Deutscher wäre, habe sie ihn angefragt, ob er vielleicht einen deutschen Kavalier kenne, und habe ihm meinen Namen genannt und meine Person und Kleidung geschildert. Da sei er hoch aufgefahren vor Freuden, und habe gerufen: „Das ist mein Herr! wo ist er? wann habet ihr ihn gesehen? lebt er noch?“

Darüber ist Thorhaimer mit der vermeintlichen Dame Lucia sehr vertraut geworden. Und sie hat ihm erzählt, wie sie mich in Loreto auf der Wallfahrt kennen gelernt, wie ich sie aus den Händen ihres Stiefbruders großmüthig befreit und bis Trevi gebracht. Da habe sie in einem Wäldlein auf mich gewartet, während ich gegangen sei, einen Wagen in der Stadt zu miethen. Nach einigen Stunden hätte sie Rosse gehört, und sicherlich geglaubt, es sei niemand, denn ich: darum wäre sie frohlockend auf die Landstraße hinausgegangen, und im gleichen Augenblick von drei Männern umringt worden, die zu Pferde herangesprengt kamen. Einer derselben wäre ihr grausamer Stiefbruder gewesen, der ihr einen Faustschlag gegeben, davon sie zu Boden gefallen. Dann hätten die beiden andern sie zu ihrem Bruder auf das Roß gehoben, und auf seinen Befehl ihr die Füße gebunden, und den Mund geknebelt, auch das Roß, auf welchem sie bisher geritten hatte, mitgenommen. Dann wären sie schleunig davon gejagt, sie habe nicht gewußt, wohin. Sie habe vor Entsetzen alle Besinnung verloren, und wäre in Ohnmacht geblieben lange Zeit. Als es Nacht geworden, habe Domenico in einem Städtlein Herberg genommen, und ihr befohlen, sich von der Farbe zu waschen, womit ihr Gesicht übertüncht gewesen, um sich unkenntlich zu machen. Auch habe sie müssen eine weibliche Kleidung anlegen, und so wäre die Reise folgendes Tags weiter gegangen, bis man endlich gen Rom gekommen. — Hier sei sie tödtlich erkrankt,

aber durch die Kunst der römischen Aerzte schnell genug hergestellt worden, also, daß Domenico auf die Fortsetzung der Reise gedrungen. Er habe ihr aber nie bekennen wollen, wohin er sie zu führen gedächte, und da sie gedroht, sich das Leben zu nehmen, habe Domenico gesagt: er führe sie in ein Kloster. Deß sei sie wohl zufrieden gewesen, und ihm daher williglich gefolgt. Auch habe sich von da an Domenico freundlicher gegen sie bezeigt, ihr ein bequemes Maulthier verschafft, und was sonst vonnöthen gewesen zu ihrer Erquickung. Und da sie gen Tivoli gekommen, wäre ihnen viel flüchtiges Kriegsvolk entgegen gelaufen, sagend: Piccolomini sei im Anzug mit einer großen Menge Verbannter. Wie ihr Bruder nun wieder nach Rom umkehren wollen, sei ihnen abermals fliehendes Volk entgegengeeilt, mit Klaggeschrei, die Banditen wären vor den römischen Thoren, und bedrohten die Stadt. Da habe Domenico sich gegen das Gebirg gezogen, in der Meinung, der Gefahr durch einen Umweg zu entrinnen. Allein er wäre nun erst seinem verderblichen Verhängniß zugelaufen. Denn bei Cicoli fast gefangen, wäre er hernach bei Olgiato wegen thörichten Widerstandes, welchen er leisten wollen, grausamer Weise umgebracht worden.

So erzählte Thorhaimer, und ich konnte nicht länger zweifeln, daß Lucia in Olgiato lebe. Ich beschloß also, gleich mit Thorhaimern dahin zu eilen, um zu sehen, wie das Unmögliche möglich sei.

Wie wir aber ins Haus zurückkamen, wo Piccolomini mit den übrigen Häuptern der Verbannten war, und ich ihm sagte, daß ich gen Olgiato wolle, klopfte er mir auf die Schulter, und sprach: „Morgen gehen wir insgesammt dahin; bis dahin geduldet Euch. Denn wir haben vor einer Viertelstunde vernommen, Olgiato sei von der gesammten und vereinten toskanischen und römischen Macht berennt. Darauf ist Marco de Sciarra mit fünfzig Reitern alsobald aufgebrochen, um sich noch zu rechter Zeit in den Platz zu werfen, wenn er hindurch kann. Auch

Pietrangelo, Tutio de Petralta und der Battistella sind mit ihm dahin, alles verzweifelte Bursche, die den offenen Höllenschlund nicht scheuen.«

Diese Worte erschreckten mich sehr; denn nun lagen alle meine Hoffnungen zu Boden. Zwar sprach mir Piccolomini Muth ein, und sagte: »Don Bastiano, ich führe Euch morgendes Tags in Olgiato ein, und wenn zwanzigtausend Mann davor lägen!« Dennoch tröstete mich das nicht.

Nächtliche Erscheinung.

Wie ich um Mitternacht schlief, erwachte ich von einem wunderbarlichen Getose, und es war mir, als höre ich mich deutlich bei Namen rufen, und als wäre es Hermingardens süße Stimme. Da ich die Augen aufthat, schwebte sie wie auf einer blaßgelben Wolke in der Mitte des Zimmers. Ihre Augen schienen mich voll großen Mitleids zu betrachten, und ein sanfter Schmerz lag in ihren himmlischen Zügen verbreitet. Sie war weiß gekleidet, wie in Schnee, und um ihr Haupt faßte die Fülle ihrer Haarlocken das himmelblaue mit Gold durchwirkte Tuch zusammen. Je länger ich sie betrachtete, je heller und schöner ward sie, daß sie endlich wie aus Lichtstrahlen glänzte. Und ich konnte nicht rufen und nicht reden. Mein Herz lag in Angst und Wonne. Ihre Gestalt ward aber immer hellleuchtender, daß sie wie eine Strahlensäule dastand, und von dem Glanz ward alles umher bedeckt, daß meine Augen ihn nicht ertragen mochten. Und ich fühlte mein Lager sanft mit mir emporgehoben und durch die Lichtstrahlen schwimmen, wie durch ein Meer von Sonnen, und ein sanftes Brausen floß um mich her. Da sank ich auf mein Lager zurück, und schloß die Augen in betäubter Ohnmacht.

Wie ich wieder zur Kraft genas, und die Augen öffnete, war Alles finstere Nacht, und ich sah durch das Fenster

die himmlischen Gestirne. Deß verwunderte ich mich, und konnte nicht fassen, was mir geschehen sei? — Und ich dachte, dies Gesicht bedeute mir ein großes Unglück. Deshalb zog ich den Gürtel, um den Feuergeist zu befragen. Wie ich aber das Fläschlein hielt, glänzte es so hell, daß der Schein davon schier mein ganzes Lager beleuchtete. Dies war also ein günstiges Vorzeichen, und machte mir große Freude.

Ich betete aber zu Gott und der heiligen Jungfrau mit vieler Inbrunst, daß sie mich vor den Fallstricken des Satans bewahren wollten, auf daß ich nicht vom bösen Geist wieder versucht werde, wie bei der monteleonischen Hochzeit.

Treffen bei Olgiato.

Andern Morgens war ich früh auf, denn ich konnte nicht erwarten, bis wir aufbrächen gen Olgiato. Aber meine Freude ward zu Wasser; denn Piccolomini erwartete noch Bericht von der Stärke und Stellung des Feindes; auch wollte er unsere Leute wohl ruhen lassen.

Gegen Abend kehrten die ausgesandten Kundschafter zurück, und erzählten, wie sie erfahren, Don Marco de Sciarra habe sich glücklich und noch zu guter Stunde in den Platz geworfen; aber nun sei er in Olgiato eingesperrt, daß keine Maus weder aus noch ein könne. Der toskanische Herr General Camillo del Monte liege nebst Virginio Ursini mit aller Macht davor, doch scheine es beiden an Kraut und Loth zu fehlen. Es sei aber dergleichen von Rom unterwegs.

Als Piccolomini dies gehört, gab er Befehl, daß sich jeder bereit halten solle, auf den andern Tag den Feind zu suchen; man wolle in der Morgendämmerung hinaus, Olgiato zu befreien.

Ich erwachte fröhlich, da mich Thorhaimer rüttelte. Piccolomini beschenkte mich mit zwei kostbaren neapolita-

nischen Zeltern aus des Vicekönigs Marstall; Steigriemen und Zaum glänzten von Silber, und die Decken aus purpurfarbenem köstlichem Zeuge starrten von Gold. Auf meinen Hut setzte er zwei hohe Reigerfedern, schneeweiß, und um meinen Hals hing er eine goldene Kette. Daran erkannte man die Feldhauptleute. Er gab meinem Befehl fünfzig Reisige unter, und sprach: „Bastiano, Ihr sollet heut den Vortrab führen, auch der erste im Angriff sein; denn wir müssen die Toskaner und Römer aus einander jagen, und uns mit dem Marco de Sciarra vereinen. Können wir Olgiato nicht retten, so ist der Kern unsers Heeres verloren, und die schöne Hermingarde di Solis dazu.“

Ehe die Sonne aufging, waren wir schon weit von Celano, und gegen Mittag erblickten wir die Thürme und Mauern von Olgiato. Camillo del Monte hatte von unserm Anzug vernommen. Er kam uns entgegen in einem kleinen Thal. Die Römischen standen links auf den Anhöhen; die Toskanischen waren in der Fläche. Virginio Ursini befehligte die auf den Hügeln. Der Feldherr des Großherzogs hielt die Mitte, wo er drei Stück Geschütz hatte, und Ercole di Pisa, sein Feldhauptmann, führte die toskanische Reiterei an, die uns zur Rechten stand.

Da befahl Piccolomini dem Pierconto de Montalto, mit hundert Fußknechten die Römer von den Bergen zu treiben; mir, dem Ercole entgegen zu gehen; er selbst mit allen übrigen wollte den Camillo del Monte nehmen. Bevor Piccolomini noch die Schlachtordnung gestellt hatte, kam die toskanische Reiterei gegen uns an mit verhängtem Zügel, und das schwere Geschütz war gegen unsere Fußknechte gerichtet. Da rief ich meinen Leuten, und wir zogen dem Ercole entgegen.

Wie wir an einander waren, erhoben alle ein großes Geschrei, und jeglicher faßte seinen Mann. Aber die Welschen sind feige Leute; sie mögen sich lieber gegen Wunden decken, als solche zufügen. Daher tummelten sie sich weid-

lich herum, Alles in großer Ordnung durch einander; einer trachtete dem Andern im Rücken beizukommen, oder den Rücken frei zu haben. Und da wir übermannt waren von den Toskanischen, nahmen meine Leute bald die Flucht. Jedoch zum Glück hatte Piccolomini unsere Noth gesehen, denn er schickte uns noch hundert Reiter zum Beistand. Da ging das Gefecht neuerdings an.

In dem Getümmel kam mit gezucktem Schwert auf schwarzem Roß ein Kavalier gegen mich gerannt, und ich sah, wie er sich unter den Seinigen Platz schaffte, um mit mir handgemein zu werden. Wie er vor mir war, rief er: „Ich bin Ercole di Pisa, und wills allein mit Euch ausmachen, wenn Ihr der Verräther Piccolomini seid." Ich sagte: „Ich will Euch alsogleich mit dem Schwert meinen Namen zwischen beide Ohren legen." Darauf sind wir an einander gerannt, und die Leute um uns her standen still, den Kampf zu schauen. Wie wir uns tummelten, legte ein toskanischer Reiter die Büchse auf mich an, aber ich entkam ihm, und Ercole rannte in den Schuß und ward getroffen von seinen eigenen Leuten. Ich spaltete ihm, wie er sank, den Schädel. Da stieg entsetzliches Geschrei auf von allen Seiten, und unsere Reisige griffen frisch an. Aber die Toskanischen wehrten sich verzweifelt. Nach einer Stunde kam ihnen viel Fußvolk zu Hilfe, auch setzte man uns mit einem Stückgeschütz hart zu, so daß wir viele verloren. Da drehten unsere Leute dem Feinde den Rücken zu, und suchten das Weite. Ich selbst war zweimal daran, gefangen zu sein, und entkam doch glücklich.

Als wir nun unser Fußvolk suchten, sahen wir es schon weit von uns in der Flucht; denn wie ich nachher erfahren, hat Pierconte de Montalto dem Virginio auf den Höhen schlechten Stand gehalten, also, daß er das erste Zeichen zur Flucht gegeben.

Der Feind aber verfolgte uns nicht weit, denn er befürchtete Hinterhalt. Wir kamen athemlos und zerstreut bei einem Dörflein zusammen, St. Maria geheißen, das

auf einem Berge lag. Piccolomini war sehr aufgebracht, und fluchte abscheulich, und vermaß sich hoch und theuer, er wolle es dem Camillo del Monte folgendes Tages einsalzen. Wir hatten von den Unsrigen bei hundert Leute eingebüßt. Aber die Feinde hatten auch beträchtlich verloren, wie wir von den Ueberläufern und Gefangenen vernahmen; der Oberfeldherr Camillo trug selbst eine Hand schwer verwundet, und mußte das Heer verlassen, also daß nachher Virginio allein die Belagerung von Olgiato fortsetzte.

Besuch in Olgiato.

Durch solche Niederlage war die Muthlosigkeit unserer Leute so groß geworden, daß sie in der Nacht haufenweis davon liefen, am meisten die Neapolitaner.

Da sagte Piccolomini in der Versammlung der Hauptleute: „Haben wir nur erst den Sciarra frei, so mögen wir wieder bis Rom ziehen; denn er hat unsere tapferste Mannschaft mit sich in das Nest genommen. Es soll einer hin, und ihm sagen, wie er sich durchschlagen und zu uns stoßen müsse.“

Weil hierauf Niemand antwortete, und mich die Neugier und Liebe nach Lucien baß plagte, sprach ich; „Wohlan, das übernehme ich. Ich gehe als Ueberläufer zum Virginio in künftiger Nacht, und erforsche seine Stellung, und trachte nach Olgiato zu kommen.“ Der Anschlag gefiel Allen wohl.

Als es nun Nacht ward, übergab ich meine Sachen und Gelder dem Thorhaimer, mit Verheißen, er solle mich bald wieder sehen. Thorhaimer wollte mit Gewalt mich begleiten; aber ich litt es nicht. Dann zog ich das Kleid eines gemeinen Fußknechts an, und beurlaubte mich vom Piccolomini, und nahm den Weg gegen Olgiato.

Wie ich eine Stunde gelaufen war, fand ich zwei von unsern Leuten, die ebenfalls im Begriff waren, zum Vir-

ginio überzugehen. Wir machten gemeine Sache zusammen, und kamen vor Tagesanbruch zu den Toskanern, denen wir unsere Dienste antrugen. Sie führten uns in das Gezelt des Virginio, wo er uns über alles befragte, was Piccolomini mache, dann wurden wir weggeführt, und nicht beisammen gelassen, sondern unter verschiedene Haufen getheilt.

Ich blieb neun Tage lang bei den Römischen, und Alles ging müßig und links und rechts auf Beute aus, oder schoß zum Zeitvertreib gegen Sciarra's Volk auf den Mauern von Olgiato. Denn Virginio wollte nichts unternehmen, bis das schwere Geschütz von Rom angekommen sein würde.

So hatte ich Zeit genug, das ganze Lager zu durchlaufen, und als ich mir Weg und Steg aller Orten wohl gemerkt hatte, und wo Virginio am schwächsten stand, schlich ich in der Nachtstunde davon, und kam zum Graben von Olgiato. Die Wächter wollten anfangs die Zugbrücke nicht niederlassen, obwohl ich sagte, ich komme aus Auftrag des Herrn Monte-Marciano. Endlich ist Don Marco de Sciarra selbst herbeigerufen worden, und da ich ihm meinen Namen sagte, befahl er, mich einzulassen.

Nun berichtete ich ihn, weshalb ich mich auf den Weg zu ihm gemacht habe, und in welche Noth Piccolomini seit dem letzten unglücklichen Gefechte gerathen sei. Wir sprachen die ganze Nacht mit einander. Sciarra sagte, er wolle Rath halten mit den Seinigen. Darauf wies er mir ein Nachtlager in seinem Haus.

Hermingarde.

Nun brannte ich vor Begier, das Fräulein zu erblicken, aber meine Hoffnung ward den ganzen folgenden Tag vereitelt. Denn Sciarra, Battistella, Tutio de Petralto, und die andern Häupter der Verbannten ließen mich nicht los, und hatten beständig Raths mit mir zu halten.

Wie ich den andern Tag vor der Thür des Hauses stand, mich umzuschauen, erblickte ich ein verschleiertes Frauenzimmer, welches sich auf das Geländer des Erkers über mir lehnte, und seine Blicke nach mir zu richten schien. Ich grüßte höflich hinauf und zitterte vor Furcht und Freude, denn es schien die Gestalt meiner Geliebten zu sein. Ich hatte auch nicht geirrt; denn sie schlug den Schleier auf, und sagte mit schwacher Stimme: „O Gott, Bastiano, seid Ihr es!“

Wie ein Pfeil flog ich hinauf die Stiegen — zu ihrem Gemach — zu ihren Füßen.

Sie war sprachlos, schwankte und sank ohnmächtig zu Boden, gleich einer Todten. Ich hob sie auf und trug den schönen Leichnam zum Ruhebett, und rief mit tausend Liebkosungen ihre Seele in den süßen Leib zurück. Eine Zeit lang, wie ich sie betrachtete in der todhaften Stellung, schien sie mir fremd. Als sie aber die Augen aufthat, erkannte ich Donna Lucia wieder.

Ich hing über ihr, ihre blassen Lippen küssend. Da drängte sie mich zurück, und sprach, wie sie mich lange betrachtet: „Er ist's!“ Und sie richtete sich auf und starrte mich wieder lange Zeit an; dann fiel sie an meine Brust, laut weinend.

„Ist Euch meine Erscheinung ungelegen, Donna Lucia, oder klaget Ihr, daß ich Euch unglücklich machte?“

Sie lispelte leise ein schwaches „Nein!“

„Aber Ihr wisset,“ fuhr ich fort, „ich mußte Euch verlassen. Bleiben konnte ich ja nicht. Ich aber war unschuldig.“

„O Ihr waret unschuldig, guter Bastiano.“

„Wann habet Ihr Eures Bruders Tod erfahren?“

„Ich sah ihn vor meinen Augen sterben, Gott gebe seiner Seele Frieden, lieber Bastiano. Er trennt uns aber fortan nicht mehr.“

„Er ist also an seiner Wunde geblieben?“

„Ich sah ihn sterben.“

„Was sagt man? Sprach man nicht davon, mich zu verfolgen? Hat mir keiner nachgesetzt?"

„Nein, Bastiano. Sie waren zufrieden, mich in ihrer Gewalt zu haben, und kümmerten sich um Euch nicht."

„Aber wie seid Ihr ihnen entronnen?"

„Bei Olgiato erschlugen sie ihn, wie ich Euch sagte, und seine Helfershelfer entflohen, und die Verbannten führten mich hieher. Ach, Bastiano, nur um Euch trug ich leid! Hätte ich Euch nie nach Trevi hinaufgehen lassen! Daher das große Unglück! Ich hätte es wohl noch ertragen mögen bis zum Bolsener-See. O verzeiht mir! ich glaubte uns schon in aller Sicherheit."

„Wie kömmt es Euch bei, süßes Fräulein, noch um das vergangene Alte zu klagen?"

„Sollte es nicht sein? Ach, konnte ich hoffen, Euch jemals wieder zu sehen? O wenn Ihr wüßtet, guter Bastiano! seit Trevi bis heut, was ich gelitten habe! Wie lieb wäre mir gewesen, zu sterben!"

„Seit Trevi bis heut?" rief ich lachend: „und seitdem haben wir uns nicht gesehen?"

Sie entgegnete darauf: „O wohl, in Träumen und Gebeten, alltäglich und nächtlich."

Als sie dies gesagt, drückte sie meine Hand inbrünstiglich an ihre Brust. Ich aber hütete mich wohl, ihr von der monteleonischen Hochzeit und von Lamentano ferner zu reden, weil sie mich nicht verstanden, und ich war überzeugt, daß Donna Lucia und alles was im Hause Colleferro geschehen, das Blendwerk böser Geister gewesen sein möge. Und ich sah wieder die Heilige, wie ich sie in Loreto gesehen, und liebte sie mit noch größerer Gewalt, als jemals. Da schwor ich auf meinen Knien, sie nie wieder zu verlassen, und sollte ich darum das Leben einbüßen.

Indem trat Don Marco de Sciarra hinein, welcher sich verwunderte. Da sagte ihm Hermingarde, wie sie sich freue, mich wieder gefunden zu haben, und wie wir in Loreto Bekanntschaft gemacht. Er aber schien darum ver-

drießlich, und runzelte die Stirn sehr. Doch blieb er in den Schranken der Höflichkeit, und konnte sich meisterlich verstellen. Er führte mich aber von Hermingarden hinweg, um mit mir Raths zu pflegen, wie wir in folgender Nacht Olgiato verlassen, Virginio's Heer durchbrechen, und uns mit Piccolomini vereinigen wollten. Auch stellte er es so geschickt an, daß ich Hermingarden den ganzen Tag nicht wieder sah.

Flucht aus Olgiato.

Ich aber verließ das Haus fast gar nicht, und hütete alle Ausgänge mit meinen Augen. Auch befragte ich, wie es dunkel ward, den Feuergeist, und da er mir hell und freudig entgegenglänzte, schöpfte ich frischen Muth.

Um die Mitternachtstunde sammelte sich in aller Stille das Volk der Verbannten vor Sciarra's Haus. Auch sah ich, wie Hermingarde dicht verhüllt auf die Straße hinausgeführt und auf ein Maulthier gehoben ward. Da bin ich zu ihr getreten, als wollte ich zu ihrer Bequemlichkeit bereit sein, und drückte ihre Hand, sagend: „Fürchtet Euch nicht, schönes Fräulein, was auch geschehen möge; denn Bastiano ist um Euch, und wird Euch nicht verlassen.“ — Sie antwortete: „Gottlob, nun fürchte ich mich nicht!“

Sciarra blieb bei ihr zu Fuß, und stellte sich zu ihr in die Mitte des Zuges. Ich aber mußte vorn an die Spitze desselben treten, wie unter den Anführern verabredet worden, um allen den Weg zu zeigen. Man hatte mir auch ein weißes Tuch um den Hut geschlagen, damit mich ein jeder in der Finsterniß erkennen möchte.

So zogen wir aus der Pforte von Olgiato den Hügel hinab nach der Gegend, die mir wohl bekannt war, und wo nur Virginio's Leibwachen die Hut hatten. Als wir zu einem Bach kamen, hinter welchem die Römer lagen, rief mich ein Soldat an, ich aber stieß ihn sogleich mit der Hellebarde nieder. Da liefen auf sein Geschrei die

römischen Kriegsknechte zusammen, und es erhob sich ein entsetzlicher Lärmen jenseits des Baches.

Obwohl wir nun verrathen waren, gingen wir doch mit festem Schritt hinüber, und es erhob sich alsbald ein lebhafter Streit. Je weiter wir drangen, je größer ward die Zahl derer, die uns Widerstand leisteten, bis wir zuletzt von allen Seiten umringt waren. Man hörte weit umher nur das Brüllen und Geschrei derer, die sich zum Kampf ermunterten, oder von ihren Wunden niederfielen; das Aneinanderschlagen der Waffen, und das Knallen der Büchsen. Virginio selbst, wie wir den Tag nachher in Erfahrung gebracht, ist zu dem Gefecht gekommen, und hat zwei Wunden davongetragen.

Die Verbannten aber kämpften, wie Verzweifelte thun, und drangen unaufhörlich vorwärts. Die Römischen umschwärmten uns in großer Verwirrung, wie wüthende Wespenhaufen, und konnten wir uns ihrer nur mit großer Mühe erwehren.

Als ich merkte, daß das Gefecht hinter uns noch hitziger war, denn vor uns, gab ich meinen Hut einem, der neben mir stand, und zeigte ihm den Weg nach St. Maria, der nicht mehr zu verfehlen war. Dann ging ich zurück, weil mir für Hermingarden bangte. Zum Glück graute der Morgen schon.

Da sah ich vor mir einen fürchterlichen Streit von vielen Römischen gegen einen der Unsrigen. Ich bahnte mir den Weg, und sah Sciarra am Boden liegen; zwei Verbannte schützten ihn. Als ich aber zu Hilfe kam, flohen die Römer, und hinterließen drei Todte. Sciarra war nicht einmal verwundet, sondern nur zu Boden gerannt.

Da schrie ich: „Marco, wo habt Ihr das Fräulein gelassen?“ — Er aber fluchte und verschwor sich, er wisse nicht mehr, wohin es in dem Gedränge gekommen! Da fuhr ich wüthend in die nächsten feindlichen Haufen, denn ich achtete nun meines Lebens weiter nicht, und wollte nicht leben ohne die Himmlische. Wie ich aber mitten

im Streit seitwärts einsam das Maulthier stehen sah, lief ich dahin; doch das Fräulein war nicht mehr bei demselben zu finden. Nun ward mein Schmerz ausgelassen, und wo der Kampf und das Getümmel am größten, dahin rannte ich, sie zu finden, oder des Lebens quitt zu werden.

Und wie ich eben über ein Feld lief, hörte ich meinen Namen rufen hinter mir. Es war die Stimme Hermingardens. Hermingarde stand zitternd unter einem alten Baum, und ich war an ihr vorüber gerannt, ohne sie zu sehen. Da schlang ich freudig meinen Arm um sie, und in der andern mein blutiges Schwert, sprach ich: „Nun sterben wir mit einander!“ Dann führte ich sie also durch das Gewühl vor, und schlug das römische Gesindel zurück, welches uns entgegenkam, und brachte sie früher, als ich vermuthen konnte, in Freiheit und aus dem Gefecht.

Um diese Zeit ließ aber Virginio's Volk von uns los; denn Piccolomini kam uns mit seinen Leuten zum Beistand entgegen, und unter den Römischen war große Verwirrung eingerissen. Und wie wir auf Piccolomini's Haufen stießen, erhoben wir alle ein großes Freudengeschrei.

Nachdem trat Marco zu mir, und forderte das Fräulein. — Ich aber sprach: „Ihr habet es in der Noth verlassen, und da habe ich es mir mit Gefahr meines Lebens erkauft, und es ist die Beute, welche mir gehört. Auch ist sie mir nur feil, Schwert gegen Schwert, Leben gegen Leben!“

Da ward er ergrimmt, und wollte das Schwert wider mich zucken, aber Hermingarde rief, indem sie mich umfaßte: „Ich lasse ihn nicht, und wollet Ihr ihn tödten, so tödtet mich zuvor.“ Auch der Herr von Monte-Marciano sprang dazwischen, und wehrte dem Marco mit harten Worten, also, daß dieser fluchend sich von uns entfernte.

Mahnungen.

Wir hatten fortan keine Ruhe, denn Virginio, sobald er Olgiato besetzt hatte, wandte sich wider uns mit seiner gesammten Macht. Darum beschlossen wir, uns im Gebirg zu zerstreuen, und frisches Volk zu werben. Ich aber fürchtete des Marco Nachstellungen, und ward mit Hermingarden eins, sie zu Martha am Bolsener-See zu bringen. Ehe wir aber den Entschluß ausführen konnten, kam Virginio von allen Seiten gegen die Verbannten angerückt. Da brachen diese in der Nacht auf, und vertheilten sich im Gebirg, jeder nach dem Ort, welchen Piccolomini anzeigte, denn er führte über uns den obersten Befehl. Mich schickte er mit zehn Reitern nach dem Ort Alcini, welcher aus einzelnen Häusern besteht, die hoch an den Bergen liegen.

Als wir dahin kamen, gaben uns die Landleute Nahrung und Obdach, weil wir Geld hatten, ihnen zu zahlen. Auch vermehrten sie meine Schaar mit zwölf entschlossenen Leuten, welche mit uns auf Beute gehen wollten.

Hermingarde aber beschwor mich, diese Lebensart zu verlassen, und mit ihr zum Bolsener-See zu gehen; auch nach Deutschland wollte sie mir folgen, wenn ich es heißen würde. Ihre Worte bekümmerten mich sehr; denn ich konnte ihr noch nicht mein Geheimniß vertrauen. Auch Thorhaimer, der mit uns war, drang mit rührenden Bitten in mich, daß ich dies böse Gewerbe aufgeben solle, welches nichts anderes sei, denn ein gemeines Räuberleben. Aber ich blieb unerschütterlich, denn ich wollte treulich um den Spiritus familiaris dienen, wie mir vorgeschrieben worden. Da nun Thorhaimer sah, daß ich nicht zu bewegen sei, sprach er: „Ich verspüre wohl, liebster Herr, daß Euch geheime Ursachen nöthigen, dies gefährliche Handwerk nicht zu verlassen. Und tröstet es mich, daß es nicht lange währen wird, bis Ihr davon zurückkehret. Doch gedenket des zarten Fräuleins, und daß es nicht diese un-

stäte und flüchtige Lebensweise ertragen mag, ohne seine Gesundheit einzubüßen. Darum sorget wenigstens für dessen Ruhe und Sicherheit. Auch ist es nicht wohlgethan, daß Ihr mit diesem tugendhaften Fräulein umherziehet, das Euch mit so großer Liebe zugethan ist. Aber an Euch ist es am ersten, die Unschuld des Fräuleins zu schützen. Darum bedenket wohl, was Ihr thut.«

Ich ward durch diese und andere Reden in tiefes Nachdenken gebracht, und beschloß in meinem Herzen, Hermingarden mir durch Priesters Hand vermählen zu lassen, wenn sie einwilligen würde, und sie dann nach Rom oder in eine andere Stadt, oder wohin sie begehren würde, in Sicherheit zu bringen, bis meine Dienstzeit um den Spiritus familiaris abgelaufen sein werde. Da ich aber zu dem Ende noch Unterredung mit Piccolomini pflegen mußte, begab ich mich zu Hermingarden, und stellte ihr vor, wie daß ich, um unserer Zukunft willen, mit dem Haupte der Verbannten Abrede nehmen wolle. Ich versprach ihr, nach zwei Tagen zurückzukehren, und Thorhaimern zu ihrer Bedienung und zu ihrem Schutz zurückzulassen.

Hermingarde willigte weinend in meine Entfernung, und ich erkannte, wie zärtlich ich von ihr geliebt sei. Und es verflossen zehn Tage, ehe ich meinen Vorsatz vollführte. Da aber schickte mir Piccolomini, der zu Scenna lag, einen Eilboten, daß ich mich zu ihm verfügen müsse, und ich gehorchte. Mit stummer Wehmuth lag ich an Hermingardens Brust, und wie ein Verzweifelter schied ich von ihr.

Unglück.

Piccolomini empfing mich zu Scenna mit düsterm Gesicht. Auch vernahm ich bald, welche Unruhen ihn plagten. Er meldete mir, wie der neue Papst Gregorius, des Namens der Vierzehnte, gleich nach seiner Erwählung, ihn, den Piccolomini, und fünfzehn andere Häupter der Verbannten durch ein Breve nach Rom berufen habe.

Weil nun keiner von ihnen Folge geleistet, habe der Papst sie alle zum Tode verdammt, und die Herrschaft Monte-Marciano in Besitz nehmen lassen, den Piccolomini derselben verlustig erklärt, und diese Stadt dem Ercola Sfondrata, des Papstes Nepoten, zum Geschenk gegeben.

„Ei," sprach ich, „wie mag Euch dieser Verlust zu Herzen gehen? Habet Ihr nicht den Spiritus familiaris, der Euch mehr Gold und Gut verschaffen mag, als der Papst Euch jemals rauben kann?"

Don Alfonso antwortete und sprach: „Es ist auch nicht dies, was mich am meisten betrübt, wohl aber die Unbeständigkeit meiner Freunde. Denn kaum haben sie vernommen, daß ich Monte-Marciano durch den Papst verloren habe, wollen sie gegen mich laut werden, und trachten sie die Leute von mir abwendig zu machen. Der niederträchtige und verruchte Pierconto Gabutio ist wiederum der Erste gewesen, welcher seine alte Feindschaft erneuert und das Volk gegen mich aufgestiftet hat. Dann ist der Marco Sciarra mir gram geworden, seit ich das Fräulein Hermingarda di Solis ihm abgesprochen, daß er Euch dasselbe überlassen mußte, und hat sich zu der Partei des Pierconto geschlagen. Nun ist es darum, daß wir berathschlagen, was wir beginnen, um Ordnung herzustellen."

Ich sagte, daß ich entschlossen sei, mit ihm zu halten, wenn ich vorher meine eigenen Angelegenheiten berichtigt habe, und trug ihm vor, was ich wegen meiner Geliebten entschlossen sei.

Er erwiederte trocken: das könne nicht sein, denn ich dürfe mich nicht vermählen und einem Weibe anhangen, so lange ich um den Spiritus familiaris diene, widrigenfalls meine Mühe und Arbeit, ja selbst der Dienst des Feuergeistes verloren wäre. Wohl möge ich aber das Fräulein mit mir führen, und dasselbe erkennen, wie eine Gemahlin; doch dürfe mich keines Priesters Hand mit dem-

selben verbinden, bis mein Dienst auf die letzte Minute abgelaufen sei.

Dies machte mir große Bestürzung. Bald darauf kamen Battistella, Tutio de Petralta und Pietrangelo. Sie sagten, Sciarra liege in dem Städtlein Valva. Man müsse jetzt alles Volk, sammt den Neugeworbenen zusammenthun, gen Valva aufbrechen, und einen Vergleich stiften, oder die Mißvergnügten mit Gewalt zu Paaren treiben. Doch solle man trachten, Sciarra zu gewinnen, und wenn man ihm das Fräulein zurückgäbe, welches er unweit Olgiato gefangen, und durch Monte-Marciano's Spruch verloren, würde er sich leicht versöhnen lassen.

Da sagte ich, wenn das wäre, so würde bis zum jüngsten Tage keine Versöhnung zu hoffen sein, denn ich ließe mich viel lieber viertheilen, als mir meine Verlobte rauben.

Indem kam auch Paolo de Siena herein. Er war den Augenblick von Valva hergekommen, und brachte Briefe von Sciarra an Piccolomini, in welchen Sciarra erklärte, daß er von Piccolomini keine Befehle mehr anzunehmen gedächte. Und als Paolo hörte, daß von dem Fräulein die Rede sei, und als ich meine Worte wiederholte, die ich vorhin gesprochen, brach er in ein großes Gelächter aus, sagend: „Es sei darum nicht zu thun, denn Sciarra habe das Fräulein schon wiederum, und er werde es sich nicht abermals so gutmüthig entreißen lassen.“

Ich erstarrte bei diesen Worten vor Schreck, und sprach: „Paolo, Ihr lüget wie ein Schelm; denn das Fräulein ist bei mir in guter Verwahrung.“

Er antwortete: „Wenn Euch der Glaube tröstet, so behaltet ihn für Euch. Aber ich weiß, was meine Augen gesehen haben, und diesen Morgen, als er von seinem Streifzug heimkam, hatte er auch das Fräulein gefangen mit sich gebracht, und zwar dasselbe, welches wir mit uns aus Olgiato geführt haben, Namens Hermingarda di Solis. Es weinet und ist untröstlich, vermuthlich ist ihr Don Bastiano lieber.“

Da ich dies hörte, war für mich keine Ruhe mehr. Ich sagte dem Piccolomini, welchen ich bei Seite führte, ich zweifle an des schelmischen Paolo Aussage, wolle aber nach Alcini zurück, und sogleich mit meinen Leuten und dem Fräulein zu ihm stoßen. Er könne fest auf meine Treue zählen.

Don Alfonso belobte mich zwar, aber er setzte hinzu, wie er wünsche, sich mit Sciarra auszusöhnen, und daß, falls Sciarra das Fräulein entführt habe, ich des Mägdleins willen nicht unsere gemeine Sache aufopfern solle. Es werde sich schon Gelegenheit finden, ihm die Beute wieder listiger Weise abzujagen.

Diese Rede aus Piccolomini's Munde war mir ein großes Aergerniß; denn ich sah gar wohl aus diesem und allem, was er noch hinzufügte, daß er gesonnen sei, um Sciarra's Freundschaft alles hinzugeben. Darum erkaltete auch ich in meinem Herzen gegen ihn, und schwor, ich würde ihn und den Spiritus familiaris und alles lieber, denn meine Verlobte im Stich lassen.

Damit schwang ich mich auf das Roß, wiewohl es schon spät Abends war, und eilte nach Alcini zurück, indem ich die ganze Nacht ritt. Es ist aber von Scenna bis Alcini eine volle Tagreise. Als ich mich des andern Tages dem Orte näherte, sah ich großen Rauch aufsteigen von der Gegend. Und da ich hinkam, sah ich alle Hütten abgebrannt, alles Volk verschwunden, und weit und breit niemanden, der mir Red und Antwort geben konnte.

Ich stürzte wie sinnlos neben der Brandstätte des Hauses nieder, wo ich den Thorhaimer mit Hermingarden verlassen, und schlug die Erde mit meinen Fäusten, und gebehrdete mich wie ein Rasender. Und raffte mich wieder auf, ließ mein verwundetes Roß stehen, und lief umher zu den entferntesten Hütten an den Bergen, um eine Nachricht von dem großen Unglück zu erhalten. Aber alle Hütten standen leer und verwüstet.

Ueber mein Nachsuchen war der Tag vergangen. Ich blieb über Nacht in einem der verlassenen Bauernhäuser, wo ich einige Lebensmittel fand, die mich erquickten. Folgenden Tags, nachdem ein guter Schlaf meine Glieder gestärkt, machte ich mich zu Fuß auf nach Valva, und schwor, diese Schmach in Sciarra's Blut zu rächen. Denn er allein, wie ich nun überzeugt war, hatte dies Unheil gestiftet. Doch erst den andern Tag des Abends erreichte ich das Städtlein, welches von dem Volk der Verbannten ganz angefüllt war.

Ich mischte mich unter das Gesindel, als gehöre ich zu Sciarra's Leuten, und erfuhr seine Wohnung und daß das Fräulein wirklich darin sei. Wie es dunkel ward, hüllte ich mich in meinen Mantel, und trat mit dem Dolch in der Faust zum Haus hinein, den Sciarra aufzusuchen, und Hermingarden zu erlösen. Es war in dem Hause stockfinster, und ich tappte lange umher. Da hörte ich Stimmen. Ich folgte, denn mir war es, wie wenn ich eine weibliche Stimme darunter erkenne. Ich fand endlich eine Thür. Wie ich sie öffnete, erblickte ich Hermingarden an einem Tischlein sitzend, das schöne Haupt schwermüthig auf die Hand gestützt. An der Thür ging ein Soldat auf und ab.

Ich rief: „Hermingarde!“ Da fuhr sie auf, erkannte mich, und fiel mir um den Hals, rufend: „O Bastiano, rettet mich!“ Der Kriegsknecht fluchte, und wollte sie von mir reißen, und zuckte gegen mich sein kurzes Schwert. Aber jach schlug ich ihm den Dolch in die Brust, umfing Hermingarden, und eilte mit ihr stillschweigend zum Haus hinaus über die finstern Straßen. Erst da wir ins Freie gekommen waren, fiel mir Thorhaimer bei, und ich fragte, ob er noch am Leben sei? Sie aber rief ängstlich: „Flieh, flieh, bevor man uns findet. Ich weiß ja nicht, ob Thorhaimer lebt.“

Nun verdoppelten wir die Schritte, einem Fußweg folgend, der von Valva hinwegführte; wir wußten nicht wo-

hin. Auch war uns gleichgültig, wohin wir kamen, und wir getrauten kaum zu reden. Ich erfreute mich aber meines Glücks. Der Himmel war dicht umwölkt, daß man kaum einen Schritt weit sah.

Nachdem wir wohl drei Stunden zurückgelegt hatten, gelangten wir an einen Strom, der sehr breit und reißend zu sein schien. Am Ufer stand eine von Schilf und Binsen aufgeschlagene Hütte, worin kaum drei Personen Raum hatten, wenn sie saßen. Da wurden wir einig, auszuruhen, denn es erhob sich zu gleicher Zeit starker Regen. Und wir flüchteten unter das niedrige Schilfdach, wo wir den Boden mit altem Stroh zu einem Lager bedeckt fanden.

Nun erst erzählte ich Hermingarden, wie ich schon zu Scenna das Unglück erfahren, was begegnet sei, und wie ich nach Alcini zurückgeeilt wäre, und statt ihrer nur rauchende Brandstätten gefunden hätte; wie ich sodann gleich aufgebrochen und zu ihrer Rettung nach Valva geflogen wäre.

Als es Nacht ward und der Regensturm nachließ, bedeckte ich die Heilige mit meinem Mantel, daß sie des Schlummers genösse. Ich aber trat vor die Hütte und wachte die ganze Nacht hindurch, bis zum Morgenroth. Denn ich zitterte, daß sie mir abermals geraubt werden könne.

Merkwürdiges Gespräch.

Nie war Hermingarde liebenswürdiger erschienen, als beim Aufschlagen ihrer Augen im blendenden Gold der Morgensonne.

„Ach!“ sagte sie, „wie sehr liebe ich dich, Bastiano! Aber du hast übel gethan, nach deiner Flucht von Colleferro dich zu den Banditen zu schlagen, und mit diesen Räubern Gemeinschaft zu halten. Gelobe mir, nie wieder zu ihnen zurückzukehren, und mich nach Rom zu führen.“

„Nach Rom will ich dich führen, göttliche Hermingarde,“ antwortete ich: „aber schon in Alcini sagte ich dir: alte und theure Gelübde binden mich an Piccolomini. Ich bin in Verzweifelung. Ich kann dich nicht verlassen. Mein Leben hängt an dem deinigen, und doch, ich verliere alles, wenn ich nicht mit Piccolomini gehe.“

Da wollte sie schlechterdings wissen, was mich an den Verbannten fesseln möge, und ich mußte ihr erzählen, wo und wie ich den Herrn von Monte-Marciano kennen gelernt. Ich that dies auch, doch hütete ich mich wohl, ihr von dem Spiritus familiaris zu sagen, um den ich diene. Wohl gab ich ihr zu verstehen, daß er im Besitz vieler geheimen Wissenschaften sein möge.

„Hermingarde,“ sprach ich, „und meinen Verwandten in der Heimath habe ich gelobet, geheime Kenntniß mitzubringen aus Italien. Piccolomini oder keiner kann mir solche geben. Davon habe ich Beweis.“

Sie sprach: „Es ist ein gemeiner Abenteurer, und Bastiano eine gar ehrliche Haut. Wollte ich Bastiano's Leichtgläubigkeit betrügen, ich würde es können im halben Schlaf.“ — Sie lächelte gar zärtlich bei diesen Worten, damit ich nicht zürne.

Aber ich zürnte doch heimlich, denn ich mochte nicht dulden, daß sie mich weniger achte, als liebe. Und ich wies ihr darauf ihr Bildniß, welches ich immerdar auf meiner Brust trug, und sprach: „Kennst du diese Madonna noch? Seit dem Tage, da ich es in Verona empfangen von Bevilacqua — seit dem Tage habe ich dich mit abgöttischem Herzen geliebt.“

Sie fragte: „Weißt du, woher es Bevilacqua empfangen?“

Ich antwortete: „Aus der Gallerie des Herzogs von Mantua ließ er die Kopie nehmen.“

Sie lächelte, als verstände sie nun alles. Ich aber verstand sie nicht, und fuhr fort: „Als nun Piccolomini

das Bildniß bei mir zum erstenmal gesehen, hat er mir verheißen, ich werde dereinst das Urbild lebendig schauen."

"Er konnte es dir wohl verheißen, Bastiano, da er mich kannte. Ich aber hasse den Piccolomini. Ich sah schon in der Villa Foscarini, daß er dich zu mißbrauchen gedenke. Ich aber ließ mich zu dem Possenspiel verleiten, weil es meinen Freunden Lust machte, dich zu ängstigen. Sage mir, Bastiano, hat dir Piccolomini jemals Geld begehrt? oder hast du ihm jemals geliehen?"

Ich antwortete, jedoch nicht ohne Stocken: "Niemals für sich selbst."

Sie strich mir lächelnd mit der zarten Hand über das Gesicht, und sprach: "Ich mag nicht sehen, wie du lügest. Es steht dir nicht wohl. Also dafür ließ der Betrüger steinerne Bildsäulen wandeln, um dich zu fangen. Selbst seine Freunde betrog er, und machte sie zum Werkzeug seiner gottlosen Plane."

Diese Worte machten mich ernsthaft, und ich fragte: "Was weißt du Uebels von dem Mann?"

Sie entgegnete: "Erinnerst du dich der Villa Foscarini? Glaubtest du ernstlich damals, als ich unter den drei Bildsäulen gestanden, ich sei ein Steinbild? oder als ich an deinem Tische vorüber wandelte, mit Kreide gebleicht, wie ein weißer Marmor, ein Stein könne wandeln?"

Da fuhr ich auf erschrocken, und schrie: "Hermingarde, was sprichst du? Bist du selbst es gewesen?"

"Ich war es allerdings, weil uns deine thörichte Gespensterscheu ergötzen sollte. Auch haben wir redlich auf deine Unkosten gelacht. Doch wir hielten den Piccolomini nur für einen lustigen Zeisig, der uns ein Fest geben wollte. Er aber hat dich geblendet, und ich irre mich nicht, du verehrst noch heut in ihm einen Zauberer."

Von dieser Rede war ich mächtig betroffen. Und da ich sie noch weiter wegen der Umstände jenes Abends befragte, antwortete sie mir auf Alles, nannte mir die Namen der Anwesenden, ihre Gestalt und Kleidung, selbst

die Speisen, welche auf dem Tische standen, als die Bildsäule vorüberging, also daß ich an der Wahrheit ihrer Rede nicht zweifeln konnte.

Da verbarg ich's nicht länger, und fragte: ob sie niemals davon gehört, daß ein Mensch einen Spiritus familiaris besessen, durch welchen er wunderbare Einsichten erlange, und große Dinge verrichte?

Sie antwortete: „Ich habe wohl davon gehört, aber noch niemanden gesehen, der im Besitz des Geistes gewesen. Doch wenn der Piccolomini sich desselben rühmt, so glaube ich es nicht, denn seit er der Herrschaft Monte-Marciano verlustig erklärt worden, ist er ein armer Ritter, der nichts hat, als was er zusammenraubt. Er ist ein Schandflecken seines erlauchten Geschlechtes, und die Seinigen erröthen vor Scham, wenn seiner gedacht wird.“

Neue Verlegenheit.

Hermingardens Reden hatten mich in große Bestürzung gesetzt, daß ich in tiefes Nachdenken verfiel, bis sie mich daran mahnte, aufzubrechen, um über den Strom zu kommen und Sciarra's Nachstellungen zu entgehen. Wir gingen also am Wasser entlang, bis wir im Gehölz einen Steg von Baumstämmen darüber fanden, zwischen Felsen. Nach einer halben Stunde erreichten wir ein Bauernhaus, wo wir uns mit schlechtem Brod und Milch erquickten.

Wir hatten nun mühsames Wandern, und mußten zwei Tage lang in schlechten Dörfern Herberg nehmen, bis wir endlich zur Stadt Aquila gelangten. Und ich litt auf dieser Reise großen Kummer um Hermingardens willen, denn ihre zarten Füße waren des Laufens ungewohnt. In Aquila hielt man uns für Pilger, denn wir hatten unterwegs Kleider gekauft und angethan, wie die Wallfahrer zu tragen pflegen. Auch stand ich in großer Noth, weil ich schier ohne Geld war; denn all mein Gut hatte ich dem Thorhaimer zu Alcini in Verwahrung gegeben.

Da Hermingarde erfuhr, wie übel es mit mir sei, ward sie erst ernst, und sprach: „Könntest du mich gen Rom bringen, so wäre mir und dir geholfen. Denn meine Kasten sind durch den Prinzen von Colleferro nach Rom vorausgesandt, und einer meiner Diener dabei. Auch habe ich großen Theil aus dem Nachlaß des Marchese de Lamentano. Ich wollte dich stattlich kleiden, und du würdest bei mir wohnen und mein Bruder heißen.“

„Wie?“ rief ich mit Erschrecken: „Also warst du doch im Hause des Prinzen Colleferro? Warst du nicht die Courtisane des unglückseligen Lamentano? Bist du wieder Donna Lucia, nicht mehr Hermingarde?“

Sie lachte und sprach: „Du bist ein Thor! und ich bin Lucia; aber nie eine Hermingarde gewesen. Ich muß wohl für dich selber sorgen.“ Damit verließ sie das Zimmer der Herberg, in welchem wir beisammen waren.

Ich aber saß gleich einem Sternbilde da, und wußte nicht, was beginnen. Denn nun war mir hell, daß ich mit Hermingardens Gestalt reise, und doch nicht Hermingarde habe, sondern daß mich abermals ein böser Geist äffe, wie auf der monteleonischen Hochzeit. Schon waren mir unterwegs oft Zweifel rege geworden, wenn sie vermied, von Olgiato und dem Treffen zu reden, und von unsern Gesprächen in Alcini, was ich ihr alles wiederholte. Auch erwachte mir Argwohn, wenn ich in ihren Armen lag; denn Hermingarde liebte mit keuscherm Gemüthe, als Donna Lucia, und ein allzu verwegener Kuß, in Alcini gegeben, drohte mir ihre Verachtung und Ungnade.

Und je länger ich erwog, je mehr fand ich zwischen dieser und Lucia's Gestalt und Art Aehnlichkeit. Oft hatte ich in Alcini Hermingarden von Piccolomini geredet, aber nie nannte sie ihn einen Betrüger. Wohl hatte mich Don Alfonso oft gewarnt vor bösen Geistern, die mir den Gewinn des Spiritus familiaris zu entreißen trachten würden. Darum riß ich auch allen Verdacht wieder aus dem Herzen, welchen sie mir gegen Alfonso eingeflößt hatte.

Denn konnte sie mich von ihm abwendig machen, so war ich auch abwendig vom Spiritus familiaris, und selbst der Feuergeist wäre Betrug gewesen, der mir allezeit Wahrheit verkündet, und mich in den blutigsten Gefechten unverletzt erhalten hatte, wie mir Piccolomini vorausgesagt.

Da beschloß ich, den Feuergeist zu befragen, und noch in derselben Stunde Aquila und Lucia zu verlassen und zum Piccolomini zurückzugehen, wenn er mir durch trübes Licht andeuten würde, daß ich in Gefahr sei. Wie ich ihn aber aus dem Gürtel hervorzog, leuchtete er glänzender, denn jemals; dies machte mich sehr irre, und ich beschloß, abzuwarten, was aus den Gaukeleien werden könne, die mit mir getrieben wurden. Denn der Feuergeist hatte noch nie übel geweissagt.

Und als Lucia wieder in das Gemach hineintrat, überfiel mich ein Schauder; denn je länger ich sie betrachtete, je mehr sah ich doch, es war Hermingarde.

Fortsetzung des Vorigen.

Sie aber schien meine Unruhe wahrzunehmen, und belustigte sich sehr daran und sprach: „Welchen Unterschied findest du an mir, wenn ich dir als Hermingarde oder als Lucia erscheine?“

Ich sprach: „Keinen, als daß ich deinen Besitz jedesmal mit einer Mordthat bezahlen muß, wie ich denn deinetwillen mich mit dem Blute Lamentano's und mit dem Blute des Soldaten in Valva besudelte. Darum ist mir nicht wohl bei dir. Ich bete dich an und verabscheue dich. Mir ist nicht wohl, bis ich fern von dir bin.“

Da hob sie bitterlich an zu weinen, und warf ihre Arme um meinen Hals, flehentlich, daß ich sie nicht allein lasse in der fremden Stadt, ohne Rath und Beistand. Und sie erinnerte mich an meine Gelübde, die ich ihr zu Loreto gethan, und an die Stunde, da sie mir im Wäldlein bei Assissi zuerst ihre Liebe gestanden. Und sie be-

schwor mich, ihr den Muthwillen zu verzeihen, welchen sie mit mir getrieben, als könne sie in zweierlei Gestalten erscheinen. Sie habe nur meine eigenen Einbildungen benutzt, und mich darin bestärkt, um sich Vergnügen zu machen. Auch werde Thorhaimer mir sagen, wie sie zu Alcini gelitten, da ich sie verlassen, und wie sie von Sciarra's Leuten hinweggeschleppt worden, habe sie nur meinen Namen gerufen, bis sie ohnmächtig geworden sei.

Und wie sie dies sprach, verschwand mein Grausen, und meine Liebe erwachte von neuem. Denn es war keinem Menschen möglich, sie zu hassen, wenn sie in Thränen verging. Und ich erneuerte mein Gelübde, und erinnerte sie daran, wie sie in Alcini verheißen, mir nach Deutschland zu folgen. So solle es geschehen, und ich wolle sie mir ewig verbinden durch Priesters Hand, doch nicht alsogleich, sondern wenn ich zuvor noch ein großes Geschäft vollendet haben würde, deswillen ich nach Welschland gekommen sei.

Als ich sie besänftigt hatte, ward sie wieder die Holdselige, die sie immer war; doch legte sie ihren Muthwillen ab.

Ich gedachte andern Tags, wie ihr Begehren gewesen, sie nach Rom zu führen, wohin ich selbst verlangte, um Don Bevilacqua zu sehen, an welchen für mich Briefe und Gelder aus Deutschland geschickt zu werden pflegten. Denn ich war jetzt sehr arm, und hatte kaum genug, die Reise gen Rom zu thun. Aber Hermingarde klagte über große Müdigkeit, und bat so inständig, sie einige Tage ruhen zu lassen, daß ich nicht wohl anders konnte. Wir blieben also vier Tage lang müßig in Aquila.

Am fünften Tage kam ein kostbarer Wagen, mit schönen Maulthieren bespannt, vor die Herberge gefahren; ein reich gekleideter Diener trat in das Haus und begehrte Donna Lucia zu sehen. Sie winkte mir, daß ich sie allein lasse, und es verging eine Stunde, bevor sie mich wieder rufen ließ. Da ich zu ihr kam, fand ich viel Gepäck in

ihrem Gemach, und sie war köstlich, doch wie zur Reise gekleidet, und hatte goldene Ringe an allen Fingern, und mehrere Goldstücke lagen auf dem Tische.

„Jetzt ist geholfen, Bastiano!“ sprach sie, „und ich danke Euch, daß Ihr mir diese Tage treu geblieben, und mich nicht im Elend allein gelassen, und bitte Euch, mich zu begleiten. Weil aber Eure Kleider zerrissen, und vom Staub und Unrath übel zugerichtet sind, sorget dafür, Euch neues Gewand zu schaffen. Nehmet von dem Gelde, so viel Euch beliebt.“

Es that mich dies Wort befremden, und noch mehr die Art und Weise, wie sie mir zusprach. Ich wollte von dem Gelde nicht, und sagte: ich würde sonder Zweifel in Rom für mich finden.

„Vielleicht gehet Ihr lieber zu Euerm Freund Piccolomini zurück,“ versetzte sie darauf, „und nun will ich Euch länger nicht halten, wenn Ihr in Euer Verderben rennen wollet. Denn ich habe zur Genüge erfahren, daß der Bösewicht Euch mehr werth sei, denn meine Person. Und hätten Euch meine Bitten und Thränen nicht bezwungen, Ihr würdet mich schon den Abend nach unserer Ankunft allhier in meiner jämmerlichen Lage verlassen haben. Gehet denn hin! Ich habe meine Gunst einem Unwürdigen verschwendet. Aber hütet Euch wohl, Euch dessen zu rühmen, es könnte Euch gefährlich sein.“

„Wie, ist das die Stimme meiner Hermingarde, die ich höre?“ rief ich: „Also hieltet Ihr mich nur fest, nicht weil Ihr mich liebtet, sondern meiner zu Euerm Schutz bedurftet? Also waren jene Schwüre und zärtlichen Liebkosungen eitel Trug?“

„Nein, Bösewicht, schöner Bösewicht!“ sagte sie: „Ich habe dich geliebt, und liebe dich noch, wie ich keinen Mann geliebt habe. Und ich fürchte durch dich zur Thörin zu werden. Darum ist besser, wir scheiden; denn ich darf und will mein Leben nicht an das Leben eines Abenteurers hängen, der mit Räubern lebt. Seht, Bastiano, welchen

Beweis ich Euch von meiner Liebe gebe. Vergesset des Piccolomini und seiner Bande, kommet mit mir gen Rom, und nennet Euch meinen Bruder, so soll es Euch an nichts gebrechen. Selbst wegen Lamentano's Tod habet Ihr nichts zu befürchten, denn Lamentano hat noch reuig ausgesagt, er sei an seinem Unglück schuld, und kein Anderer. Ihr dürfet also ohne Furcht bei mir wohnen und öffentlich erscheinen. Wollet Ihr Piccolomini verlassen?"

Da wandte ich mich mit Verachtung von ihr und sagte: "Nein! eines solchen Weibes willen fällt der Mann nicht ab vom Mann. Daß Ihr mir also redet, ist Zeugniß genug, Ihr habet mich nie geliebt, sondern nur Eure Lust mit mir büßen wollen. Verflucht sei meine Leichtgläubigkeit und der Tag, da ich Euch vor den Schwellen des heiligen Hauses zuerst erblickte; verflucht die Stunde bei Assissi, da ich Eure ersten Gelübde hörte, und verflucht das Bild, das mir die Leidenschaft gab!"

In der Wuth riß ich die Madonna Sclafani's von meiner Brust, und zertrat das Bild auf dem Erdboden, hob die güldene Kette auf und sprach: "Ich will sie zu einem Goldschmied tragen, er wird mir dafür geben, daß ich ohne Eure Almosen reise."

Ich ging aus dem Zimmer und glühte vor Zorn. Sie rief mir ängstlich nach, und wollte mich zur Umkehr bewegen; aber ich blieb taub und ging von dannen.

Abenteuer in Rom.

Der Goldschmied von Aquila zahlte mir kaum die Hälfte dessen, was die Kette werth gewesen, und betrachtete mich gar argwöhnisch, als hielte er mich für einen Räuber. Von ihm begab ich mich in die Kirche, da eben Messe gelesen ward, und verrichtete mit bußfertigem Gemüth meine Andacht. Als ich wieder zur Herberge kam, war Donna Lucia in ihrem Wagen abgereiset; und da ich bezahlen wollte, was wir verzehrt hatten, war die

Rechnung schon abgethan. Der Wirth übergab mir aber ein Brieflein, welches Lucia für mich hinterlassen, des Inhalts: „Sie warne mich zum letztenmal vor meinen schlechten Freunden; verzeihe mir auch meinen Zorn, und werde mir in Rom Beweise geben, daß ich ihr noch immer theuer sei. Sie hoffe, ich werde mich eines Bessern besinnen und ihr gen Rom folgen.“

Ich zerriß den Brief und verließ die Stadt, und lief den Weg in's Gebirg zurück, um Piccolomini zu suchen. Da ich aber unterwegs bedachte, wie ich doch besser thue, Don Bevilacqua aufzusuchen, wo vielleicht Nachrichten von Hause auf mich warten möchten, kehrte ich wieder um, und wanderte die Straße gen Rom.

Spät Nachts kam ich in einem Flecken an, Vicovaro geheißen. Da fand ich in der Herberge einen Wandersmann, der am Tische saß, Wein zu trinken. Wie ich mich zu ihm setzte, und ihn näher betrachtete, erkannte ich ihn, daß er zu dem Haufen gehöre, welchen Battistella del Aratro führte. Und ich machte mich an ihn, und fragte leise: „Ist der Battistella nahe? oder der Piccolomini?“ Da erblaßte der Mensch, und sah mich mit starrem Blick an. Wie er mich aber erkannte, schnalzte er mit den Fingern in der Luft und sagte: „Alles vorbei! Alles aus einander!“

Nun begehrte ich mehr zu wissen, und erfuhr, daß Piccolomini von allen Verbannten im Stich gelassen worden sei, und der Mark Ancona zugeflüchtet wäre, um sich nach Venedig zu retten. Ein großer Haufen der Verbannten treibe sich in der Gegend von Riete umher, wo sie alles Korn auffingen, was den Tiberfluß hinab nach Rom ginge; und sie hätten tägliches Gefecht mit Don Virginio Ursini, dem päpstlichen Feldherrn. Auch Don Marco de Sciarra wäre dabei. Aber die Sache neige zum Ende, und Jeder bringe seine eigene Haut in Sicherheit.

Eben dies erfuhr ich auch andern Tags auf der römischen Landstraße, wo ich mit den Landleuten redete, die

Korn nach Rom führten; denn in der Stadt, wie sie sagten, war großer Mangel. Nun gereuete es mich nicht, daß ich nicht, wie es anfangs mein Wille gewesen, in's Gebirg gegangen, den Piccolomini zu suchen. Doch fing mir die Flucht des Piccolomini an großes Besorgniß zu erwecken, und der Argwohn, welchen Donna Lucia in mir angeblasen, schien gerechtfertigt werden zu wollen. Falls Don Alfonso Herr des Spiritus familiaris wäre, dachte ich in mir selber, möchte er aller menschlichen Nachstellungen spotten; er würde allezeit des Geldes vollauf haben, und an Anhang könne es ihm nicht fehlen.

Zu Rom kehrte ich in eine geringe Herberg ein, wohin arme Bürgersleute zu gehen pflegen; auch gab ich den Leuten vor, aus Deutschland zu kommen, um zu St. Peter Ablaß zu holen. Ich that es aber, weil mir Geld fehlte. Folgendes Tages kaufte ich mir vor einer Bude sogleich saubere Tracht und einen Degen, und ging damit in meine Herberg und kleidete mich neu. Dann machte ich mich auf, Don Bevilacqua zu suchen, und ließ mich zu der Wohnung führen, die er mir schon in Verona bezeichnet hatte. Als ich aber dahin kam, vernahm ich mit großer Bestürzung, wie er vor einem Monat gen Florenz abgereiset sei, weil er die böse Luft von Rom nicht hatte ertragen können.

Nun war ich in großer Noth, denn ich hatte alles, was mir zu Aquila für die goldene Kette gegeben worden war, an die neue Kleidung verthan, und das Brot war in Rom so theuer, daß man kaum für Geld bekam. Ich strich den ganzen Tag schwermüthig auf den Gassen und in den Kirchen umher, und wußte meinem Uebel keinen Rath zu schaffen. Ich war zu stolz, die verrätherische Lucia aufzusuchen, und wenn ich gewollt hätte, wußte ich nicht, wo sie finden in der unermeßlichen Stadt. Ich begab mich des Abends ungesättigt auf mein hartes Lager, wo ich jedoch neben vielen andern Pilgern sanft einschlief; denn der Glanz des Feuergeistes gab mir tröstlichen Muth.

Den andern Tag verzehrte ich mein letztes Geld, also, daß ich nicht mehr behielt, ein Nachtlager zu zahlen. Ich war in großer Bangigkeit. Aber der Feuergeist machte mir neue Hoffnung; denn da ich ihn am frühen Morgen im Dunkeln betrachtete, war er voll Glut.

Es blieb mir keine Hilfe, als die neuen Kleider wieder zu verkaufen, womit ich mich geschmückt hatte, um mit dem Wenigen, so ich daraus lösen würde, Florenz zu erreichen. Aber man bot mir weniger, denn die Hälfte dessen dafür, was sie mich Tags vorher gekostet hatten.

Da redete ich einen Juden an, und bot ihm die Kleider. Er schüttelte den Kopf und fragte nach Kostbarkeiten; sagte, er sähe wohl, ich sei ein Kavalier, der in der Noth sei, und wäre bereit, mir zu helfen. Er verlangte nichts von mir zu kaufen, sondern wolle mir Geld darleihen, wenn ich ihm Unterpfand geben würde. Ich ging mit ihm, wiewohl ich nichts hatte, ihm zu geben. Wie wir nun in sein Haus getreten waren, begehrte er zu sehen, was ich ihm als Unterpfand bieten möchte. Ich gerieth in große Verlegenheit, und versicherte, wenn er mich gen Florenz begleiten würde, ihm seine Reise zu zahlen, weil ich dort mehr Gelder zu heben habe, als ich gebrauche. Er schüttelte zu Allem den Kopf. Da fiel mir, als letztes Hilfsmittel, der Feuergeist ein, und ich hoffte den Juden zu bewegen, mich gen Florenz zu bringen, wenn ich ihm zeigte, in welchem wichtigen Besitz ich sei. Zwar erinnerte ich mich wohl, wie mich Piccolomini ernstlich gewarnt, Niemandem mein Kleinod zu verrathen; allein die Noth war groß.

Da ich nun dem Hebräer von diesem Geheimniß redete, horchte er begierig auf, und begehrte den Schatz nur zu sehen, mit Verheißen, er wolle ihn gar nicht berühren. Darauf zog ich das Fläschlein, und wies ihm den Feuergeist. Er betrachtete ihn lange mit großer Aufmerksamkeit, und dann rief er: „Der Herr wird mich nicht betrügen! Ist nichts, denn ein bononischer Stein, auf besondere Art

zubereitet und eingeglaset. Ich habe auch, und kann dem Herrn davon verkaufen.«

Damit ging er und reichte ein Geschirr, worin kleine gelbgrüne Steinlein lagen, und stellte sie an die Sonne. »Sehe der Herr, Feuergeister so viel er mag! Aber sie machen nicht stich- und schußfest.« Nachdem hielt er sie in's Dunkle, und ich gewahrte mit Erstaunen, wie sie gleich glühenden Kohlen brannten und leuchteten wie mein Feuergeist. Da fiel es mir schwer auf das Herz. »Stelle der Herr nur sein Fläschlein oft an das Tageslicht, so wird der Stein darin glänzen, wie ein Carfunkel!« sagte der Hebräer, und that sein Geschirr wieder auf die Seite. »Der Herr hat nichts anderes, als den bononischen Stein; so können wir keine Geschäfte machen.«

Nach diesen Worten führte er mich an die Thür, und ließ mich auf der Stelle allein stehen.

Darüber bin ich sehr niedergeschlagen gewesen. Ich meinte, ich wolle über die Einfalt und Unwissenheit des Hebräers lachen, und konnte es doch nicht. Zwar hatte sein bononischer Stein viel Gleichheit mit dem in meinem Fläschlein, und hatte im Finstern dessen Licht; auch traf zu, daß man den Feuergeist mit Sonnenstrahlen nähren müsse, gleich wie den bononischen Stein; aber der Feuergeist hatte meinen Leib doch vor allem Unglück bewahrt, und konnte mir bös und gut wahrsagen, was kein bononischer Stein mag. Dann aber gedachte ich wieder, daß der Feuergeist mir schön gestrahlt, wo ich doch von Hermingarden selbst verrathen worden bin, und seit vielen Tagen hell leuchtete, wo ich nicht hatte, meinen Hunger zu stillen. Und wenn ich an Don Alfonso's hilflose Flucht gen Venedig, und an Hermingardens Warnungen, und an den Betrug dachte, welcher mir mit dieser Courtisane gespielt worden, als ich sie für eine Bildsäule halten sollte, entfiel mir alle Lust am Leben. Denn ich sah mich von einem Betrüger in's Elend gebracht, welchen ich für meinen Freund gehalten, und von einem Weibe schimpflich

verspottet, welches, seiner Abenteuer zu pflegen, mir wie eine Heilige erschienen war, und meine Leidenschaft und Leichtgläubigkeit mißbraucht hatte zur Sünde. Da schwor ich in meinem Herzen, keinem Menschen mehr zu trauen, und ich sehnte mich nach einer Einöde, wo ich der Welt absterben könne.

In diesen Gedanken vertieft war ich durch manche Straße gegangen, und stand unweit eines alten Mauerwerks, welches vor Zeiten eine Kirche der Heiden gewesen sein mag, worin sie ihre Götzen verehrt. Und wie ich dasselbe betrachtete, fiel mir ein Mann zu Füßen und umarmte meine Knie, daß ich sehr erschrack. Wie er aber sein Angesicht aufrichtete, war es der alte Thorhaimer, der vor Freude und Thränen nicht reden konnte. Da ward mir, als sähe ich einen Engel des Herrn, und fiel ihm um den Hals und küßte ihn, und weinte vor Freuden wie er.

Nachdem gingen wir Beide Arm in Arm, gleich Trunkenen, durch die Straßen, und wurden des Erzählens nicht satt. Und wie ich ihm sagte, in wie große Armuth ich gerathen, wie Hermingarde treulos geworden sei, stand er still und betrachtete mich, und meinte, ich rede irre.

„Wie sprechet Ihr auch, liebster Herr!“ rief er und schüttelte den Kopf: „Das Fräulein ist nicht von mir gewichen, seit wir in jener schrecklichen Nacht Alcini verlassen haben, da die römischen Kriegsleute den Ort überfielen und verbrannten.“

„Nein, Alter!“ unterbrach ich ihn, „Sciarra hat die Wuth geübt aus Bosheit gegen Piccolomini, und hat das Fräulein mit sich gen Valva entführt, wo ich es wieder befreite.“

Er antwortete: „Wenn Ihr mir nicht glaubet, möge Euch das Fräulein selbst sagen, wie in der Nacht die Römischen gekommen sind, wie der Feldoberst Virginio unser Haus umringt hat, und eingetreten ist; wie sie dann demselben zu Füßen gefallen und um Erbarmen gefleht,

weil sie von den Räubern gefangen worden, und nichts mit ihnen gemein habe; wie Don Virginio sie darauf huldreich aufgehoben, und ihr und mir erlaubt hat, mit unserm Gepäck und zwei Maulthieren abzuziehen, und er uns durch seine Leibwachten bis auf die römische Landstraße hat führen lassen; wie hinter unserm Rücken die Hütten von Alcini gebrannt haben; wie das Fräulein zum See Bolsena begehrt hat, aber krank geworden, ehe wir Rom erreicht hatten; wie es seitdem in Rom auf dem Krankenlager geblieben, und nur durch die Hoffnung genesen ist, daß ich Euch im Gebirg von Abruzzo aufsuchen und wiederfinden würde.«

Da sagte ich: »Wenn dem also ist, wie du sagst, so möge mir Gott gnädig sein. Denn auch ich habe dir die Wahrheit geredet; und das Fräulein ist bei mir gewesen, bis in der Stadt Aquila, wo es mich gar schnöde verlassen hat. Und es ist dasselbe, welches ich in Loreto gesehen, bei Trevi verloren, im Hause des Prinzen Colleferro wiedergefunden, dort verlassen, aus Olgiato gerettet, und in Aquila auf ewig verloren habe.«

»Liebster Herr,« sagte Thorhaimer, »ich habe schon oft aus Euern Reden verspürt, daß unholde Geister mit Euch spielen mögen. Darum kommet und fliehet dies gefährliche Land. Auf deutschem Boden ist doch besser wohnen, und das tugendsame Fräulein führet als Euer Gemahl in das Schloß der getreuen Welzer ein. Aber schwöret dem Don Piccolomini ab, denn er führet Euch mit seiner schwarzen Kunst in den Rachen des Verderbens; und es ist kein Anderer, denn er, welcher das Teufelswerk treibet, womit er Eure Augen verblendet.«

Nun war ich wieder in größter Verwirrung des Gemüthes, und ich wußte mich nicht zu fassen über das, was ich gehört und was ich doch ganz auf andere Weise erlebt hatte. Wie wir nun vor dem Hause standen, wo Thorhaimer und, wie er behauptete, das Fräulein wohnten, bat er mich, zu verweilen an der Thür, auf daß er

die Kranke wegen meiner unverhofften Ankunft vorbereiten könnte. Ich folgte ihm aber, ohne daß er es wußte, bis vor die Thür des Gemachs, in das er eingegangen war.

Bekehrung.

Nun hörte ich von innen die Stimme Hermingardens, dann wie Thorhaimer erzählte, daß er glaube, mich gesehen zu haben; wie Hermingarde zweifelte; wie Thorhaimer sagte, ich habe mich gesprochen, bis er ihr beherzt sagte, er sei in der Nähe. Nun hörte ich das Fräulein einen großen Schrei thun — dann Todtenstille. Nach einiger Zeit schrie Thorhaimer: „Jesus Maria!“ und eine fremde Weiberstimme heulte laut.

Da schlug mein Herz gewaltig, und ich stürzte mit Zittern in das Gemach. Thorhaimer lag knieend an einem Bett, und über das Bett beugte sich eine betagte Frau, und im Bett sah ich Hermingarden eingefallen und bleich mit verschlossenen Augen.

„Ach!“ rief Thorhaimer, „diesen Augenblick ist sie verschieden. Ich Elender habe das Himmelskind mit der voreiligen Botschaft getödtet.“

Aber das Weib winkte ihm und flüsterte leise: „Nein, es ist noch nicht alles Leben geflohen. Rufet den Arzt.“

Thorhaimer eilte alsobald hinweg, und wie ich Hermingarden sah, und ihre von Krankheit verzehrte Gestalt, zweifelte ich nicht länger, daß Thorhaimer die Wahrheit geredet, und mich abermals in Valva ein höllisches Trugbild berückt habe. Und ich sank weinend auf den süßen Leichnam meiner Geliebten, und küßte ihre kalten Lippen, und rief tausend Mal ihren Namen. Darauf schlug sie die trüben Augen auf, und starrte mich an, und seufzte einen tiefen Seufzer, und schloß die Augen wieder und ward wie eine Todte.

Da Thorhaimer den Arzt brachte, ward ich in ein anderes Zimmer geführt; da lag ich verzweifelnd auf einem

Ruhebett, bis der Arzt wieder zu mir kam, und versicherte, das Fräulein sei gerettet; doch dürfte ich mich nicht zeigen, bis den andern Tag, sonst würde es das Leben der zarten Blume gelten. Welch ein schmerzlicher Tag, welch eine qualvolle Nacht!

Wie ich des andern Morgens zu Hermingarden geführt ward, saß sie aufrecht im Bett, von ihrer Wärterin unterstützt. Sie breitete stumm und lächelnd und mit nassen Augen ihre beiden Arme nach mir aus. Und wie ich sie mit den meinigen umfing, sank sie an meiner Brust zusammen, wie eine geknickte Lilie.

Und ich empfand in meinem ganzen Wesen, daß es die Eine, die Unbescholtene und Reine sei, welche ich in Loreto zuerst erblickt, und die mein Herz mit unsäglicher Liebe erfüllt hatte. Und ich dünkte mich selbst heiliger zu sein in ihrer Nähe; es war nicht, wie bei dem schönen Gespenst im Hause Colleferro oder Aquila, bei dessen Berührung mich ein ganz anderes Feuer ergriffen hatte.

Der Arzt, die Liebe und die Freude thaten Wunderdinge. Die holde Kranke nahm von nun an sichtbarlich mit jedem Tage an Kräften zu, und blühete wieder allgemach zu ehemaliger Lieblichkeit. Doch vergingen Tage und Monate; ich verließ sie fast nie. Unterdessen sagte ich ihr nicht, was mir mit der Erscheinung in Valva und Aquila begegnet, auf daß meine schmähliche Untreue, die ich verübt, mir nicht ihr Herz entfernen möge.

Der Beichtvater.

Aber das Geheimniß drückte mich sehr, und fürchtete ich durch neue Nachstellungen böser Geister wieder von meiner Geliebten geschieden zu werden. Darum beschloß ich, meine bedenklichen Angelegenheiten einem geistlichen Herrn anzuvertrauen, wozu mir auch Thorhaimer oftmals gerathen, auf daß ich mein armes Gewissen erleichtern möge.

Und Thorhaimer brachte mich eines Tages zu einem Franziskanermönch zur Beichte, bei welchem er selbst beichten ging. Ich vertraute mich demselben, denn er war gar ehrwürdig von Gestalt und Geberde, als ein Greis von mehr denn siebenzig Jahren.

Wie ich ihm im Beichtstuhl mein Herz eröffnet und mein Schicksal mit Piccolomini und dem Feuergeist und den bösen Geistern offenbaret hatte, die mich oft unter Hermingardens Gestalt geblendet, befahl er mir, nach ertheilter Absolution, sein an der Pforte der Kirche zu harren.

Bald nachher kam er auch, und führte mich zu seiner Zelle im Kloster, wo er den Feuergeist zu sehen begehrte. Als ich das Fläschlein zeigte, legte er es an die Sonne, und sagte: „Mich dünkt, Ihr seid von dem Piccolomini um Euer Geld betrogen, denn was er Euch gegeben, scheint ein bononischer Stein zu sein, und nicht mehr. Aber Piccolomini ist daran, den Lohn seiner verruchten Thaten zu empfangen. Denn in der Gegend von Cesena ist er von dem toskanischen Oberst Bisaccioni gefangen und an Händen und Füßen gebunden, durch Imola nach Florenz gebracht worden. Danket dem Himmel, daß er Euch zu rechter Zeit von der großen Gefahr befreit hat.“

Als ich Piccolomini's Schicksal vernahm, ward mein ganzer Leib wie Eis. Der alte Mönch aber, nachdem er das Fläschlein wieder zur Hand genommen und lange im Dunkeln betrachtet, gab es mir zurück, und sagte: „Es ist der bononische Stein, künstlich in dies Gläslein gethan, mit einer Flüssigkeit, die ich nicht kenne. Und der Stein hat Euch nicht vor Gefahr behütet, sondern die Hand Gottes. Auch hat Euch der Stein nicht den Muth gegeben, allem Schrecknis Trotz zu bieten, sondern der Glaube an die Wunderkraft des Fläschleins. Piccolomini aber hat Euer Geld und Euern Arm vonnöthen gehabt. Glaubt mir, es ist nichts mit dem Spiritus familiaris, nach welchem Euch Graf Sigismund von der Welz aus-

geschickt hat; und ist ein solcher nichts, als menschliche Einbildung. Was aber das Blendwerk ist, von dem Ihr redet, daß Euch ein Weibsbild in Gestalt Euerer verlobten Braut betrogen, so hütet Euch vor dieser Verlobten, und prüfet sie wohl, denn ich meine, sie überliste Euch.«

Nachdem er mir seinen Segen ertheilt, entließ er mich. Ich steckte aber das Fläschlein zu mir, voll großen Unwillens, denn der Mönch hatte mir schlechte Auskunft gegeben, und ich glaubte ihm nicht.

Neue Erscheinung.

Der Mönch begleitete mich bis zur Klosterpforte, und fragte nach meiner Behausung in der Stadt. Dann hob er warnend den Finger und sprach: »Junges Herrlein, es thut mir leid um Euch. Ihr scheinet eines guten Gemüthes zu sein, jedoch unerfahren. Ihr seid in üble Hand gefallen.«

Ich mochte ihm nicht antworten, und ging von dannen, denn ich sah wohl ein, daß er Hermingarden in Verdacht genommen. Ich sagte aber Hermingarden kein Wort, um sie nicht zu betrüben.

Am Abend des gleichen Tages, da ich bei ihr war, trat Thorhaimer in das Zimmer zu uns. Und er fuhr erschrocken zurück, da er unser ansichtig ward, als sähe er etwas Böses. Und wie ihn das Fräulein um die Ursache solches Entsetzens befragte, wollte er lange nicht die Sprache finden. Endlich sagte er: »Euer Geist betet drüben in der Kirche unter dem Volke. Ich lag während der Messe auf den Knien, und that meine Andacht, da seid Ihr gekommen und neben mir gekniet, und seid geblieben. Da ich diesen Augenblick hinweggegangen bin, wie ist es möglich, daß ich Euch hier finde?«

Hermingarde entfärbte sich, und ward nachdenkend. Ihre Unruhe ging in mich über; denn ich kannte jenes gespenstische Ebenbild, und fürchtete dessen Nähe.

Aber das Fräulein richtete sich bald auf, und sprach freundlich zu Thorhaimer: „Gehet, eilt, fliegt hinüber zur Kirche, guter Thorhaimer, und gebet Acht, wohin sich nach gepflogener Andacht die Dame begeben wird, welche Ihr für mich selbst angesehen habet.“

Und als Thorhaimer hinweg war, und ich furchtsam zu Hermingarde sprach: „O du Süße, diese Erscheinung bedeutet unserer Liebe neues Unglück!“ antwortete sie mit der Sicherheit der Unschuld: „Warum fürchtest du Böses? Ich halte dafür, es sei Eugenia, meine Zwillingsschwester, die mir allzu ähnlich ist. Aber ich will sie gern meiden, denn sie hat mich nie lieb gehabt.“

Da erschrack ich von Herzen, denn diese Worte rissen einen Schleier von allem Geheimniß meiner letzten Begebenheiten. Ich umfaßte sie und sprach: „Du Liebe, warum verbargst du mir das?“

Sie antwortete: „Die Schwester ist mir geworden, wie eine Fremde; doch hatte ich nicht Ursache, ihr Dasein zu verhehlen.“ Und nun vernahm ich, wie Hermingarde und Eugenia die einzigen Kinder ihrer Mutter gewesen, die beide zärtlich geliebt hat. Als aber nach dem Tode der Mutter der Vater in die zweite Ehe getreten, habe die leichtfertige Eugenia schon als Kind die Gunst der Stiefmutter genossen, und Hermingarde viel gelitten, besonders nach des Vaters Tode. Eugenia wußte mit Verstellung und Schmeichelei die Stiefmutter zu leiten; war leichtsinnig, eitel und veränderlich, und was sie that, ward gutgeheißen. So täuschend sich die Gestalten der Zwillingsschwestern glichen, so unähnlich waren sich beider Denkarten. Sie flohen einander, und wann sie zusammentrafen, entsprang Zwietracht. Als darauf durch Thorheiten der Stiefmutter und ihres Sohns die Güter verschwanden und Mangel einzukehren drohte, sollten die Töchter mit ihrer Schönheit den Reichthum vornehmer Anbeter in das öde Haus locken. Eugenia lieh sich willig dem eigennützigen Spiel der Stiefmutter, aber Hermingardens Sprödigkeit

zog ihr den größten Haß aller zu. Und es war schon daran, daß Hermingarde in ein schlechtes Kloster gestoßen werden sollte, als Eugenia's Leichtsinn dies Schicksal abwendete. Ein Prinz aus dem Hause Colonna war unter den Anbetern Eugeniens der freigebigste, und darum der begünstigtste bei Mutter, Schwester und Bruder. Aber bald verdroß es die kaum sechszehnjährige Buhlerin, mit ihren Reizen nur für Andere Ueberfluß zu gewinnen. Sie begehrte in der großen Welt zu glänzen, und jeden Zwang abzuthun, und verschwand mit dem Prinzen, und man erfuhr nichts mehr von ihr, als daß sie in verschiedenen großen Städten Aufwand trieb, und die Liebhaber wechselte.

Nach diesem mußte Hermingardens Schönheit wider deren Willen und Wissen einige Jahre lang dienen, die Hand der Mutter und des Bruders mit den Geschenken unbesonnener Liebhaber zu füllen. Als aber ihre strenge Tugend allen ein Aergerniß ward, und der Kardinal Guiliano großes Gut bot, die Tochter von den Stiefverwandten zu erkaufen, ward sie mit Bitten und Drohungen bestürmt; daß sie keinen heitern Augenblick behielt. Und wie sie mit den letzten Grausamkeiten bedroht ward, sann sie auf Flucht, und suchte durch die Wallfahrt nach Loreto Gelegenheit und Zeit zu gewinnen.

Wie ich dies Alles nun von ihr erfahren, bekannte ich ihr, wie ich vermuthlich die Zwillingsschwester, und keine andere, auf der monteleonischen Hochzeit gefunden, und aus Valva entführt habe, wie sie mich durch ihre Aehnlichkeit getäuscht, daß sie sich oft über meine Verwirrung mit großem Muthwillen belustigt habe.

Hermingarde hörte mich sehr aufmerksam an. Doch Alles gestand ich ihr nicht, denn ich fürchtete, sie zu betrüben. Aber wie ein Schatten von Verdacht zog es über ihre Seele, und sie sagte plötzlich: „Bastiano, so du mich liebst, führe mich weit hinweg von Rom — in ein Kloster, oder — am Altar vorüber in das Haus deiner Ael-

tern.“ Ein schönes Roth überfiel bei diesen Worten ihr Antlitz; sie legte es an meine Brust und weinte.

Thorhaimer hatte inzwischen den Gang zur Kirche vergeblich gethan. Das schöne Gespenst war verschwunden.

Ich aber eilte folgendes Tages, Alles anzukaufen, was zu einer langen Reise und für Hermingardens Bequemlichkeit vonnöthen sein möchte. Auch wollte ich Rom nicht verlassen, ohne meines höchsten Wunsches Erfüllung, die Hochgeliebte als Gemahlin zu umarmen.

Und da ich nach manchem Geschäft kam, sie zu besuchen, fand ich bei ihr den alten Franziskaner, welchem ich gebeichtet hatte. Er reichte mir lächelnd die Hand, und sprach: „Euer Schicksal lag mir am Herzen, darum suchte ich Euch. Zürnet nicht meiner Zudringlichkeit. Ich habe durch das Vertrauen dieses tugendhaften Fräuleins genug erfahren. Ihr seid in bessern Händen, als ich fürchtete.“

Darauf erzählte er auch mir, daß er eine wunderseltsame Entdeckung gemacht; denn ihm sei Donna Lucia wohlbekannt, und er erschrocken gewesen, sie hier zu finden, bis er vernommen, Hermingarde sei die Zwillingsschwester. Doch wolle er der Sache weiter nachforschen.

Nun wandte ich mich an den ehrwürdigen Vater, und bat, daß er mich mit meiner Verlobten vor dem Altar vermählen wolle. Nachdem er unser beider Herkunft und Geschichten von uns vernommen, fand er besonders meine Begebenheiten höchst sonderbar, drückte uns die Hand, und bestimmte freundlich den Tag der Vermählung.

Auch dieser Tag erschien. Wir begaben uns in die Kapelle des Ehrwürdigen, und er sprach über uns vor dem Altar den Segen. Und wie ich hochbeglückt die reizende Gattin heimführen wollte, winkte er mir und sprach: „Ehe wir vielleicht auf ewig scheiden, gewähret mir noch eine Bitte. Euer Schicksal ist so seltsamer Art, daß einer meiner Freunde, ein Mann von hohem Range, begierig

ist, Euere Bekanntschaft zu machen. Gewährt mir's, mich zu ihm zu begleiten. Es wird Euch nicht gereuen.«

Ich mochte dem Greise die letzte Bitte nicht verweigern. Er setzte sich in unsern Wagen, und ich ließ denselben hinfahren, wohin er begehrte. Wir kamen in einen der schönsten Paläste Roms. Reichgekleidete Dienerschaft empfing uns beim Eingang, und oben an der breiten Marmorstiege erschien zu meiner nicht geringen Bestürzung der Prinz von Colleferro. Er aber schloß mich freundlich in seinen Arm, und inzwischen unser Franziskaner meine Gemahlin in ein Zimmer führte, sprach der Prinz lange mit mir in einem großen Vorsaal von meinen Abenteuern nach Lamentano's Tode. Ueber diesen beruhigte er mich vollkommen. Auch wußte er von meinen Verständnissen mit Donna Lucia. Dann beschwor ich ihn, meiner Gemahlin nichts zu entdecken.

Nachdem in diesen Gesprächen wohl eine Stunde vergangen war, sehnte ich mich doch wieder, meine Gemahlin zu sehen; aber ich wagte es nicht, den Prinzen daran zu erinnern. Seine Diener brachten uns Erfrischungen und zündeten die Kerzen an, denn es begann Abend zu werden.

Endlich erschien der alte Franziskaner, und nahm mich wie den Prinzen lächelnd bei den Händen, sagend: wir würden erwartet. Er führte uns in ein prachtvolles Zimmer, von unzähligen Kerzen blendend hell, wie der Tag. Darin stand Niemand, denn Hermingarde, aber zu meinem großen Entsetzen zweimal.

»Nun wählet,« sprach der Franziskaner, »welches Eure Gemahlin sei! Ich selbst weiß es nicht mehr.«

Der Prinz schien nicht weniger betroffen, als ich, und schwor, dieser Anblick wäre einzig in der Welt. Ich sah wohl ein, daß der Prinz nebst dem Mönche die schönen Schwestern zusammengeführt hatten, um sich an dem wundersamsten Spiel der Natur und an meiner Verwirrung zu weiden. Aber der Prinz war nicht minder betroffen,

Und ich erkannte schier allzuspät und mit bitterer Reue, wie der Mensch sich selbst gefährlich verblenden könne, und das Wahre für Trug, und den Trug für Wahrheit halte, wenn er sich einmal mit ganzem Gemüth einer thörichten Meinung hingegeben.

Ich nahm mir auch vor, andern Tags dem Grafen Sigismund nach Deutschland zu schreiben, wie uns Piccolomini irre geführt, und welches Ende er genommen, und in welche Gefahren ich gegangen. Wie ich aber zu Graf Bevilacqua kam, fand ich einen Trauerbrief von meinem Bruder Ulrich von Welz, der mir den tödtlichen Hintritt des alten Herrn meldete; auch wie mich derselbe reichlich in seinem letzten Willen bedacht, und alle Güter gegeben, die er für mich verwaltete als — — — *)

*) Hier endet die Handschrift. Vielleicht ergeht es den Lesern wie uns; gern hätte man noch erfahren, wohin der ehrliche Sebastian mit seiner jungen Gemahlin gekommen. Vermuthlich sind sie zur Stille ihres Erbgutes auf deutschem Boden eingekehrt.

Die Gründung von Maryland.

(Aus den Baltimorischen Familienpapieren.)

1.

Master Athlon an Cecilius Calvert Esq. in Neapel.

London, 1632.

Erschrecken Sie nicht, statt von der Hand Sr. Herrlichkeit, einen Brief von mir zu empfangen. Ihr Herr Vater ist seit einigen Wochen kränklich. Weder den Aerzten noch uns Andern scheinen seine Umstände irgend gefährlich. Nur er selbst gefällt sich, zu glauben, es könne gefährlich werden.

Als ich diesen Morgen die Ehre hatte, von Sr. Herrlichkeit gerufen zu werden, befahl er mir, Ihnen zu melden, er verlange Ihre baldige Rückkunft nach London, wie leid es ihm auch thue, Sie in Ihren Genüssen zu stören. Ihre Briefe aus Sizilien und dem übrigen Neapel machten ihm immer die unaussprechlichste Freude. Wo möglich noch größeres Vergnügen aber gab ihm ein Brief, den ihm unlängst Lady Sidney mittheilte, und welchen sie von Ihrer Bekannten aus Neapel erhalten hatte. Eine Stelle dieses Briefes betraf Sie. Se. Herrlichkeit gab mir den ausdrücklichen Auftrag, diese Stelle abzuschreiben, um Ihnen damit seine ganze Zufriedenheit auszudrücken.

Hier folgt die Stelle:

„Sie fragen mich um Cecil Calvert, den Sohn des Lord Georg Baltimore? Ob ich ihn kenne? Ja wohl, Mylady, kenne ich ihn. Und würden Sie mich auch nicht gefragt haben, hätte ich Ihnen doch von ihm erzählt. Er hat mich sehr angezogen, so wie sein Freund Harry Otham. Beide sind gleich liebenswürdige Sonderlinge; Beide gleich schöne Männer; Beide haben beinahe einerlei Tugenden und Fehler. Es ist Schade, daß man Beider so selten habhaft werden kann. Sie schwärmen fast beständig umher auf Reisen. Ihre Reisen machen sie größtentheils zu Fuß. An Muth, körperlicher Stärke, oder in Leichtigkeit, alle Mühseligkeiten zu ertragen, thut es ihnen nicht leicht Einer zuvor. Die haben schon manche Nacht unter freiem Himmel geschlafen. Denken Sie sich, Mylady, nicht nur den Vesuv und Aetna haben sie bestiegen, sondern vorigen Winter waren sie Beide sogar nach Afrika hinüber, um die Ruinen von Karthago zu suchen. Es war wohl ein närrischer Einfall; aber sie haben nun einmal einen Stich von Gelehrsamkeit.

„Ich zweifle nicht, Cecil Calvert werde einst bei uns eine glänzende politische Rolle spielen. Er hat alle Anlagen dazu, und übertrifft vielleicht seinen Vater, den ich doch als Staatsmann zu unsern ersten rechne, und der als Staatssekretär das Wunder vollbrachte, die Achtung aller Parteien ohne Ausnahme zu fesseln.

„Der junge Mann wird hier allgemein geschätzt. Seine Kenntnisse, sein Zartgefühl für die Werke der Kunst, seine seltene Gabe der Unterhaltung im Umgang, wo er Allem, auch dem Bedeutungslosesten, sinnreiche Wendung zu geben weiß, edler Abscheu gegen Schlechtigkeit jeder Art, selbst gegen jene Leichtfertigkeiten, welche bei einem jungen Mann seines Alters, seines Reichthums, oft als Tugenden gelten, machen ihn, wohin er kommt, und ohne daß er's will und sucht, zum Ausgezeichneten in den Gesellschaften. Die Weiber sehen ihn nicht ohne Bewunderung; die Männer

mit demjenigen Vergnügen, mit welchem man irgend ein Ideal sieht, dem man sich gern nachbildet. Er, wie Sir Harry Otham, könnten wohl manche angenehme Verbindung haben, wenn sie wollten. Aber die reizendste Italienerin verzweifelt, in diesem nordischen Eise ein Feuer anzuzünden.

„Sie werden denken, Mylady, ich sei verliebt in ihn. Nein, ich sehe auch seine Fehler. Er ist zuweilen unartig, ungesellig und trocken. Er hat keinen Geschmack an gewissen Unterhaltungen, die man nun doch im geselligen Leben mitmachen und gut heißen muß. Er hat manchmal den Ton eines Reformators. Er ist in seinem Aeussern zu einfach, man könnte sagen, etwas vernachlässigt, wiewohl ich recht gut weiß, und wahrscheinlich weiß er's auch, daß eben diese Sorglosigkeit um Schmuck seinen Werth oder die Gefälligkeit seiner Gestalt zu vermehren scheint.“ — —

Dies ist die Stelle, welche Ihrem Herrn Vater so viel Vergnügen gemacht hat. Er läßt Ihnen sagen, Sie sollen nicht zu stolz darauf werden.

Damit habe ich meinen Auftrag erfüllt. Sie werden also wohl thun, in Gemäßheit des Willens Sr. Herrlichkeit, sobald als möglich Neapel zu verlassen, oder abzureisen wo Sie irgend dieser Brief antreffen mag. Beschleunigen Sie Ihre Reise.

Ich füge diese Zeilen noch hinzu, nachdem ich so eben den Doktor Horbeth gesprochen habe. Ich fragte ihn ernst, ob er die Krankheit Seiner Herrlichkeit, die ein schleichendes Fieber zu sein scheint, für gefährlich halte? Er antwortete: sie ist's noch nicht, kann es aber nach Bewandtniß der Umstände werden. Wenn ein Doktor so spricht, weiß man schon, woran man ist. Mir selbst wird etwas bange. — Kommen Sie eiligst.

Cecilius Calvert an Harry Otham.

Paris, 1632.

Lebe wohl, mein Harry, du athmest noch den ewigen Frühling Italiens: ich fühle schon die rauhe Herbstluft des Norden. Dich erwarten die Wunder der unvergänglichen Roma, dich die Geister aller Heroen des Alterthums unter den Trümmern ihrer Schöpfungen; mich ein zärtlicher, ach! vielleicht sterbender Vater, und tausend widerliche Verhältnisse in Stadt und Land und bei Hof.

Meine Reise längs der tyrrhenischen Küste bis Genua war glücklich und rasch. Ein freundlicher Wind schwellte beständig die Segel. Ueber Nizza kam ich ohne Unfall nach Paris. Ich ruhte nur zweimal unterwegs; sonst fuhr ich Tag und Nacht. Daher konnte ich dir nicht so früh schreiben, als du verlangtest. Auch diese Zeilen schreibe ich nur im Flug; denn in einer Stunde reise ich ab. Aus London melde ich dir mehr.

Gern oder ungern werde ich nun in die Geschäfte treten müssen. Meine Flitterjahre sind zu Ende. Ich kenne die Absichten meines Vaters. Ich fürchte die Arbeiten nicht; aber fürchte, unnütz zu sein. Mir wäre am wohlsten in einer schönen Einsamkeit bei dir, gleichviel wo. Ich tauge gewiß zu dem heutigen Menschengeschlecht nicht; nicht zu den Fadheiten, in denen man sich reizend findet; nicht zu den artigen Heucheleien, mit denen man beständig Karneval spielt, nur keinen von lustiger Art; nicht zu dem selbstsüchtigen Verkehr, in welchem jeder sein eigener Abgott ist, sich im Stillen anbetet und nach Anbetung von Andern schmachtet; nicht zu den leidenschaftlichen Umtrieben für falsche Grundsätze, für abergläubige Hirngespinnste in Politik, wie in Religion.

Gewiß, Harry, wir sind um ein Jahrhundert, oder mehr, zu früh geboren. Wenn wir Beide unser Innerstes aussprechen wollten, man würde uns ohne Gnade für reif zum Narrenhause halten. Und doch, bei Gott! wollen

wir nichts anderes, als was die gesunde Vernunft, als was die Edelsten der Alten wollten.

Ich nahm von Lyon hierher ein Parlamentsglied in meinem Wagen mit. Es war uns Beiden um Gesellschaft auf der Reise zu thun. Wir zankten von Lyon bis Paris. „Aber können Sie läugnen,“ sagte ich zu ihm, „daß meine Behauptungen gerecht, tugendhaft, vernünftig sind?“ — „Gar nicht,“ antwortete er, „Sie haben an sich recht, wahr und vernünftig gesprochen; aber das paßt für unsere bürgerlichen Verhältnisse durchaus nicht. Ich gebe Ihnen zu, es sollte so sein; aber weil es nicht so ist, wird Ihr Recht Unrecht, Ihre Wahrheit falsch, Ihre Tugend staatenzerstörend, Ihre gesunde Vernunft verdammenswürdig, weil sie alle bestehende Ordnung auflösen will.“

Was sagst du zu dem eingefleischten Unsinn? Ich sah den Parlamentsherrn an, ob unter seiner Perücke nicht ein Spaßvogel sitze. Er war aber erstaunlich ernsthaft. Also weil die Welt in ihrer verkehrten Erziehung, in ihren verkehrten Religionsbegriffen, in ihren verkehrten Staatseinrichtungen Alles unnatürlich auffasset, muß das Schändliche gut und die Weisheit aller Zeiten tollhäuslerisch heißen.

Der alte Parlamentsherr war von einer uralten berühmten adelichen Familie. Ich gab mir nicht die Mühe, seinen Namen zu behalten. Daß ein Edelmann von göttlichen Rechts wegen Bürgern und Bauern auf den Nacken zu treten habe, daran zweifelte er gar nicht. Höre nur seinen Einfall, als ich ihm sagte, der Adel sei eine unnatürliche Stiftung, die man vor tausend Jahren nicht gekannt habe. Er erwiederte: Die Menschheit hat sich veredelt, und wird sich immer dem göttlichen Ebenbilde mehr nähern, daß die Erde zuletzt Abbild des Himmels wird. Im Himmel ein Gott, dann Erzengel, dann Engel, dann Heilige, dann fromme Seelen. Auf Erden ein König, dann Prinzen von Geblüt, dann hoher Adel, dann niederer Adel, dann Bürger, Bauern und anderes Pack. — Welche

Verschrobenheit und Verruchtheit im gleichen Augenblick, den Himmel sich gut aristokratisch nach hiesiger Rangordnung zu schnörkeln!

Siehe, ich gehe Wetten ein, wenn ein Edelmann aus alter Familie gesunden Menschenverstand hat, ist er ein uneheliches Kind. Denn gleichwie körperliche Krankheiten von den Vätern auf die Kinder gehen: so erben auch Geistesverzerrungen und Gemüthsgebrechen fort.

Mein Wagen ist schon angespannt. Harry, schreibe mir bald. Aus London schreibe ich dir einen zwölf Bogen langen Brief. Mir ist nicht mehr wohl, als bei dir. Harry, ich möchte weinen, wie ein Kind.

Aequam memento rebus in arduis
Servare mentem!

Ich kann den göttlichen Horaz bald auswendig. Ich küsse dich im Geist; o, warum kann ich's nicht mit den irdischen Lippen! Harry, ich habe dich zu lieb. Es ist gut, daß wir geschieden werden, damit wir uns nicht verwöhnen. Frei von Lust und Schmerz nicht, aber erhaben sollen wir über beide sein. Ich wäre zuletzt doch nur Sklave meiner Liebe für dich geworden. Ich freue mich, von dir getrennt zu sein. Lebe wohl, o du mein Schutzengel!

5.

Der Schiffbruch.

In einer Fischerhütte an der Küste, unweit Lewes, am 4. Oktober 1632 Morgens.

Mit gelber Tinte, auf grauem Papier, dicker Feder, am wackelnden Tisch, in schlechter baufälliger Hütte eines Fischers schreibe ich dir, Harry. Wenn du mich sähest, Harry, du würdest lachen. Ich bin halb nackt, baarfuß, habe ein grobes Hemd des alten Fischers, meines Wirthes, an, und dazu sein Wamms. Zeit zum Schreiben ward mir im Ueberfluß. Jetzt ist's Morgen. Schwerlich kann ich heut hier weg. Der Tag ist lang.

Schiffbruch habe ich gelitten und Abenteuer seltener Art erlebt. Laß dir's recht umständlich erzählen. Ich bin heiter, selig bin ich wie ein Gott. Weißt du, Harry, wie oft ich mich schon in Noth und Gefahr wünschte? — Ich danke Gott wahrhaftig herzlicher für das Unglück, das er mir sendete, als für alles Glück. Jenes hebt gen Himmel, dieses zieht zur Erde.

In Calais hörte ich, es seien mehrere Engländerinnen auf dem Boot, um mit über den Kanal zu setzen. Ich liebe keine Empfindeleien, die in solchen Fällen den Frauenzimmern eigen zu sein pflegen. Jede will die schüchternste scheinen, um das meiste Interesse zu erregen; noch unausstehlicher sind auf einer kleinen Seefahrt die Heroinnen. — Also mußte mir der Hauptmann ein kleines Gemach geben, wo ich einzig mit einem Buch sein konnte.

Wir waren noch keine zwei Stunden aus dem Hafen, als das Paketboot von plötzlichen Windstößen überfallen wurde. Von Augenblick zu Augenblick wuchs der Sturm. Das Meer ging hohl, und bald in solche Empörung über, daß man hätte glauben sollen, die Tiefen des Ozeans würden von einem langen Erdbeben in gewaltigen Schwingungen geworfen. Man hat mich versichert, die ältesten Leute erinnerten sich solches Aufruhrs der Natur nicht, wie an diesem Tag im Kanal.

Ich spürte es wohl, wollte mich aber nicht stören lassen, nicht einmal von Neugier anfechten lassen, hinaus zu sehen. Ich versuchte eine metrische Uebersetzung der Ode: O navis, referent in mare te novi fluctus? die dir wohl besser zu lesen angestanden wäre, als mir. Ich aber deutete sie allegorisch auf meine Zukunft. — Jählings ward das Schiff so hart auf die Seite geschleudert, daß Tisch und Stuhl und ich selbst vom Sessel auf den Boden umgestürzt lagen. In demselben Augenblick erhob sich fürchterlicher Schrei der Matrosen. Das kündete Unglück an. Ich glaubte, der Wind habe das Schiff zurück zu den französischen Küsten und an einen Felsen getrieben. Bald fühlte

ich aber, daß das Schiff seine rechte Lage wieder annahm, und auf den Wogen weiter tanzte.

Ich trat aus meinem Kämmerchen hervor. Harry, du fehltest. Ein unbeschreibliches Schauspiel. Die Küste von Frankreich war verschwunden. Am Horizont vor uns leuchtete matt das weiße Gestade von England. Der Himmel wehte düster, wie ein graues Tuch. Der Wind rasete, aber kein Tropfen des Regens fiel. Ein Mast lag gebrochen. Die Wellen wandelten wie glänzende Berge, und donnerten zerschäumend. Einige Matrosen schrien und fluchten, andere standen wie stumme Todesbilder. In der Mitte des Fahrzeuges erblickte ich einen Greis in schwarzen Kleidern, mit schneeweißen Haaren, die der Sturm zerriß, eine hohe, majestätische Gestalt. Mit der einen Hand hielt er sich an einem Schiffsseil, die andere hatte er auf das Haupt eines jungen Mädchens gelegt, welches auf den Knien neben ihm halb ohnmächtig hingesunken war und seine Beine umklammerte. Sein Blick war ruhig gegen den Himmel gewandt, und mit langsamer aber starker Stimme hob er plötzlich an: „Siehe, der Tag, siehe, er kommt daher, er bricht an! Alle Hände werden dahinsinken, und alle Knie werden so ungewiß stehen, wie Wasser. Und werden Säcke um sich gürten, und mit Furcht überschüttet sein, und Aller Angesicht jämmerlich sehen, und Aller Häupter werden kahl sein. Sie werden ihr Silber hinaus auf die Gassen werfen, und ihr Gold als einen Unflath achten, denn ihr Silber und Gold wird sie nicht erretten am Tage des Zorns des Herrn."

Ich schauderte bei diesen Worten des Ezechiel. Der Alte selbst schien mir einer der ehrwürdigen Propheten zu sein. Seine Furchtlosigkeit und dazu seine Rede waren entweder etwas Uebermenschliches oder Wahnsinn. Indem überrannte mich fast ein Matrose. „Wo ist der Kapitän, wo der Steuermann?" fragte ich, da ich Keinen von Beiden sah. — „Ueber Bord. Eine Welle schlug über. Das Steuer ist gebrochen. Fünf Mann sind verloren."

Jetzt erst ward mir unsere Gefahr hell. Ich sah noch einmal auf die Verwirrung im Schiffe, sprang über zum Steuerruder, fand es noch ganz unversehrt, bemächtigte mich desselben, und gab dem Schiffe in seinem Fluge festere Richtung. Der Wind trieb gegen die englischen Küsten. Ich hatte Riesenarbeit und Riesenkraft. Viermal, fünfmal überschlug mich eine Welle. Ich bekümmerte mich nicht um Alles, was vorging. Mein Auge hing an der Küste und am Wogen des Meers.

Als wir nicht mehr weit vom Gestade waren, sprangen einige Matrosen, die mich nun erst am Ruder sahen, herauf, und befahlen mir abzulenken, daß das Fahrzeug nicht an den Felsen zerschelle. Die Kerls glichen Rasenden. Ich wies sie gebieterisch zurück, und befahl ihnen, Alles bereit zu halten, sich und was Lebendiges auf dem Paketboot war, zu retten, wenn das Boot in Stücken gehe. Sie wollten sich meiner bemächtigen. Ich ergriff einen neben mir liegenden Holzpflock, hielt ihn, wie eine Pistole, gegen sie, und schrie: Flieht, oder ich drücke ab, und schieße den ersten von euch Rebellen nieder! — Die Kerls erschracken. Sie zogen sich fluchend und eilfertig zurück. War mein toller Einfall oder die blinde Furcht der armen Teufel lächerlicher?

So lenkte ich gegen die tobende Brandung, nur bemüht, einem Felsen auszuweichen, und auf ein flaches, sandiges Uferstück zu treiben. Zetergeschrei heulte durch den Sturm. Alles stürzte zusammen. Die Wellen fuhren über den Wrak. Wir saßen fest. Ich sprang auf, die Matrosen waren am Lande; Alles eilte über Bord. Nur das junge Frauenzimmer, welches ich vorher zu des Propheten Füßen gesehen, lag wimmernd am Boden. Ich trug es aus dem Schiff auf den Sand zu einer gefahrlosen Stelle. Die Matrosen waren sehr thätig, das Boot durch Seile und Anker am Ufer zu befestigen. Ich ermunterte andere, mir in's Fahrzeug zu folgen, um, was noch darin sei, in Sicherheit zu bringen. Wirklich fand man sogar in der Ka-

jüte noch zwei ältliche Frauenzimmer, halbtodt im Wasser schwimmend. Man schleppte sie an's Land, hoch ans Ufer, wo sie vor den nachfahrenden Wellen geborgen waren. Ich gebot meinen Bedienten, umherzusuchen, ob wir in der Nähe eines Dorfes wären, und diese Frauenzimmer sogleich hinzutragen, während wir Andern noch die Pakete und Waaren zu retten suchten. Dies geschah nicht ohne Lebensgefahr. Denn Sturm und Wogen wütheten ohne Unterlaß fort. Einen Matrosen riß die überschlagende Welle davon. Man suchte ihn vergebens.

In diesem Augenblick fühlte ich meine Knie gehalten. Das junge Mädchen, welches ich aus dem Schiffe getragen hatte, und welches mit den davongeschleppten Frauenzimmern gegangen war, lag athemlos und in bleicher Angst vor mir. Es wollte reden. Die Lippen zuckten nur. Die Augen starrten mich an. Ich versuchte, die Unglückliche aufzuheben. Sie sank immer wieder zusammen. Es war ein wunderbarer, schauerlicher Anblick. Sie glich einem Marmorbilde. Aber ihr Busen flog ungestüm, und ihr langes Haupthaar floß im Sturm, wie ein schwarzer Nebel. Ich redete sie vielmals an, ohne Antwort zu erhalten.

Endlich schien sie alle Kräfte in sich zu versammeln, und mit großer Anstrengung brachte sie die Worte hervor, indem sie auf's Schiff zeigte: »Mein Großvater! mein Großvater!«

Ich erinnerte mich in dem Augenblicke des Greises wieder, und daß ich ihn nirgends am Lande gesehen. Ich rief den Matrosen. Keiner wollte gehen; keiner mir in's Fahrzeug folgen. Ich schrie umsonst, es sei noch ein Mensch im Schiffe. Aber da ich Geld bot, willigte ein junger Bursche ein, mit mir zu gehen. Wir kamen glücklich in's Boot. Wir suchten lange umsonst. Ich erblickte endlich unter einigen leeren Fässern einen Theil des schwarzen Gewandes im Wasser schwimmend. Der Alte lag mit geschlossenen Augen, einem Todten ähnlich, aufrecht sitzend an der Schiffswand; den Untertheil seines Leibes im Was-

ser. Wir zogen ihn hervor. Glücklich ward er auf den Sand gebracht. Da schlug er die Augen auf. In demselben Augenblick ergoß sich heftiger Regen über uns. Dieser schien die Kraft des Alten zu erfrischen. Auf seine Enkelin und mich gelehnt ging er landeinwärts mit uns. Das Schiffsvolk floh unter die Felsen.

Einer meiner zurückkommenden Bedienten meldete die Nähe einiger Fischerwohnungen, und führte uns in eine derselben. Die nächste war schon von den Frauenzimmern und einigen unserer geflüchteten Unglücksgefährten angefüllt. Vom Meerwasser und Regen triefend und durchkältet traten wir zu einer andern ein. Der Eigenthümer der Hütte, sein Weib und einige Kinder umringten uns mitleidig. Am vernünftigsten war der Einfall der Frau, daß sie sogleich Betten in einer Nebenkammer bereitete; in eins derselben ward der Greis gelegt, in's Andere dessen Enkelin. Beide wurden mit reinlicher, wenn gleich rauher Wäsche versorgt, und unterdessen deren durchnäßte Kleider an's Feuer zum Trocknen gehangen. Dann kam die Reihe auch an mich. Ich empfing ein Strohlager in der warmen Wohnstube, eine grobe Wollendecke, ein Hemd des Mannes. Man brachte warme Suppen an unser Lager. Ich fühlte mich bald erquickt, doch ungeheuer ermüdet. Wirklich schlief ich, trotz des Lärmens der Kinder und des Hin- und Herrennens im Hause und des Sturmes draußen, der die mürbe Hütte wegzublasen drohte, so fest ein, ungeachtet es erst Nachmittag war, daß ich nie süßer geschlafen habe im Leben. Achtzehn Stunden habe ich geschlafen, und es war schon hoher Tag wieder, als ich erwachte.

Unser ehrlicher Philemon theilte mir von seiner Fischertracht mit; seine Baucis bediente den Greis und dessen Enkelin in der Kammer. Ich erfuhr, daß diese beiden noch den Abend vorher heftiges Fieber gehabt, und erst gegen Morgen den Schlaf gefunden hätten. Draußen regnete es unaufhörlich; der Wind hatte sich gemäßigt.

Meine Bedienten kamen; mit ihnen zwei Leute des Greises. Sie hatten in einer andern Hütte Herberge gefunden. Ich vernahm nun, der Alte mit dem Prophetengesicht sei, was auch schon seine Sprache verrieth, ein Schotte, Namens Dun-Ofallin, und einer der reichsten Güterbesitzer Schottlands; Miß Mary, seine Enkelin, seine einzige Erbin; er selbst der letzte seines Stammes.

Ich sandte meine Leute in den Burgflecken Lewes, er ist nur zwölf Meilen von hier, um Wein und Lebensmittel für unsere Schiffbrüchigen mit Eile herbeizuschaffen; desgleichen eine Miethkutsche. — Die Fischer holten die Waaren vom Meeresufer; besonders die Gepäcke der verunglückten Reisenden.

Während dies Alles geschieht, und meine Schotten noch ruhig schlafen, schreibe ich dir. Nun aber gehe ich an's Morgenessen. Vor mir dampft aus irdener Schüssel eine brodreiche, schwarze Spartanersuppe.

Abends.

Alles geht über Erwartung gut. Ausgenommen das Uebelbefinden eines der beiden ältlichen Frauenzimmer (beide sind Gesellschafterinnen oder Kammerfrauen der Miß Mary,) hat das garstige Abenteuer der Gesundheit keines Einzigen geschadet. Selbst Sir Ofallin, ungeachtet seines hohen Alters, ist frisch auf. Speisen und Weine kommen aus dem Burgflecken im Ueberfluß, ein ganzer Wagen vollgepackt. Nur unser Kleiderzeug in den Kisten war vom Meerwasser und vom Regen, in welchem Alles die ganze Nacht gelegen war, durchfeuchtet. Wir behalfen uns indessen mit dem Gewand, das wir beim Schiffbruch getragen hatten, und hinlänglich getrocknet war. Bloß Miß Mary genoß dieses Vortheils nicht. Durch Unvorsichtigkeit war beim Trocknen der beträchtlichste Theil ihrer Kleidung verbrannt, und sie mußte, bis ihr Reisegepäcke vom Strand gebracht, geöffnet, ausgesucht und das Noth-

wendigste zum Trocknen aufgehängt und wirklich wieder tragbar war, in der bäuerlichen Sonntagstracht unserer Wirthin erscheinen. Sie machte ein äußerst seltsames Bild. Denke dir, Harry, eine zarte Hebe von sechszehn Lenzen, eben erst zur Jungfrau aufgeblüht, in die europäische, eckige Kleidung einer ehrbaren Fischerfrau versteckt, die feine, durchsichtige Haut vom gröbsten Tuch berührt; eine reine, klare Lilie in rauhe Schilfmatten gewickelt; aus denen sie blendend hervorragt.

Die junge Schottin blühte und glühte aber wie eine Rose, die sich nach Gewitterregen aufgeschlossen hat. Sie wußte mir viel Verbindliches für meine Heldenthaten am Meerufer zu sagen, und behauptete sehr artig, sie und der Großvater wären mir das Leben schuldig. Ich sagte ihr vergebens, daß jeder Matrose, statt meiner, das Heldenstückchen hätte vollbringen können. Sie ist unaufhörlich mit ihrem Großvater beschäftigt; das Entzücken strahlt in ihren Augen, so oft sie ihn ansieht. „Ich hielt dich ja schon für verloren,“ sagte sie wohl zwanzig Mal den Tag über zu ihm, „und dann wäre ich auch nicht mehr.“

Sir Ofallin ist eine herrliche, große Gestalt, mit breiter Brust, starker Stimme, ungeachtet des hohen Alters sehr kräftig und rührig. Seine schlichten, weißen Hauptharre und die weißen Augenbraunen geben ihm patriarchalisches Ansehen. Die Züge seines Gesichtes sind sehr fein, sehr edel und ernst. Er spricht fast beständig biblisch. Er ist ein eifriger Presbyterianer. Aber seine fromme Schwärmerei steht ihm wohl.

Als er aus seiner Kammer trat in unsere Stube, traf es sich, daß der Fischer eben zunächst der Thür stand. Die Fischerin sagte: dies ist mein Mann. Dun-Ofallin wandte sich langsam zu ihm, der ehrerbietig die Kappe vor dem hohen Greis abzog. Dann legte der Alte die Hand auf des Fischers Stirn und sagte: „Das Haus der Gottlosen wird vertilget; aber die Hütte der Frommen wird grünen. Der Herr segne dich und behüte dich.“ —

Es war rührend zu sehen, wie der Fischer voll Ehrfurcht niederkniete, um den Segen des Alten zu empfangen, der sich dann von ihm wandte, auf mich zuging, mir die Hand entgegenstreckte und sagte: „Die Säulen des Himmels zittern und entsetzen sich vor seinem Schelten. Vor seiner Kraft wird das Meer plötzlich ungestüm, und vor seinem Geist erhebet sich die Höhe des Meeres. Siehe, also gehet sein Thun; aber davon haben wir ein geringes Wörtlein vernommen. Wer wird den Donner seiner Macht verstehen? Du aber hast meine Klage verwandelt in einen Reigen, und mich mit Freuden umgürtet.“ Nach diesen Worten küßte er mir die Stirn. Ich wußte nicht, wie mir ward.

Sir Ofallin ist übrigens ein geselliger, angenehmer, welterfahrner und kenntnißreicher Mann. Die presbyterianische Prophetensprache stimmt mit dem Ernst, der ihn auch bei heitern Gesprächen nicht verläßt, und mit den strengen Grundsätzen seiner Frömmigkeit, die sich in allen seinen Worten und Werken offenbaren, sehr wohl zusammen. Irdische Geschäfte und was das Häusliche oder die Bedürfnisse seiner Person betrifft, thut er immer mit den wenigsten Worten, mit kurzen Befehlen, oft mit bloßen Winken ab. Hingegen sobald von Geschichten des Alterthums, von Staatsverhältnissen, von kirchlichen Sachen, von fremden Ländern, von berühmten Personen Rede ist, weiß Niemand so viel zu sagen, als er. Ich erfuhr auch, daß er schon in Asien gewesen sei. Und unerschöpflich war er an mancherlei und merkwürdigen Erinnerungen von daher.

Ueberhaupt ich lebte in der Fischerhütte einen der interessantesten Tage, abgesondert von der übrigen Welt, beschränkt auf die beiden äußerst sonderbaren Gestalten aus Schottland. Miß Mary ist wahrhaft schön; die entstellende Tracht der Fischerin macht eben erst ihre Zartheit und den Adel ihres Gliederbaues auffallender und abstechender. Ja, es ist etwas Bezauberndes in ihrem feinen, gut-

müthigen Lächeln; etwas Einnehmendes im Klang, im eigenthümlichen Ausdruck ihrer Stimme, und in ihren Urtheilen etwas Großes, Gedachtes.

Sir Ofallin lud mich ein, ihn in London zu besuchen, wo er den Winter bleiben will. Den Sommer ist er gewohnt, in Schottland auf seinen Gütern zuzubringen. Als ich ihm den Namen meines Vaters sagte, reichte er mir freundlich die Hand; und sagte: „Ein Mann im Lande Uz, schlecht und recht, gottesfürchtig und meidet das Böse.“ Er kennt meinen Vater nur dem Namen nach, aber schätzt ihn sehr.

Die Nacht übereilte uns zu früh. Ich will dir, sobald ich in London Ruhe habe, noch das Wesentlichste aus den Unterhaltungen in diesem armen Fischerhause aufzeichnen. Nie habe ich ein merkwürdigeres und anziehenderes Paar gefunden, als den Greis und seine geist- und seelenreiche Enkelin. Morgen trennen wir uns.

Gute Nacht, mein Harry. Wärst du doch bei mir!

4.

Der Tod.

London, den 21. Oktober 1632.

Er hat ausgelebt. Mein guter Vater war der erste der Menschen, den ich sterben sah. Sein Tod brach mir Augenblicke lang das Herz; dann verklärte er mich. Nun weiß ich, was das Leben ist.

Ich war meiner so viel mächtig, die Einsamkeit zu fliehen, mich zu zerstreuen, um beim Bewußtsein zu bleiben. Das muß man in solchen Lagen thun; denn wie stark auch der Geist ist, der Leib hält's nicht mit ihm aus, und unterliegt. Ich fühle mich wie zermalmt in den Gebeinen, und wundere mich über meine Schwäche. Morgen thue ich eine Reise nach Irland und auf meine Güter. Der Tod hat etwas Göttliches, Harry. Ich meine, ich

sei ein Anderer geworden. Meine Seele hing bisher bloß mit dem Staube zusammen; nun auch mit dem Himmel ist sie eins. Glaubst du, ich leide? Ich bin glücklicher als je. Der Geist hat keine Thränen. Es ist Seligkeit im Ernst und Schauern, wenn Gott zum Menschen spricht.

Nur diese einfache Nachricht wollte ich dir vor meiner Abreise geben. Menge dich nicht in den gemeinen Troß der Menschen, die aus Freude und Leid und den allerheiligsten Dingen des Lebens spießbürgerlich-albern und albern-höflich Komplimentenstoff machen, und mit derselben Herzlosigkeit gratuliren oder kondoliren, wie sie gedanken- und herzlos zu Gott zu beten gewohnt sind.

Tröste mich nicht; denn ich bin glückselig, wenn ich auch Thränen auf den Wangen habe. Freue dich mit Schrecken auf den Tag, da dir dein Allerliebstes hinwegsterben muß; denn da wirst du Gott und das Leben, die Bibel und die Natur, die Stimme des Alterthums und deiner Brust, wie eine neue Offenbarung, vernehmen. Selbst die Worte in diesen Zeilen wirst du erst dann verstehen. Lebe wohl, mein Freund.

5.

Das Privilegium.

London, den 7. Dezember 1632.

Der Ausflug that mir wohl. Auch dem geistigsten, größten Menschen kleben die irdischen Hefen an. Weinte nicht selbst der Gottmensch? Der Jüngling, der Mann, der Greis sind darin nicht vom Kinde verschieden. Sie sind so schwer von dem Gewohnten, Irdischangenehmen zu entwöhnen, als der Säugling von der Mutterbrust. Zerstreuung ist das wohlthätigste Mittel. Ich empfehle sie dir in ähnlichen schmerzvollen Herzverhältnissen.

Nun will ich dir erzählen, Harry, wie ich den Urheber meines Lebens aus dem Leben scheiden sah.

Als ich in London ankam, hatte er schon seit drei Wochen das Krankenbett bewohnt. Die Freude des Wiedersehens belebte ihn von Neuem. Alle versicherten, seine Krankheit wäre nicht gefährlich. Alle Aerzte versicherten es. Er glaubte es selbst. Ich glaubte es auch.

„Man muß aber auf ein Menschenleben nicht zu viel bauen!“ sagte mein Vater. „Trotz der Ehrenworte unserer Doktoren könnte ich einmal unversehens über Nacht von hinnen fahren. Und wenn sie sich schon hintennach darüber ärgerten, oder aus ihren dicken Büchern des Breiten beweisen, wie das gegen ihren Willen so und nicht anders hätte kommen müssen: wir würden nichts davon haben. Darum besser, das Haus zur rechten Zeit bestellt. Du wirst Alles in bester Ordnung nach meinem Tode finden, Cecil, und mehr, als du erwartest. Ich habe sogar dafür gesorgt, mein Sohn, daß du einen ruhigen Winkel auf Erden finden könnest, wenn dich das gährende Vaterland ausstößt, oder du dich einmal freiwillig verbannen willst.“

Diese Worte waren mir dunkel. Er befahl mir, einen der Schränke zu öffnen, und eine Schrift, die er bezeichnete, zu bringen. Es war eine königliche Urkunde, erst vor Kurzem ausgestellt in aller Form, wodurch dem Lord Baltimore und seinen Erben in Amerika der Besitz des unbewohnten, doch äußerst fruchtbaren Landes im Norden des Potowmakflusses mit dem wichtigen Privilegium zugesichert ward, Zivil- und Kriminalgesetze zu geben, Taxen zu erheben und Stellen zu vergeben. Se. Majestät, zu dieser Schenkung aus Liebe zur Verbreitung der christlichen Religion bewogen, hat sogar, für sich und die Erben seiner Krone, angelobt, diesen neuen Ländern zu keinen Zeiten irgend eine Taxe auflegen zu lassen.

Mein Vater sah das zweiflerische Lächeln, mit dem ich die Urkunde des uns geschenkten Königreichs betrachtete.

„Cecil,“ sagte er, „ich will wünschen, daß du nie in den Zwang gesetzt werdest, von diesem Privilegium Ge-

brauch zu machen. Aber ich sehe, es kommen stürmische Tage über die Welt, und was in Frankreich und Deutschland gährt, und dort Alles mit Bürgerblut färbt, wird früh oder spät auch über England kommen. Sind wir Katholiken, die wir nicht feig genug sind, den alten Glauben unserer Väter fahren zu lassen, sind wir nicht schon jetzt in unserm eigenen Vaterlande verspottet, verdrängt, verstoßen, verfolgt? Die Mehrheit der Nation ist vom neuen Glauben begeistert; der König selbst auf dem Thron nicht mehr sicher. Es kommt zum blutigen Bruch zwischen den Meinungsparteien, glaube mir; und wir Katholiken werden in diesem Kampfe unterliegen; denn wir fechten mit allzu ungleichen Kräften und Waffen. Schon jetzt sind wir an Zahl die Schwächern in England und Schottland. Auf Seiten unserer Gegenpartei stehen die bessern Köpfe. Sie hat den Eifer aller jungen entstehenden Gesellschaften; wir haben die Schlaffheit derer, die im Schatten ihrer Lorbeern ruhen. Jene Partei prediget Freiheit der Meinungen; die unserige Gehorsam und Glauben. Jene lehnt sich auf das ewige Recht der Geister; wir sprechen von altehrwürdigen Uebungen, von Rechtsamen, die unserer Kirche gehören, und in alten Zeiten wohl erworben sind. Ich fürchte, wir unterliegen. Nein, ich sollte nicht sagen, daß ich f ü r c h t e. Denn wenn wir unterliegen, ist es der Beschluß der Vorsehung. Die Welt soll ein neues Kleid anziehen. Es ist eine große, geistige Verwandlung. In vielen Dingen haben die Protestanten Recht; aber in vielen Unrecht. Inzwischen, daß der größere Theil Deutschlands, Preußens, Polens, Böhmens, Schwedens, Dänemarks und selbst unseres Vaterlandes sich der Reformation so jählings zugewandt hat, ist ein bedeutungsvolles Zeichen.«

So sprach mein Vater. Es kann dir, Harry, nicht anders, als wichtig sein, wie dieser tiefblickende, erfahrne, vielseitig durch Schicksal und Schule gebildete Staatsmann die gegenwärtigen allgemeinen Bewegungen der Welt an-

sieht. Darum will ich dir noch eine seiner Aeußerungen mittheilen.

„Die heutigen, durch Meinungsstreit entstandenen Uebel und Verwirrungen, die zum rohen, mörderischen Fanatismus gesteigert sind, müssen allerdings als eine Folge der wissenschaftlichen Fortschritte Europa's und der dadurch bewirkten größern Aufklärung der Nationen betrachtet werden. Es mußte dazu kommen, sobald die Völker zum Selbstdenken gelangten. Aber die der höhern Bildung entsprechenden Verbesserungen hätten ohne Gräuel zu Stande kommen können. Daß diese eintraten, daran sind Kurzsichtigkeit, stolzer Eigensinn und Ueberschätzung eigener Weisheit von Seiten unserer Geistlichkeit, besonders des römischen Hofes, und unserer Minister und Fürsten allein Schuld. Sie kannten den Geistesstand und das Bedürfniß der Unterthanen nicht. Sie träumten, das menschliche Geschlecht wie ein Erbgut bewirthschaften zu können; nur Befehle geben, nur drohen zu müssen, um Alles in's alte Geleise zurückzuschrecken. Sie irrten in der Ansicht der Völker. Diese hatten aufgehört, Maschinen zu sein. Unsere Großen kannten die Gewalt der Meinungen nicht. Sie beförderten wider ihren Willen den Sieg durch die Mittel, die den Untergang derselben bewirken sollten. Sie handelten so kurzsichtig, so unbesonnen und zeitlos, wie die Fürsten zur Zeit des ersten Christenthums, als sie dieses ausrotten wollten. Darum ward ihnen das gleiche Schicksal. Ich habe immer zu milden Maßregeln gerathen. Nichts bleibt unterm Monde ewig einerlei. Es entwickelt sich Alles zum Bessern und Höhern; aber wozu, wohin? Das ahnet kein Sterblicher. Bischöfe, Fürsten und Minister sind einzelne, ohnmächtige Personen, wenn die Völker nicht mehr mit ihnen, oder sie nicht mehr mit den Völkern gehen wollen. Kein Hof ist stark, er halte es denn jederzeit mit der Mehrheit des Volkes. Gustav Adolf, der schwedische König, hat mehr Verstand, als die meisten der übrigen Staatsmänner. Er kennt seine Zeit. Dieser kleine

Fürst ist auf dem Weg, Herr und Kaiser von Deutschland zu werden. Unser König hat die Liebe der Nation verloren, weil er mit Frankreich Frieden schloß, ohne das Schicksal der dortigen Protestanten zu sichern, und mit Spanien, ohne sich um das Loos seines eigenen Schwagers, des Pfalzgrafen, zu bekümmern. Der König meinte es gut; aber er ist in den Händen des leidenschaftlichen Erzbischofs Laud. Seine verschwenderische Hofpracht, seine willkührlichen Auflagen, sein Sträuben gegen Zusammenrufung des Parlaments bringen ihn und den Thron in die schrecklichste Gefahr. Denke an meine Worte, Cecil! — Die gleichen Ursachen haben in der Welt noch immer die gleichen Folgen gehabt. So lange ich um den König sein durfte, habe ich ernst, aber vergeblich gewarnt."

"Durch die Fehlgriffe unserer Staatsmänner," fuhr Lord Baltimore fort, "wird Europa ein Raub blutiger Verwirrungen, und wird das öde Amerika bevölkert. Ich habe die besten Berichte vom Aufblühen unserer dortigen Kolonien. Während der Regierung des vorigen Königs sind viele Tausend Menschen aus England, Schottland, Irland, Frankreich und Deutschland dahin ausgewandert. Die Auswanderungen dauern fort. Es sind gegenwärtig zahllose Menschen im Begriff, in die neue Welt überzuschiffen, die des fanatischen Glaubenshasses und der Verfolgungen müde sind. Ich habe wegen meiner Treue am Bekenntniß der katholischen Kirche viel leiden müssen. Sollte ich genesen, so verlasse ich mit dir England, und suche mir jenseits des Weltmeers am Potowmak eine Freistätte. Darauf richte dich ein. Dies Privilegium, aus der Hand unsers Königs, sichert unserer schwerverfolgten Familie Leben, Ehre und Eigenthum, die in Europa jeden Tag gefährdeter sind."

6.

Der Abschied.

Ihm ward die ersehnte Freistätte nicht am Ufer des Potawmak, sondern in jenen Gefilden des unendlichen Weltalls, wo wir sie Alle einst finden.

Seine Schwäche nahm zwar sichtbar zu; aber die Aerzte hatten dieselbe, als Vorzeichen des beginnenden Genesens, vorausverkündet. Wie ich ihn eines Morgens besuchte, fand ich ihn zu meinem Erstaunen außer dem Bette in seinen gewöhnlichen Morgenkleidern. Gelehnt auf zwei Bediente war er zum Fenster gegangen. Er ließ sich zum Lehnsessel zurückführen. Ich war voller Entzücken über dieses seltene Wohlbefinden. Er lächelte gutmüthig zu meiner Freude, und sagte, als wir mit einander allein waren: „Uebermorgen, Cecil, wirst du anders reden. Hoffe von meinem Leben nichts. Es ist gebrochen. Ich weiß es, daß ich nun meiner Auflösung nahe bin. Mein Gefühl sagt's.“

„Wie können Sie das wissen?“ erwiederte ich: „Ihr Gefühl kann täuschen, und täuscht Sie.“

Er schüttelte den Kopf. Er schien eine Weile über sich selbst nachzudenken; lächelte, und sagte: „Nein, mein Sohn, es täuscht nicht. Es ist kein körperliches Gefühl, sondern ein bestimmtes Ueberzeugtsein, ohne daß ich sagen kann, wie ich zu demselben komme. Es ist mir mein innerer Zustand klar, und doch kann ich nicht sagen, wie. Ich bin schon diesen Augenblick im Anfang des Sterbens, und habe ein deutlicheres Bewußtsein meiner selbst, als sonst. Nie im Leben ist mir alles Vergangene, nie die Gegenwart heller gewesen. Es ist dabei eine ruhige, ich möchte sagen, angenehme Empfindung. Nun weiß ich das, was mir oft unbegreiflich gewesen, aus Erfahrung, daß Sterbende genau ihre Auflösungsstunde voraus erkennen. Die Körperbande fallen eine um die andere ab; die Seele

wird freier. Sie ist größer und wunderbarer, als ich ehemals wußte.«

Wie Lord Baltimore so sprach, glaubte ich schon ein Wesen aus andern Welten zu hören. Ich sank weinend zu seinen Füßen. Er legte die Hände auf mein Haupt, und segnete mich. »Bleibe dir selbst treu, Cecil!« sagte er: »Handle nach Ueberzeugungen, nach Pflicht und Recht, nicht nach gemeinen Begriffen von Ehre. Wer göttlich zu leben versteht, ist schon halb gestorben, und hat in Wahrheit schon den Tod besiegt. Um Gold, Ehrenstellen, Ruhm, Macht und andere Kleinlichkeiten, die die Leidenschaft gemeiner Sterblichen schmeicheln, hat er weder Kummer noch Freude. Das Wohlthätige, Gerechte und Wahre sind zusammen das höchste Gut. Lebe wohl, mein Freund. Gott ist mit dir, wenn du mit ihm bist. Lebe wohl, mein Sohn; es ist für einen Augenblick; wir bleiben dennoch ungetrennt. Lebe wohl, Cecil; nun gehe. Störe mich mit keiner Frage mehr. Ich lege mich, um nie wieder vom Bett aufzustehen. Ich will mit mir allein sein, und mein Abscheiden aus dem Leibe belauschen. Keine Arznei mehr. Man soll mir nur geben, was ich selbst verlange.«

Ich küßte seine väterlichen Hände. Ich mußte aufstehen, und ihn verlassen. Das war sein Abschied. In der That redete er mit Niemandem mehr, ausgenommen, wenn er etwas begehrte. — Am dritten Tag des Abends nach jenem Abschied ward ich, auf seinen Befehl, gerufen. Ich stand vor seinem Bett. Er schien mich wohl zu kennen. »Siehe mich!« sagte er einige Male, als wollte er mir zeigen, wie süß das Sterben sei. — Dann sprach er nach langer Pause wieder: »Bald, bald!« Was er meinte, war nicht zu bestimmen. Weil er aber den Vorsatz hatte, sich im Tode selbst zu belauschen und zu behorchen, vermuthete ich, er fühle, es sei bald vollendet. Er lächelte nachher sanft, und sagte mit leiser Stimme: »Also das ist das Sterben? sonst nichts?« Er schien noch mehr zu sagen. Ich lehnte mich über ihn. Er schlug die Augen

auf, und sagte ganz leise: „Stille, stille!“ Und in derselben Minute gab er den Geist auf.

Ich habe dir diese scheinbar geringen Umstände erzählt, Harry; sie scheinen mir von hoher Wichtigkeit zu sein. Wer kann sich des neugierigen Vorwitzes gar erwehren, zu wissen, wie es der Seele ist, wenn ihr an den Schwellen der Ewigkeit das alte Kleid abfällt.

Daß Lord Baltimore die Zeit seiner Auflösung mehrere Tage voraus wahrnahm, ist auffallend. Und man weiß Aehnliches auch von vielen Andern, die verstorben sind. Es scheint, die Seele, wenn sie sich von den Sinnwerkzeugen des Körpers allmälig zurückzieht, konzentrirt ihre wunderbare Macht nur freier, gehört sich mehr selbst an, als sonst, da sie mit dem Leben des Leibes verbunden, von ihm befangen und gehemmt war, und auf die Sinne sich, um gehen zu können, wie auf Krücken, lehnen mußte.

Ich möchte das Sterben der Menschen ein Insichzurückkehren der Seele zu ihrer Einheit und Selbstheit nennen; und im Gegensatz das Geborenwerden eine wahrhafte Auflösung der Seele in mancherlei andere Naturkräfte nennen, mit denen sie auf's allerinnigste verschmolzen wird, um, vermittelst derselben, thätig auf einen Theil der Welt zu wirken. Im unentwickelten Kinde ist sie noch ganz versunken in die Tiefe und vorherrschende Macht der irdischen Kräfte, und von ihnen verschlungen. Je mehr sich die Lebenswerkzeuge entfalten, je selbstthätiger wird sie; und sie wird gegen die Außenwelt, mit dem Absterben der Werkzeuge, zwar in diesen am ohnmächtigsten, aber wird dann ihrer wieder am selbstmächtigsten.

Wenn im hohen Alter manche Greise kindisch werden, ist ihre Seele darum nicht kleiner geworden, sondern sie sind, die sie sonst waren, nur verstehen wir sie nicht mehr. Die Seele ist nicht mehr der abgestorbenen Nerven mächtig, durch welche sie sich in ihrem Glanz gegen die Außenwelt offenbaren konnte. Die niedrigsten der Lebenskräfte,

welche sich beim Kinde zuerst laut machen, bleiben wieder auch am letzten die wirksamern. Die ganz gemeine, irdische Pflanzenkraft verharret ja noch in Leichnamen, denen Hauptbaar und Bart noch im Grabe wachsen. — Bei sogenannten wahnsinnigen Menschen ist's wie bei kindisch scheinenden Alten. Wir verstehen sie nur nicht, weil ihre Seele in den Werkzeugen, durch welche sie sich der Außenwelt kund zu thun hat, Zerstörung und Verwirrung findet. So thut sie sich zerstört und verwirrt kund, während sie sehr folgerecht und vernünftig in sich selbst ist. Sie gleicht einem vortrefflichen Harfenspieler, welcher, wenn er auf einer Harfe, deren Saiten verstimmt sind, das herrlichste Tonstück spielt, uns doch nur Unsinn hören läßt. Wir erkennen in seinem Spiele dann und wann Sinn für uns, wenn er mit den Fingern eben weniger verstimmte Saiten berührt. Daher kommt, daß Wahnsinnige in vielen Dingen sehr vernünftig urtheilen, während sie irre reden, sobald sie sich auf ihren falsch tönenden Gemüthssaiten laut machen.

Und so, nimm's mir nicht übel, Harry, sind mehr oder minder wohl die meisten Menschen, mit Ausnahme der Weisesten und der Naturmenschen, wahnsinnig in den barbarischen oder zivilisirten Ländern. Ihrer Seele feineres Werkzeug ist mehr oder minder, bald durch körperliche Ausschweifungen und Unmäßigkeiten, bald durch Leidenschaften, bald durch anhaltende Verwöhnungen, bald durch Erziehung hie und da verstimmt. Sind im Grunde nicht alle Vorurtheile, alle Grundsätze der Leidenschaftlichkeit oder der bloßen Unwissenheit ein Wahnsinn, wenn man sich nach ihnen der Auffenwelt thätig offenbart? — Gibt es nicht Menschen, die den Diebstahl schändlich heißen, und doch sich nicht überwinden können, zu stehlen? Gibt es nicht vernünftige Menschen, die die Wollust an sich verabscheuen, und sich ihr dennoch überlassen, und unvernünftig handeln? Sie sind in den Augenblicken vom Wahnsinn befallen, wie

von einem Rausch, und verfluchen hintennach ihre That, wie sie sie vorher verfluchten.

Auch die heutigen Religionskriege in Deutschland und Frankreich, und die Verfolgungen bei uns sind Wahnsinn. Die Menschen handeln schnurstracks aller Vernunft, aller Lehre Christi entgegen, und bilden sich ein, recht vernünftig, recht christlich zu sein. Allerdings sind sie in ihrem Innern folgerecht; aber wie sie sich offenbaren, ist's Widerspruch und Unsinn. Ich verzeihe ihnen; sie wissen nicht, was sie thun.

Et mihi dulces
Ignoscent, si quid peccaro stultus, amici;
Inque vicem illorum patiar delicta libenter

sagt der holde Freund Horaz.

Und so verzeihe du mir, daß ich, nach meiner leidigen Gewohnheit im Schreiben und Plaudern, mich zu Dingen verirre, von denen ich mir gar nicht vornahm, mit dir zu reden; gleichwie ich hinwieder dir verzeihe, daß du mich seit vier Wochen ganz ohne Nachricht gelassen hast. Bist du noch in Neapel, mein Harry, oder in Rom? Rede; male mir dein Zimmer, deine Aussicht vom Fenster aus, deine neuen Bekannten, damit ich durch dich sehe, was du siehest, und ganz in dir leben könne.

7.

Der Neujahrsbesuch.

London, im Jänner 1633.

Ich saß am zweiten Tage des neuen Jahres im Zimmer einsam. Da ward mir ein Fremder gemeldet. Die Thür öffnete sich. Der Prophet Ezechiel trat herein. Diese Erscheinung machte einen wunderbaren Eindruck auf mich. Ich hatte seiner nicht ein einziges Mal wieder gedacht, seit ich in London war. Meines Vaters Krankheit und Tod, dann eine Last mannigfaltiger Geschäfte hatten mir den

Gedanken an alles Vergangene, nur nicht an dich, mein Harry, geraubt.

Das erste Wort des Greises war: „Mylord, der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen; der Name des Herrn sei gelobet! Hälst du noch fest an deiner Frömmigkeit? Ja. Segne Gott und stirb.“ — Ich umarmte ihn. Er fuhr fort, mit oft seltsamer, oft treffender Einmischung biblischer Redensarten vom Tode meines Vaters zu reden. Der Mann hat mitunter große Ideen.“ Er wollte mich nicht trösten; er wollte mich erheben. Wir verloren uns in sinnreiche Gespräche über das irdische und ewige Sein.

Sein Besuch war eine bloße Handlung der Dankbarkeit. „Sie haben,“ sagte er, „Ihr Leben für das meine gewagt. Der Herr wird vergelten. Ich bin zu arm. Aber auch ich, auch Maria, würden das Leben für Sie wagen und opfern. Wir können Ihnen nicht die geringste Freude für Ihre That bieten. Gott gab Ihnen, wessen Sie bedürfen, und das Beste: ein Herz voller Güte dazu. Möge er auch Ihre Augen erleuchten, daß Sie den wahren Weg des Lebens erkennen, und aus der Finsterniß des alten Irrthums in das Morgenlicht des reinen Glaubens treten.“

„Sir Ofallin,“ sprach ich, „meinen Sie nicht, ich könne in meiner Kirche so gerecht sein vor Gott, als Sie in der Ihrigen?“

„Wie mag der Mensch gerecht sein vor ihm?“ antwortete er. „Siehe, der Mond scheint noch nicht rein, und die Sterne sind noch nicht rein vor seinen Augen: wie viel weniger ein Mensch, die Made, und ein Menschenkind, der Wurm?“

So leitete er das Gespräch auf einen Gegenstand, der ihm sehr am Herzen zu liegen schien, nämlich auf den Versuch, mich zu bekehren, und wie er es nannte, mich von der Abgötterei des Papstthums in die Zionshallen der Presbyterianer zu leiten. Es war vergebens, daß ich

dieser Art der Unterhaltung andere Wendung zu geben trachtete. Immer kehrte er dahin zurück. Nur die Herzlichkeit, mit der er sprach, und die Liebe, welche zu mir hervorleuchtete, versöhnte mich mit den Zumuthungen. Er sagte auch, daß sowohl er, als Maria, ohne Unterlaß Tag und Nacht für die Rettung meiner Seele zum Herrn flehen. Wer könnte so vieler Gutmüthigkeit zürnen?

Beim Abschied versprach ich, ihn zu besuchen. Er drückte mir die Hand, und sagte: Höre das Gesetz von seinem Munde, und fasse seine Rede in dein Herz. Wirst du dich bekehren zu dem Allmächtigen, so wirst du für Erde Gold geben, und für Felsen goldene Bäche, und der Allmächtige wird dein Gold sein, und Silber wird dir zugehäuft werden.«

Mit diesen Worten verließ er mich.

Es ist mir immer unbehaglich in Gesellschaft solcher wunderlichen Menschen, mit denen man nicht reden kann, ohne in ihre Schwärmerei einzugehen, oder sie zu beleidigen und Gegner zu werden. Aber mit diesem Ezechiel läßt sich's leben. Kein Widerspruch kränkt ihn; er wird dadurch vielmehr nur milder, zärtlicher, gütiger, duldsamer. Seine Miene ist ehrwürdig, und doch unbeschreiblich einnehmend; seine Stimme hat etwas Feierliches, und doch zum Herzen Gehendes. Er hat Gebehrde und Majestät eines alttestamentlichen Weissagers, und das leutselige Wesen eines Johannes, des Jesusjüngers.

Schon den folgenden Tag, welchen ich der Abbezahlung lästiger Höflichkeiten geweiht hatte, stattete ich auch ihm den schuldigen Gegenbesuch ab. Er war abwesend. Ich ließ mich bei Miß Maria melden. Sie empfing mich.

Durch eine Reihe heller, nicht reich aber äusserst geschmackvoll möblirter Zimmer ward ich zu ihrem Kabinet geführt. Sie trat mir aus demselben entgegen. Ich erkannte sie kaum wieder. Sie war mir bloß in der Fischerintracht im Gedächtniß. — Eine zartere, edlere Gestalt habe ich in meinem Leben nicht erblickt. Ihr feines Ge-

sicht war durch das Erröthen der Ueberraschung wunderbar erleuchtet. Eine lebendige, Rafaelische Cecilia. Ich ward fast verlegen, ihr zu nahen. Sie aber mit leichter Unbefangenheit führte mich zum Kaminfeuer, und knüpfte ein Gespräch an, welches mich durch die feinsten Bemerkungen überraschte; bald durch Spuren mannigfaltiger Kenntnisse, wie man dergleichen selten bei unsern Britinnen findet, anzog; bald durch rührende Züge wahrhaft kindlicher Unwissenheit oder Unschuld, ich weiß nicht, wie ich's nennen soll; bald durch eigenthümliche Vorstellungen, an denen sie, bei meinen Widersprüchen, ich möchte sagen, eigensinnig festhielt. — Genug, sie ist durchaus keine unserer gewöhnlichen Schönen, weder dem Aeussern noch Innern nach. Man könnte sagen, sie wäre bezaubernd, wenn das Wort, das abgenutzte, auch nur den Umriß dessen bezeichnete, was sie wäre. Ich würde sie, bei aller ihrer Offenheit, eine geheimnißreiche Jungfrau nennen. Denn was sie redet, wie freundlich, wie harmlos sie es hinspricht, läßt etwas Fremdartiges in ihrem Geiste ahnen, gibt Empfindungen, wie ein Sonnenstrahl, der theilweise eine unbekannte, reizende Landschaft, von Nebeln umflort, enthüllt und versteckt. Man wird immer mehr angezogen, sie auszuforschen, ich weiß nicht, ob aus Neugier oder Verwunderung.

Ich werde dir wohl mehr von ihr melden. Denn Sir Ofallin, der bald nach ihr kam, hat mich eingeladen, so oft ich wolle, ihn zu besuchen. Ja, er bat mich darum. Ich merke wohl, sein Bekehrungseifer ist im Spiel. Die Schwäche muß man dem ehrwürdigen Alten verzeihen. „Sie führten mich“, sagte er, „noch auf ein paar Jahre ins irdische Leben zurück; möchte mir's der Herr verleihen, Sie dafür dem ewigen Leben zuführen zu dürfen.“

Indem er gegen das Fenster trat, zog er ein rothes Tuch von einem an die Wand gelehnten großen Bilderrahmen. Maria zuckte, als wollte sie wehren, und wandte

schnell das Gesicht von mir, wie wenn sie ein Erröthen empfände, das ich dennoch wahrgenommen hatte.

Es war ein Bild von ihrer Hand gezeichnet, noch unvollendet; die wüste Gegend am Meer, wo ich meine Gestalt, über den halbtodt im Sand liegenden Ofallin gebeugt, wohl erkannte; Maria daneben auf den Knien mit ringenden Händen gen Himmel blickend. Eine reizende Gestalt; ihr edles Gesicht gut getroffen. Was muß doch das Mädchen wohl empfinden, wenn es so viel Schönheiten zeichnen muß? Aber dennoch keine Spur von Eitelkeit an ihr. Wie? könnte sie die so verbergen? Auch Ofallins Züge sind, ungeachtet er ohnmächtig da liegt, sprechend. Sie sagte aber, sie habe des Großvaters Antlitz gezeichnet, als er, nach seiner Gewohnheit, das Nachmittagsschläfchen gehalten. Der Sturm in den fliegenden Gewändern, Haaren, einzelnen Grashalmen, Wolken ist glücklich. Eine Geistergestalt, mehr Licht und Luft als Körper, verschwimmend im Helldunkel der Luft, schwebend über der Figur, welche die meinige sein soll, deren Haupt mit einer Hand berührend, mit der andern aufwärts deutend, macht das Ganze etwas wundersam.

Ich zeigte fragend auf diese Himmelserscheinung.

„Unser Schutzgeist!“ sagte Miß Mary.

„Siehe, er hat seinen Engeln befohlen über dir, daß sie dich behüten auf allen deinen Wegen!“ sprach Ofallin mit der majestätisch gehobenen Prophetenstimme.

Ich bemerkte, daß die überirdischen Wesen, in Kunstwerken dargestellt, mir noch nie recht gefallen hätten. „Sie stören“, sagte ich, „die Täuschung, weil sie dem Verstand und der Erfahrung nicht zusagen; und befriedigen die Phantasie nicht, auf deren Geheiß sie dastehen, weil sie, als ätherische Geschöpfe, zu irdisch erscheinen. Miß Mary allein war der rechte Schutzengel; er machte den Fremdling aus den Wolken entbehrlich.“

„Wie, Mylord?“ lispelte sie und sah mich mit einem durchdringenden, sonderbaren Blick an.

Ich versuchte, mich deutlicher zu machen. Ich nahm alle Erinnerungen aus Frankreich und Italien zusammen, um meinen Satz darzuthun, und bewies das Schwierige der Darstellung überirdischer Dinge aus den besten Christusbildern, die uns nie genugthun.

Sie schwieg zu Allem; nur den Ausdruck „Phantasiegeschöpfe" wollte sie schlechterdings von Schutzgeistern nicht gelten lassen. „Mit gleichem Recht können Sie Alles auf diesem Bild Phantasiegeschöpf heißen!" sagte sie.

„Wir aber sind wirklich vorhandene Gegenstände. Uns können wir mit den Sinnen fassen. Wie wissen wir aber von Schutzgeistern, die wir nie sahen?" sprach ich.

„Wie wissen wir Gott, den wir nie sahen?" entgegnete sie. Sir Offallin schlug ernst die Augen gen Himmel auf.

Ich antwortete: „Offenbarung und Natur zeugen von ihm."

„Offenbarung und Natur, zeugen Sie von den Geistern weniger?" fragte Miß Maria. „Haben Sie, Mylord, nicht feste Ueberzeugung, daß Ihnen, wie andern Sterblichen, ein geistiges Wesen inwohne, wenn Sie auch schon den Geist nicht mit Auge und Hand berührten?"

Ich bemerkte ihr, daß sich die menschlichen Geister durch Bewußtsein klar würden, und sich einander, vermittelst der Sinnenwelt und des eigenen Körpers, wie durch Werkzeuge, Kunde gäben. „Aber können wir das auch von Schutzgeistern behaupten? Wo sprechen Offenbarung, Natur und Vernunft von diesen?"

Da unterbrach mich Sir Offallin mit einer ganzen Reihe biblischer Stellen, die mir, was die Offenbarung betraf, demüthiges Schweigen geboten. Meine Niederlage zu vollenden, schloß sich die schöne Enkelin an ihn, und that eine verfängliche Frage nach der andern an mich. Z. B.: „Ob ich denn glaube, daß Gott ausser dem Menschengeist keine höhere Wesen zwischen sich und den Sterblichen geschaffen habe? Ob ich glaube, daß die unendliche

Kette der Natur zwischen dem allerhöchsten Wesen und dem Tiefsten plötzlich beim Menschen unterbrochen, und kein allmäliges Emporstufen vom Menschen zum Thron der Vollkommenheit sei? Ob dies der Vernunft wahrscheinlich sein könne?

Allerdings konnte ich über die Metaphysik der begeisterten Jungfrau erstaunen. Ich mußte ihr die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit ihrer Geisterordnungen einräumen; nur wollte ich nicht ganz schimpflich meine Niederlage vollenden lassen, und setzte hinzu: „Wenn diese Wesen vorhanden sein mögen, wissen wir doch nichts von ihnen. Unsere Schutzgeister sind überdies nie so gefällig, zur rechten Zeit thätig zu werden. Würden sie aber thätig, dann möchte ich von der Freiheit des menschlichen Willens nicht viel Rühmens machen. Haben sie nicht unmittelbar auf den menschlichen Willen und dessen Richtung Einfluß, sondern nur zu unserm Besten auf die uns umgebenden Umstände, so sehe ich nicht ein, warum Gott beständig Wunder thun müsse, uns zu warnen, zu leiten, zu spornen!“

„Warum?“ sagte Miß Mary. Ich denke darum, weil für uns Menschen Alles Wunder ist, was Gott thut. Oder begreifen wir's? Warnet, leitet, spornet er nicht durch Naturerscheinungen, Aeltern, Lehrer, Bekannte und Unbekannte? Warum denn nicht durch höhere uns befreundete Wesen? Ist das Thun von diesen wunderbarer, als das Thun der Naturerscheinungen, Aeltern, Bekannten und Unbekannten? Ich glaube kaum.“

Das ungefähr sagte sie; doch begriff ich sie nicht recht. Darum war mir's schwer, Widerlegung oder Antwort zu finden. Ich begnügte mich mit einer Querfrage, die mir plötzlich einfiel, und womit ich, ohne anders, zu entrinnen dachte: „Haben Sie schon Offenbarungen Ihres Schutzgeistes gehabt?“

Mit dem ehrlichsten Gesicht von der Welt sagte sie: „Manchmal schon, wie ich glaube.“

Ich sah sie bei diesen Worten vermuthlich etwas verblüfft an; denn sie setzte hastig hinzu: „Mylord, verstehen Sie mich wohl; ich glaube es! War's nicht ein fremder Geist, der auf den meinigen einwirkte: so müßte mein eigener ein höherer sein, als ich weiß. Daran zweifle ich, weil ich doch nicht anders bin, als Andere, und Andere solche höhere Kräfte nicht haben.“

Ich wußte noch immer nicht, was ich aus ihren Reden machen sollte. Daher, um sie zu nöthigen, mir klarer zu werden, sagte ich bloß: „Zum Beispiel, liebe Miß?“

Da erhob ihr Großvater wieder die Stimme und sprach: „Zum Beispiel, Mary hat Sie gekannt, ehe wir Sie gesehen hatten, Mylord. Auf der Reise nach Calais, als wir in Amiens des Mittags verweilten, saß Mary allein im Wirthshaus am Fenster. Da ich wieder ins Zimmer trat, eilte sie mir ängstlich entgegen, und sagte: Wir gehen einer großen Gefahr entgegen. Aber Gott ist mit uns. Wir sollen uns nicht fürchten. Wir liegen am Strand des Meeres. Gott sendet seinen Engel. Er erweckt einen Helfer, und der ist ein junger Mann, und so weiter. So sagte Mary, und beschrieb, Mylord, Ihre Gestalt, Ihr Alter, sogar die Farbe Ihres Haares. Als ich Sie nachher erblickte, Mylord, in der Fischerhütte, waren Sie derselbe, den mir Mary zu Amiens geschildert hatte.“

Als Dun-Ofallin so redete, wagte ich's nicht, zu widersprechen. Ich gestand, daß so etwas über den Horizont meiner Erfahrungen und Kenntnisse hinaus trete, und empfahl mich der Huld von Maria's freundlichem Schutzgeist. „Mir“, setzte ich lächelnd hinzu, „ist solch ein Glück noch nicht zu Theil geworden. Aber ich glaube wohl, schöne Miß, Engel spielen gern mit Engeln, darum haben sie mit mir nichts gemein.“

Diese Antwort erregte in ihr leises Mißfallen. Sie brach plötzlich ab, und lenkte das Gespräch mit der ihr eigenthümlichen Besonnenheit auf andere Sachen.

Recht mit Absicht habe ich dir, Harry, dies umständlich erzählt. Was denkst du eigentlich dazu? Nie, sage ich dir, habe ich ein so junges Mädchen von so gereiftem Verstand, von so vieler Umsicht, so großer Geistesgewandtheit und so seltsamen Einbildungen gesehen. Aber du müßtest sie sehen, sie selbst hören, um mein Erstaunen zu theilen. Nie werde ich diesen Neujahrsbesuch vergessen; doch die geschehene Einladung will ich benutzen, und den greisen Propheten und die schöne Geisterseherin näher kennen lernen.

8.

Die Audienz beim Erzbischof.

London, im Februar 1633.

Heil dir, glücklicher Harry, du wohnest, wie der Seligen einer, in dem Paradiese, welches die Natur mit eigenen Händen baute, und kennst keine Welt, als die du dir selbst durch die Fülle deines Geistes schaffen willst. Ich aber bin, o daß ich das sagen muß! seit ich wieder in meinem Vaterlande wohne, wie einer, der in Verbannung lebt. Ueberall fremde Menschen, denen ich zuwider bin, und die mir, wenn es länger dauert, unerträglich werden. Ich bin, wiewohl ich kein Verbrechen auf mir habe, bloß des Kirchenglaubens willen, den ich von meinen Vorfahren erbte, gleich einem Geächteten. Die Presbyterianer, wie die Episkopalen, behandeln mich wie Einen, der mit Himmel und Erde im Widerspruch, Gott und Vaterland zugleich verrathen muß. Meine Treue am Glauben der alten Kirche wird mir von den Fanatikern Fanatismus geheißen. Ich will gern zugeben, Harry, daß in unserer katholischen Kirche mancherlei Mißbrauch eingeschlichen sei von alten, wüsten Zeiten her. Am tadelnswürdigsten ist die zudringliche Einmischung des römischen Hofes in weltliche Angelegenheiten der Staaten und einzelnen Familien. Die Zeiten des Priesterregiments bei vernünftig und mündig gewordenen

Nationen sind vorbei, und sollen vorbei sein. Was geht es meinen innern Glauben an, ob der römische Stuhl mehr oder weniger Geldeinnahmen und Indulgenzen und Weihen und Dispensationen habe? Diese heiligen Finanzspekulationen, diese frommen Geldschneidereien gehören nicht zum Christenthum. Aber was finde ich bei den Episkopalen der Protestanten? Ist es nicht der nämliche Priesterstolz, die nämliche pfäffische Bosheit und Herrschsucht? Was finde ich bei den wilden Schwärmereien der Presbyterianer, bei zahllosen andern Sekten, die aus dem verwesten Leichnam des alten Kirchthums hervorgehen? Ich würde heute die Kirche ändern, wenn ich einen höhern Glauben anträfe. Alle übertreten heuchlerisch, aus Modeton, Politik, Menschenfurcht, Ehrgeiz — — keine Gewalt der Erde soll mich zwingen, mich mir selbst verächtlich zu machen.

Ich, wie alle Katholiken meines Standes, sind ohne Hoffnung, unserm Vaterlande dienen und nützen zu können. Wir sind verdrängt, gehaßt, wie Bastarde. Niemand steht uns gut dafür, daß wir nicht im ersten Pöbelaufruhr ermordet werden. Das schwankende Betragen des Hofes, der nur in Erweiterung oder Befestigung seines Despotismus nicht schwankt, verschlimmert die Sache der vielverdächtigten und vielverfolgten Katholiken. Wir mögen sein und thun, wie wir wollen, Alles verschlimmert unsere Sache. Wer da schweigt und gelassen duldet, wer ohne Vermögen, ohne Namen, ohne ausgezeichnete Gaben in unbemerkter Stille zu leben hofft, wird mit Füßen getreten. Wer durch Talent, Reichthum und Geburt die Augen auf sich zieht, wird nur um so heftiger verabscheut und mit Drohungen umringt.

Das Leben ekelt mich täglich mehr an. Die Menschen treiben sich, wie im Wahnsinn, durcheinander, wo jeder dem Abgott seiner Leidenschaft nachrennt, unbekümmert um den andern. Man versteht sich nicht mehr. Die Bande der gesetzlichen Ordnung lösen sich. Der König

wird dem Volk verächtlich; der Hof verachtet und fürchtet das Volk. Es ist ungeheure politische Verwirrung. Sie wird sich in Aufrühren und Revolutionen schließen.

Der König bleibt seiner Erklärung treu; er will künftig ohne Parlament, aus eigener Kraft, regieren. Das Volk, ohne welches er Null wäre, soll Null sein. England will Er sein! Das Volk wird arm. Der Hof fährt fort, in üppigem Glanz, die Kraft der Nation zu verschwenden. Seine Pracht und die tausend Bedürfnisse seines Aufwandes zu bestreiten, macht er willkührliche Auflagen, erzwingt er Darleihen, bereichert er sich mit Strafgeldern, welche die heillose Sternkammer diktirt. Daß vor fünf Jahren die Hand eines fanatischen Meuchelmörders den schändlichen Herzog von Bukingham niederstieß, blieb für den Hof, für seinen Adel, für den ganzen Troß der Tyrannendiener fruchtlose Warnung. Die Elenden verlassen sich auf ihr Kriegsvolk, auf ihr Geld. „Wir wissen, was wir wollen," sagte mir eines Tages solch ein Höfling stolz in's Gesicht: „der Pöbel aber weiß es nicht, und zerfleischt sich unter einander selbst. Wir haben Schatzkammern und Zeughäuser, genug, um den Pöbel nicht zu fürchten. Am mindesten gefährlich sind die einzelnen Schreier. Die bringt man schnell zum Schweigen, wenn sie sich ferner zu laut machen mit ihrem Geschrei von Freiheit und Volksrechten. Wollen sie im Gefängniß nicht besonnen werden, macht man die Freiheitsritter um eine Spanne kürzer, und stellt heilsame Warnexempel auf."

Was soll ich zu solchen Grundsätzen sagen? Sind das die Grundsätze, mit welchen man ein Volk beglücken, ein Reich groß, einen Thron fester machen kann? Ist denn die ganze Weltgeschichte ohne Lehre geblieben? Ist denn der Mutterwitz ganz aus dem Lande verloren gegangen? Man kümmert sich um die wahren Bedürfnisse der Nation nicht, weil man sie nicht kennt; und man kennt sie nicht, weil man sie nicht kennen will. Der schwache König weiß nicht, was vorgeht! Er beurtheilt die Nation nach den

Urtheilen der Höflinge, die ihn umringen. Er hört nur den Wiederhall dessen, was er in seiner Selbstverblendung spricht. Die Stimmen der Nation werden unterdrückt. Jede freie Schrift empfängt den Schmachtitel eines Aufruhrlibells. Die Sternkammer erröthet nicht, zu den verhaßtesten und unter allen Nationen verabscheutesten Maßregeln Zuflucht zu nehmen. Man stellt Spione und Horcher an, nicht nur heimliche, sondern öffentliche, mit Besoldungen und ehrlichen Amtstiteln. Man erbricht Briefe, läßt Hausuntersuchungen veranstalten; entweiht die Geheimnisse der bürgerlichen Familien mit unverschämter Frechheit; man schleppt, bloß aus Verdacht, auf Angebereien hin, ehrbare Leute in die Staatsgefängnisse, hält sie da Wochen, Monden, Jahre zurück; wenn man durchaus keine Schuld auf sie finden kann, läßt man sie wieder frei, und hat dann die Stirn, noch die Milde, die Gerechtigkeitsliebe der Regierung zu preisen. Welch eine höllische Gerechtigkeitspflege das, erst Unschuldige lange im Verhaft umherzuschleppen, und dann sich zu rühmen, sie nicht bestraft zu haben, weil man sie nicht bestrafen konnte! —

Sieh, Harry, so weit ist's bei uns in England gekommen. Der Ausgang der Dinge läßt sich voraussehen. Es werden die dem Hofe verhaßten Grundsätze, eben weil sie verfolgt sind, desto eifriger, heimlicher verbreitet, desto begieriger von allem Pöbel verschlungen, Wahres und Falsches durcheinander. Der Brand frißt im Stillen um sich, bis die Flamme bei einem Anlaß und in einer Zeit aufschlägt, wo man sie am allerwenigsten erwarten wird.

Dies, lieber Harry, nimm, als Einleitung zum Folgenden, was ich dir schreiben werde, aber ich selbst noch nicht weiß. Mehrere Vaterlandsmänner, und, aus begreiflichen Ursachen, die am meisten Leidenden, nämlich Katholiken, haben sich vereinigt, auf irgend eine Weise Schritte zu thun, das Loos ihrer Glaubens- und Elendsgenossen zu verbessern oder zu erleichtern, wenn es möglich ist. Sie

haben viele Berathungen darüber gepflogen. Durch Baronet Kilbenny wurde ich in die Versammlung eingeladen. Einige äußerten ausschweifende Meinungen. Die große Mehrheit wollte auf gesetzlich erlaubten Wegen vorschreiten; verlangte nur durch Vorstellungen und Bitten bei Hof zu wirken. Andere schienen an Allem zu verzweifeln. Denn sie sahen die bisher versuchten Vorstellungen fruchtlos, und von der andern Seite Maßregeln der Gewalt gegen die augenblickliche Uebermacht des Hofes als vergeblich an; auch dann als vergeblich, wenn der Hof, beim endlichen Aufstehen der Nation, die Uebermacht verloren hätte, weil alle Katholiken nur der Schwärmerwuth der Episkopalen und Presbyterianer preisgegeben sein würden.

Am Ende bin ich beauftragt worden, durch persönliche Unterhaltung mit dem Erzbischof Laud den letzten Versuch zu wagen, und diesem über die Angelegenheiten unserer Kirche und deren Bekenner Licht zu geben.

Nun ist's geschehen!

Der Erzbischof ließ mich vor. Er hatte mir auf gestern Nachmittag die Audienz bestimmt. Er ist ein Mann von Gelehrsamkeit, Geist und vieler Gewandtheit. Er hat ein gefälliges Wesen; sein Aeußeres verkündet einen denkenden, kaltprüfenden Geschäftsmann. Dieser zweiundsechszigjährige Staatsruderer brennt für seine Lieblingsideen noch mit Jünglingsfeuer; aber zugleich hängt er mit zäher Hartnäckigkeit eines Greises, und ohne alle weitere Rücksicht, fest an dem, was er will. Er ist einer von den Menschen, die, weil sie obenan stehen, glauben, sie verstehen Alles am besten; die den Widerspruch für Rebellion halten und am zufriedensten sein würden, wenn die gesammte Menschheit zum Marionettenkram ihrer Hand würde. Dann, bilden sie sich ein, könnten sie die Arbeit unsers Herrgotts vollenden und die beste der Welten schaffen.

Er begann, mir über meinen verstorbenen Vater, über meine Familie, über mich selbst, viel Verbindliches zu sagen.

Ich mußte ihm über die italienischen Höfe Manches erzählen; dann, bei seiner Frage, wie ich nach meiner Rückkehr England gefunden habe, sagte ich so schonend als möglich, was ich in der kurzen Zeit meines Aufenthalts erfahren hätte. Ich sagte ihm, man überschreite auf allen Seiten und bei allen Parteien in leidenschaftlicher Erbitterung das gerechte Maß. Es könne so unmöglich auf gute Weise enden.

„Sie haben Recht,“ sagte der Erzbischof, „Sie haben vollkommen Recht. All unser Unglück ist Wirkung des Parteigeistes. Wir müssen uns um den Thron des Königs zusammenschließen, als Ehrenmänner, und dem tollen Parteiwirrwarr ein rasches Ende machen. Ich denke, der Augenblick ist nicht mehr weit, und der Sieg der guten Sache befestigt.“

„Das gebe der Himmel!“ rief ich; „aber nie schien mir dieser Sieg schwieriger, denn jetzt.“

„Seien Sie ohne Kummer, Mylord. Es ist Alles wohl eingeleitet. Sie wissen ohne Zweifel, der König geht zu seinem Krönungsfest in wenigen Monaten nach Schottland. Verschiedene Häupter der Presbyterianer sehen ihren Irrthum und die Schädlichkeit ihres Widerstandes ein. Die andern werden folgen, oder müssen, wenn sie nicht wollen. Die presbyterianische Kirche wird mit der bischöflichen vereint, und somit die Suprematie des Throns in geistlichen Angelegenheiten über beide Königreiche anerkannt. Dann ist Friede.“

„Aber die Spaltung könnte wohl auch fürchterlicher werden.“

„Ich weiß, Mylord, was Sie sagen wollen, Sie halten seit einiger Zeit mit Dun-Ofallin, dem alten, fanatischen Narren, vielen Umgang. Ich wollte, Sie mieden ihn. Er schadet Ihrem Namen und Kredit. Er ist ein Wahnwitziger. Ich schone seiner, weil er in Schottland Anhang hat. Ist der König einmal in Schottland, dann wird dem Meuterer auf andere Weise gesprochen werden.

Ich rathe Ihnen, meiden Sie den Schwärmer, der bald zum Kinderspott wird.«

»Und wir Katholiken? Was soll aus uns werden?«

»Mylord, die Katholiken werden das werden, was sie sein wollen.«

»Wir wollen ruhige, treue Unterthanen sein, und flehen nur um die Gnade, daß man uns bei unserer Treue ruhig lasse; uns in unsern hergebrachten Rechten nicht beeinträchtige; nicht Papisten und Vaterlandsfeinde zu gleichbedeutenden Namen mache.«

»Die Katholiken, Mylord, — Sie wissen es so gut als ich — können dem Hofe nicht gefallen, und sind der Nation verhaßt. Was wollen Sie, daß man für sie thun soll, wenn Hof und Volk einstimmig wider sie sind? Der Theil muß endlich dem Ganzen weichen. Es ist bei uns weniger Streit um Glauben und Kultus, als um den Einfluß der römischen Kurie. Letztern können wir in Britannien nicht länger dulden. Es soll uns kein Fremdling, der am andern Ende Europens wohnt, Vorschriften geben, und im Namen Christi brandschatzen. Es darf im Staat, wenn er wohlgeordnet sein will, kein Theil des Volks einen eigenen Staat machen. Das aber ist das Streben des katholischen Klerus. Er will unabhängig vom Landesherrn, will Meister sein, will wider den König eine Gegenmacht bilden. Darum hängt er dem Papst an. Das darf nicht sein. Wir wollen und müssen ein Volk sein, unter einerlei Gesetz, mit einerlei Interesse, mit einem König.«

»Ich aber sollte glauben, dies könne Alles auch bei verschiedenen religiösen Ueberzeugungen bestehen, und zwar bei uns, wie ehemals und zum Theil auch jetzt, in andern Ländern. Gesetzt nun, die Katholiken können und wollen ihre Ueberzeugungen nicht ändern?«

»Mylord, dann müssen sie sich gefallen lassen, was die öffentliche Meinung, das heißt der Staat, gegen sie verhängt. Sie wissen, wie es den Protestanten, als Minderheit, in Frankreich geht.«

„Verhüte Gott, daß es bei uns zum Bürgerkriege komme, und der wäre doch unvermeidlich.“

„Hoffentlich wird es dazu nicht kommen; und wäre es, nun, dann ließe sich sein Ausgang berechnen. Doch, wie gesagt, Mylord, dahin kommt's bei uns nicht. — Mylord, — da wir von der Sache reden, — ich habe schon mehrmals an Sie gedacht, Sie sind ein helldenkender Mann; Sie gelten bei Ihren Glaubensgenossen viel; die Irländer sehen auf Sie; — Sie könnten dem König und der Ruhe des Vaterlandes wesentliche Dienste leisten.“

„Ew. Gnaden, wenn ich das könnte, wäre mir mein Leben feil. Befehlen Sie.“

Der Erzbischof nahm einen freundlichvertraulichen Ton an, und führte mich zum Kaminfeuer. Wir setzten uns, und nun fing er lange Rede über den Unterschied der Episkopalen und der päpstlichen Kirche an; zeigte ihre Uebereinstimmung in den wesentlichsten Dingen; stellte die abweichenden Lehren der Katholiken als Mißbräuche und Irrthümer dar; sprach darauf von meiner Pflicht, für König und Ruhe des Staates Alles zu opfern, und, wenn ich's wollte, welche glänzenden Aussichten mir geöffnet werden würden. Er endete damit, mir vorzuschlagen, zur englischen bischöflichen Kirche überzutreten, und meine Freunde zur Nachfolge zu bewegen. Ich erwartete diesen Ausgang seiner Rede.

Du kannst dir denken, Harry, was ich ihm ungefähr antwortete. Ich verachte den Heuchler. Wer wider seine Ueberzeugung in eine andere Kirche übertritt, und eine Art des Glaubens bekennt, welche nicht in seiner Brust wohnt, ist ein Niederträchtiger; so wie der nicht minder ein Heuchler ist, welcher in der Kirche seiner Vorfahren bleibt, deren Glaubenssätze seiner Ueberzeugung widersprechen, und nicht in diejenige Kirche frei hineintritt, mit deren Lehren er eines Sinnes ist. — Und könnte ich Heuchler genug sein, in eine der protestantischen Sekten überzugehen, so würde mein Uebertritt mir nur verdiente

Schmach zuziehen, keine Nachfolge erwecken, und die Kirchenpartei entehren, zu der ich träte.

Der Erzbischof wandte seine ganze Ueberredungskunst an, mich zu erschüttern. Er erreichte seinen Zweck so schlecht, daß er zuletzt sichtbar empfindlich ward, und meine Festigkeit wie eigensinnigen Trotz ansah, mit dem ich ihn ärgern wollte.

Er brach das Gespräch jählings ab, stand auf, und machte Miene, Geschäfte zu haben. Nun aber war's an mir, ihn noch um Gehör zu bitten. Er gab sich etwas lau dazu her. Ich fing an, ihm die bedenkliche Lage des Reiches vorzustellen. Ich zeigte ihm, daß England durch bürgerliche und religiöse Parteien zerrissen sei; daß, wenn der König nicht König aller Parteien wäre, sondern nur König einer Partei, die andern ihn bloß als Haupt ihrer Feinde ansehen würden. Gefährlich sei es immer, wenn ein Fürst mit seinem Volk zerfallen wäre; aber auch, wenn er in dem Prozeß die Oberhand behielte, bliebe der Prozeß selbst ein Flecken seiner Regierung und seines Lebens. Ich bewies ferner: daß, wenn der König glaube, durch die große Zahl der Bekenner aus der bischöflichen Kirche, die er begünstige, stark genug zu sein, er doch auf diese Stärke nicht viel zählen dürfe, weil die Bekenner der bischöflichen Kirche wieder politisch getrennt wären, und die Mehrheit derselben mit den übrigen Kirchenparteien den Kummer und Verdruß über Unterdrückung der Volksrechte, über Vernichtung des Parlaments, über das eingeführte Spionensystem, über die durch die Sternkammer veranstalteten Verhaftungen, über die Erbrechung der Briefe, über die Hausdurchsuchungen, über die Vernichtung der Denk- und Preßfreiheit, ja der Redefreiheit, über die willkührlichen Auflagen und dergleichen theilten. Ich stellte ihm vor, daß die Unzufriedenheit dadurch, daß man mit Befehlen und Verhaftungen Alles zum Schweigen brächte, nicht gestillt, sondern vermehrt, stummer, aber inniger gemacht würde; daß es der Hof früh oder spät bereuen

könnte, das Herz der Nation durch harte, ja zweckwidrige Maßregeln unversöhnlich erbittert zu haben. Die Nation fordere in kirchlichen Dingen nur Duldung. Möge die Mehrheit des Volks in England bischöflich sein; aber man hindere die in Schottland nicht, Presbyterianer, die in Irland nicht, Katholiken zu bleiben. Die Nation fordere in politischer Hinsicht gesetzliche Ordnung, weil in dieser allein nur wahre Freiheit wohne; außer derselben nur Anarchie des Volks oder Despotismus des Hofes Statt finde. Gesetzliche Ordnung aber bestehe nicht, so lange der Hof seine Befehle statt der Gesetze gäbe, und die Willkühr Eines oder einiger Personen den Willen einer ganzen Nation bände, die dadurch zur Knechtschaft entehrt würde.

Ich wollte darauf von den Katholiken, ihren bescheidenen Wünschen reden, — aber Laud unterbrach mich schnell; ward heftiger, als ich von einem so klugen Staatsmann erwartete, und fragte zuletzt kurz: „Mylord, reden Sie in Ihrem Namen, oder aus Auftrag der Katholiken?“ Ich antwortete: „Nur in meinem Namen; aber was ich sage, ist Gedanke und Wunsch aller meiner Glaubensgenossen.“

„Das letztere müssen Sie erst beweisen können!“ sagte er, und eine zornige Röthe überflog sein Gesicht. „Ihre übrigen Bemerkungen, die Sie mir vortrugen — erlauben Sie, daß ich ebenfalls offen rede — sind zum Theil einseitig, zum Theil falsch, weil Sie die Lage der Dinge mißkennen; zum Theil, nehmen Sie mir's nicht übel, besonders was Ihre prophetischen Drohungen gegen den König betrifft, auf's gelindeste gesagt, unbescheiden.“

Bei diesen Worten ging er rasch von mir und klingelte seinen Leuten im Vorzimmer. Ich verstand, daß er mich entfernen wollte, und verabschiedete mich.

Harry, ich sehe Unglück vor. Die Nachricht von meiner Unterredung mit Laud hat meine katholischen Freunde in die unbeschreiblichste Bestürzung und Verzweiflung ge-

bracht. Ich beruhigte sie einsweilen damit, daß ich eine unmittelbare Audienz beim König selbst suchen wolle. Sie haben aber wenig Glauben an das Gelingen dieses Schrittes. Ich selbst nicht.

Es mag noch einige Jahre gehen; aber lange kann ein so widernatürlicher Zustand nicht dauern. Er ist widernatürlich, weil der König seinen Unterthanen einen Zustand aufdringen will, welcher durchaus mit den Bedürfnissen und Einsichten der Nation nicht vereinbar und übereinstimmend ist. Er zerstört die Natur der Dinge, und will eine andere geltend machen. Der König ist von seinen Umgebungen übel berichtet; aber diese selbst können unmöglich von der Lage des Volkes Klarheit der Vorstellungen haben. Denn, weil sie Allen Schweigen gebieten, außer den Maulfreunden ihrer Partei, hören sie nichts mehr. Nun halten sie das Schweigen für Beruhigung oder Zufriedenheit der Masse; halten, was nach ihren Begriffen das Beste ist, für Ueberzeugung und Willen des achtbarern Theils der Nation; nennen hingegen Alles, was ihren Maßregeln widerspricht, Rebellionssucht, Meuterei, Volksaufwieglerei, und gehen in Selbstverblendung so weit, daß sie sich für untrüglich achten, und gar nicht begreifen, wie eine und dieselbe Sache, von oben herab gesehen, ganz anders dasteht, als wie, wenn sie von unten hinauf betrachtet wird.

Oder glaubst du, Gährungen, wie diese, können ohne furchtbare Ausbrüche bestehen? Hier ist's um Meinungssachen, Geistesangelegenheiten, Ueberzeugungen zu thun. Den Hunger und Durst des Leibes kann man mit Nahrung stillen, nicht also den Hunger der Geister. Nicht die Gewalt beherrscht den Gedanken, sondern der Gedanke beherrscht die Gewalt, und die verzweifelnde Seele bietet zuletzt den Leib den Todesgefahren feil, um ihre höhere Sache zu retten. Das Vorgefühl des mit unbesonnener Staatsklugheit, oder vielmehr Staatsthorheit, herbeigezogenen Unglücks meines Vaterlandes quält mich oft peinlich.

Die heute zu früh triumphiren, werden einst zu spät darüber weinen *). Wie die Sonne am Himmel, hat das Schicksal des Sterblichen, des Volks, des Menschengeschlechts seinen bestimmten Gang unter unabänderlichen Gesetzen der ewigen Weltordnung.

Harry, ich finde, daß das große Verderben der Staaten seine Urquelle in der heutigen Verziehung der Jugend hat, folglich in der Geistesblindheit und heillosen Befangenheit der Alten. Alle Gesetzgebungen sind eitel, wenn die, für welche sie aufgestellt sind, moralisch untauglich bleiben, sie zu begreifen und auszuüben. Die Solonen, Lykurge und Numa's der Vorwelt und unserer Tage begehen daher den ewigen Rechnungsfehler, daß sie Strafgesetze für Verbrechen erfinden, statt durch weise Stiftungen die Verbrechen selbst zu mindern. Sie arbeiten also mehr dem Henker und Kerkermeister in die Hand, als daß sie Zufriedenheit der Völker vermehren. Das ist das Unglück.

Denke dir ein Land, in welchem die Tugendhaftesten und Weisesten des Volkes aufgesucht würden, um die Vornehmsten des Volkes — nämlich Lehrer der Jugend — zu werden, und dafür königlich und mit Ehren belohnt würden; wo man Abscheu gegen bloß viehische Sinnenschwel-

*) Es ist bekannt, welchen Ausgang diese Händel hatten. Die Unruhen stiegen. Karl I, vom Bischof Laud verleitet, versuchte erst durch Unterhandlungen, dann mit Gewalt die englische und schottische Kirche zu vereinigen. Darüber kam es in Schottland im Jahr 1637 zum Aufstand. Der Lärmen in der Domkirche zu Edinburg vergrößerte sich bald zur Gesetzlosigkeit und Empörung in Schottland und England. Die Hefen des Pöbels schwammen, wie immer, in der allgemeinen Umwälzung obenauf; die Guten gingen unter, oder wurden nicht gehört. Schuldige und Unschuldige fielen durch's Schwert oder durch das Beil des Nachrichters. Auch Bischof Laud mußte auf dem Schaffot sterben; selbst König Karl ward zum Tode verurtheilt und am 30. Januar 1646 enthauptet. Er war von Natur ein gutmüthiger Mann, aber schwach, von falschen Rathgebern geleitet. Er zeigte sich erst in Seelengröße, als ihn nichts mehr vom Untergang retten konnte.

gerei früh empfinden und üben ließe, und Lebensverachtung lehrte für die höchsten Güter des Lebens: Wahrheit, Recht und Freiheit durch Gesetz. Da würde zuerst jeder Ehrsüchtige, Gewaltthätige, Geldhungerige wie ein Wahnsinniger zu behandeln sein, und jeder Trunkenbold und jeder Wollüstling wie ein Vieh angesehen werden. — Nun aber gilt das Heilige am wenigsten; Sinnenschwelgerei, Ehre, Gewalt, Gold, wie bei allen Wilden und Barbaren, das Höchste. Alles ist verkehrt, und daher selbst das Himmlische in den Koth niedergezogen. — Und wehe dem, der das wagt laut auszusprechen.

9.

Die Bekehrungsversuche.

London, am 3. März 1633.

Ich war in dieser Zeit oft bei Dun-Ofallin und seiner schönen Enkelin. Nirgends in London konnte ich das wüste Zeitalter und mich selbst so ganz vergessen, als dort. Das Mädchen — du spöttelst in deinem letzten Brief über mein Herz — nun ja, es hat Eindruck auf mich gemacht; aber Liebe und Verliebtheit ist da nichts zu nennen. Da ist keine Leidenschaft, welcher alles Andere unterliegen müßte. Ich würde die Gesellschaft dieser presbyterianischen Familie ungern vermissen; aber sie zu entbehren, wäre ohne Störung meines Glückes möglich.

Gern behorche ich mein Inneres über diesen Punkt. Es ist das erste Mal im Leben, daß ein Mädchen durch Geist, Schönheit und Anmuth des reinsten Gemüthes mein Wohlgefallen in solcher Stärke an sich zieht. Bin ich aber in Mary's Gesellschaft, ist's auch nur dies stille Wohlgefallen, welches mich belebt; nichts anderes. Ich bin ruhig, gelassen, in meiner Alltagslaune. Ich gehe eben so zufrieden, als ich zufrieden gekommen bin. Unsere Unterhaltungen haben nichts, das auf irgend eine Leidenschaft hindeuten könnte, wiewohl ich zugebe, daß dies Mädchen fähig wäre, Leidenschaften zu entflammen.

Inzwischen bemerkte ich an mir bald, daß ich in meinen Zimmern, wenn ich einsam war, oft größere Sehnsucht nach jener Gesellschaft hatte, als der Genuß groß war, diese Sehnsucht zu stillen. Ich bemerkte, daß ich, war ich nicht bei Marien, sie mir unendlich schöner dachte, als ich sie, sobald ich zu ihr kam, in der Wirklichkeit erblickte. Vielmals ertappte ich mich auf schwärmerischen Träumereien, und ward überzeugt, daß nur die Einbildungskraft, nicht die Wirklichkeit es ist, wodurch Leidenschaften entzündet werden. Um von diesen frei zu bleiben, ist's am kürzesten, die gefährlichen Gaukelspiele der Phantasie zu meiden. Das that ich; und ich ließ mich nie selbst einsam. Ich gewöhnte, ich zwang mich, Marien als gleichgültige Person zu betrachten; besuchte andere Gesellschaften häufiger; blieb nie geschäftlos, und ging zu sehr ungleichen Zeiten zu Offallin. So blieb ich, bei allen Reizen Mary's, eigener Herr. — Folge meinen Fußstapfen, Harry, wenn dir eine Mary begegnet.

Offallin sieht wenig Gesellschaft; noch seltener fand ich fremde Frauenzimmer in der Gesellschaft seiner Enkelin. Sie verlassen das Haus nur, um in London Merkwürdigkeiten oder die Kirche zu besuchen. Mary lernt die Harfe bei einem jungen Italiener, Namens Fracastelli. Er gehört gewissermaßen zum Hause. Er ist eine Eroberung des frommen Offallin, der ihn von der katholischen Kirche abtrünnig und zu der presbyterianischen bekehrt hat. Ich weiß nicht, was ich davon denken soll. Beinahe argwohne ich, die reizende Enkelin hat mehr Theil an der vermeinten Bekehrung gehabt, als der ehrwürdige Alte. Der junge Mensch kann sich nicht verhehlen. Er ist Glut und Seele, wenn er unterrichtet, wenn er zu Mary spricht, wenn sie ihn anlächelt. Er hat das Wesen, wie Einer, der sich selbst nicht mehr angehört. Er ist ein Anderer, wenn man ihn allein spricht, und außer Mariens Nähe eine todte, erloschene Kohle. Mary benimmt sich mit ihm, wenigstens in Gesellschaft, so gütig, wie mit mir und jedem Andern.

Zuweilen zwar schien mir's, als schliche sich in ihr Betragen etwas Zärtlicheres gegen ihn ein; zuweilen aber, als wäre sie gegen ihn wieder etwas kühler, denn gewöhnlich. Ich weiß nicht, wie die jungen Leute mit einander stehen. Doch läßt sich sehr gut Alles aus ihrem längern und vertrautern Umgang erklären. Auch geht mich die Sache wenig an.

Der Alte läßt mit seinen Bekehrungsversuchen noch nicht von mir ab. Sogar Mary mischte sich in das Geschäft, vermuthlich von ihrem Großvater dazu ermahnt. Mit ihr aber hatte ich leichteres Spiel. Die Religion des Herzens geht ihr über die Religion des Kopfes; und so konnte ich ihr in voller Wahrheit sagen: »Miß, wir sind eines Gottes und eines Glaubens. Oder meinen Sie im Ernst, ich würde als Presbyterianer frömmer und besser sein, denn als Katholik?«

Sie antwortete mir mit fester Stimme: »Nein, Mylord.«

»Oder meinen Sie, Miß Ofallin, Ihre katholischen Voraltern seien dem höchsten Wesen minder lieb gewesen, als ihm heute die Presbyterianer sind?«

Sie antwortete noch einmal eben so fest ihr Nein.

»Nun denn, so will ich Ihnen mein offenes Bekenntniß ablegen,« setzte ich hinzu. »Ich finde in der katholischen Kirche selbst viel Irriges, Untaugliches; das Beste darin ist das Göttliche, nicht das aus spätern Zeiten zugefügte Menschenwerk und Geträume. Eben dies Göttliche erkenne ich in den Kirchen und Lehren der Presbyterianer, Puritaner, Episkopalen, und wie sie alle heißen; aber auch eben so jenes hinzugewachsene häßliche Menschenwerk, welches mir mißfällt. Ich könnte also nicht die Religion, sondern nur die Kirche tauschen; das heißt, eine mangelvolle Einrichtung und Nebenmeinung mit der andern. Ist das der Mühe werth? Könnte Sie mich höher achten, wenn ich, ohne Ueberzeugung vom Bessern, mich zu Ihrem Kirchenbrauch hinwenden würde?«

Sie stand eine Weile mit gesenkten Blicken sinnig da. Dann schlug sie die Augen auf, sah mich mit einem Blick

an, der mich durchdrang, faltete die Hände mit Inbrunst, wie eine Bittende, und sagte: „Ach Gott, wenn es möglich wäre, wenn es sein dürfte!“ Sie sagte das mit einer Stimme und Geberde, helles Roth überströmte dabei ihre Wangen — sie hätte einen Türken zum Proselyten machen können. Dann drehte sie sich mit einer ihr ungewöhnlichen Heftigkeit von mir weg; sah durch's Fenster auf die Gasse und ließ mich wegen der Antwort in Verlegenheit. — Ruhiger wandte sie sich dann wieder zu mir, und sagte:

Mylord, ist dies Ihr unwandelbarer Sinn?“ — Und als sie meine Bejahung hörte, sprach sie: „Wohl, Mylord, ich ehre Ihre Denkart. Ich will Sie nicht weiter plagen. Ueber diesen Gegenstand sprechen wir nie wieder.“

Desto öfter hebt der Alte davon an. Als ich ihm aber eines Tages vom Antrag des Erzbischofs Laud sagte, mich von der katholischen Kirche zu der bischöflichen zu wenden, gerieth er in heiligen Zorn. „Vom Fegfeuer zur Hölle!“ rief er. „Mylord, lieber möchte ich Sie als Katholik sterben sehen, damit Sie nicht vom Irrthum in Heucheleí stürzen. Diese Episkopalen sind aus der Blindheit zur Verblendung gelangt, und von der Erstarrung zur Verstocktheit. Sie liegen in der Hölle, wie Schafe; der Tod benaget sie. Ihr Thun ist eitel Thorheit. Aber die Frommen werden gar bald über sie herrschen, und ihr Trotz muß vergehen; in der Hölle müssen sie bleiben.“

Dieser Zorn des frommen Greises gegen die Episkopalen hat gute Folgen für mich. So oft er von Bekehrung spricht, lasse ich nun die Episkopalen dazwischen treten.

10.

Die Audienz beim König.

London, am 20. Mai 1633.

Du hast Ursache, unzufrieden mit mir zu sein. Ich verdiene deine Vorwürfe, mein Harry. Ich hätte dir wenigstens mit wenigen Zeilen ein Zeichen meines Lebens geben können. Ich unterließ es, weil ich's von Tag zu

Tag verschob. Aber nun sollst du, statt des Briefes, ein ganzes Buch von meinen Abenteuern erhalten. Ein Strom von seltsamen Schicksalen fluthete mich aus dem Geleise meiner üblichen Lebensart hinweg. Ich will dir Eins um's Andere erzählen.

Am 6. März ward ich beim König zur Privataudienz gelassen. Ich hatte mit Ungeduld darum gebeten; noch ungeduldiger erwarteten meine Freunde den Ausgang derselben. Das Loos der Katholiken sollte dort gezogen werden.

Der Empfang beim König war kalt und verkündigte Ungewitter. Der Monarch, sonst äußerst liebenswürdig, war diesmal wortarm, trocken, und hatte in seinem Thun und Lassen Gezwungenes. Ich bemerkte es; ließ mich aber nicht schrecken. Er befragte mich erst um meine Reisen. Doch in seiner Miene, in seinem Tone fand ich vollen Widerspruch mit seinen Worten. Er fragte um Dinge, die ihm äußerst gleichgültig waren. Auch unterbrach er mich bald, und fing von meinem Vater an. Er lobte die Tugenden desselben auf eine Weise, als wollte er damit nur ausdrücken, was er an mir vermisse. Ich betheuerte, meine innigste Anhänglichkeit.

„Geben Sie sich keine Mühe," sagte der König mit etwas verdrießlichem Blick; „es ist mir nicht unbekannt, wie Sie von mir denken."

Als ich meine unwandelbare Ehrfurcht betheuern wollte, unterbrach er mich abermals, und verlangte mit wenigen Worten die Ursache zu wissen, die mich zu ihm führe. — Ich sprach darauf mit aller Ehrerbietung und Umsicht, aber auch mit aller Kraft und Lebendigkeit, welche das Gefühl des Rechts gewährt, von der verzweiflungsvollen Lage seiner katholischen Unterthanen.

Er ließ mich ausreden, hörte mich aufmerksam an, und sagte dann nach kurzem Stillschweigen des Nachdenkens folgende wichtige Worte: „Lord Baltimore, Sie denken als Unterthan; ich denke als König. Ich werde als König handeln; vergessen Sie nie, als Unterthan zu handeln.

Ich will in meinen Reichen Frieden, Eintracht, Ruhe; ohnedem kein Glück. Um Religionskriege zu verhüten, muß ich strenge Maßregeln nehmen. Sie thun mir leid, Ihres Vaters wegen. Was Sie für die Katholiken begehren, kann ich Ihnen nicht gewähren. Ich bin Ihnen keine Rechenschaft darüber, sondern sie nur dem Himmel schuldig. So wenig kann ich für Sie thun, daß ich bei dem gegenwärtigen Parteihaß, beim Zorn der Volksmenge gegen die Katholiken, Ihnen kaum persönliche Sicherheit versprechen kann. Dahin, leider! ist es durch die Widerspenstigkeit der Katholiken und Presbyterianer gekommen. Sie haben sich, Mylord, durch Unvorsichtigkeit geschadet. Ich kenne das katholische Komplott, in welches man Sie hineingezogen hat. Lassen Sie sich zu keinen Unbesonnenheiten hinreißen. Sie sind bei der Sternkammer beklagt. Man hat ein Auge auf Sie. Aus Achtung für Ihren Vater, und Ihres eigenen Friedens willen, gebe ich Ihnen den Rath, entfernen Sie sich auf einige Jahre aus England. Ihre Verhältnisse gestatten nicht, eine untergeordnete Rolle zu spielen, oder müßiger Zuschauer zu bleiben. Entfernen Sie sich auf einige Zeit. Neutral können Sie nicht sein, wenn Sie in England wohnen. Sie haben Todfeinde. Es sollte mich schmerzen, Sie durch Gewalt der Umstände oder durch demokratische Grundsätze, früh oder spät, unter den Gegnern meiner Verfügungen zu erblicken. Was ich thue, ist für Englands Glück. Aber es kann einige Stürme geben; ich fürchte die nicht. Die werden mein Werk vollenden helfen.«

Ich bat um Erlaubniß, einige Worte vor Seiner Majestät zu meiner und der Katholiken Rechtfertigung aussprechen zu dürfen. Er ertheilte Sie. Ich entdeckte ihm mein Verhältniß zu den Katholiken; das Verhältniß meiner Freunde, deren Zusammentritt man als Komplot denunzirt zu haben schien; sprach von der gährungsvollen Stimmung der Nation, und von Allem, was ich schon dem Erzbischof Laud gesagt hatte, um den König zum Nachdenken über

die gefährliche Lage des Reiches und zu mildern Gesinnungen zu bringen. Dann, nachdem ich lange geredet, schwieg ich.

„Haben Sie Alles gesagt, was Sie sagen wollten?“ fragte er ruhig. Ich bejahte es. „Gut!“ entgegnete der König: „So bereiten Sie sich, England zu verlassen. Es thut mir leid um Sie. Ich rathe Ihnen, wie ich meinem besten Freunde unter solchen Umständen rathen würde. Wenn Sie zu mir kommen, Abschied zu nehmen, werde ich Sie gern empfangen.“

Damit entließ mich der König.

In der That, Harry, die sonderbaren Aeußerungen des Königs und sein dringender Rath, England wieder zu verlassen, erfüllten mich mit Unwillen. Tausend Gedanken verwirrten sich in mir. Ich weiß noch jetzt nicht, wie ich aus dem Schloß, wie ich in den Wagen kam.

Abends erschienen, laut Verabredung, meine Freunde bei mir. Ich trug ihnen mein Reden und des Königs Antworten vor. Es war Todesstille. Niemand veränderte die Miene. Als sie die wiederholte, dringende Mahnung des Königs hörten, ich sollte England auf einige Jahre meiden, schien der Ernst Einiger in Erstaunen, der Andern in Hohn überzugehen. — Nachdem ich geendet hatte, sprang Oberst James Dikinson auf — du kennst den Brausekopf? — und schrie: „Er ist verloren, der König!“ — Ganz seltsam wiederhallte es aus dem Munde der meisten Andern im vollen Mißverständniß dessen, was Dikinson gesagt hatte: „Wir Katholiken sind verloren. Uns hilft nichts mehr. Es kommt zum Bürgerkrieg. Wir unterliegen!“

Nachdem der erste Lärmen gestillt war, trat man in Berathung. Du kannst leicht denken, wie verschieden die Meinungen fielen. Alle diese Meinungen aber waren am Ende doch nur Wirkungen der ersten verzweiflungsvollen Bestürzung. Einige, ganz entmuthet, wollten in Zurückgezogenheit von Geschäften ihr Schicksal abwarten; Andere

Hab' und Gut verkaufen, und sich auf dem festen Lande niederlassen; die Meisten aber sich in ihre Heimath begeben, des Königs Aeußerungen kund thun, Bewaffnungen in aller Stille veranstalten, und mit dem Schwert versuchen, Freiheiten und Rechte ihres Volkes gegen Willkühren des Hofes zu behaupten. Ich redete nicht. Als man meine Gesinnungen vernehmen wollte, rieth ich, im ersten Aufbrausen keinen Entschluß zu fassen, der zu verderblichen Uebereilungen führen würde.

Wirklich hatte ich selbst keinen Entschluß. Die Sache war zu wichtig. Es handelte sich um Ehre, Freiheit und Religion, um unser Eigenthum und Leben. Die Mehrheit stimmte mir bei. Wir schieden von einander mit dem Beschluß, uns in vierzehn Tagen insgesammt wieder zu sehen.

11.

Der Traum.

Lange schwankte ich ungewiß über die Wahl meines Looses. Folgendes Tages empfing ich Besuche von den edelsten Männern, die in der Nähe des Königs leben. Auch Lord Juxon, der Schatzmeister, kam. Von Allen vernahm ich, daß der König, aus Huld zu mir, meine Entfernung verlange, weil er voraussehe, ich würde in verderbliche Unternehmungen verwickelt werden. „Sie können nicht in England, nicht in Irland bleiben,“ sagte der redliche Juxon, „ohne von den Katholiken früh oder spät zu einer Art Parteihaupt gehoben, mit dem Hof in Widerspruch gesetzt, und entweder das Schlachtopfer der Episkopalen, oder der argwöhnischen Katholiken, oder des Hofes selbst zu werden. Also verbannen Sie sich freiwillig auf eine Reihe von Jahren aus Ihrem Vaterlande. Es ist für die öffentliche Ruhe, und für Sie selbst nützlich.“

Ich erkannte aus dem, man halte mich für wichtiger, als ich war, oder sein wollte. Der Hof fürchtete in mir eine Hauptstütze der Katholiken gegen seine Anschläge. Sollte ich zu einer solchen Zeit Glaubensgenossen und Vaterland

in der gefährlichen Lage verlassen, nur auf meine Sicherheit bedacht sein? Mein Stolz sträubte sich. — Aber dem Hofe verdächtig, den Episkopalen verhaßt, von Allen beobachtet: was konnte ich hoffen, für die Katholiken zu leisten? Sollte ich endlich je meine Hand zum Blutvergießen in Bürgerkriegen erheben? Nimmermehr. Der König dringt darauf, daß ich mich entferne. Sein Rath ist ein höflicher Befehl. Mein Ungehorsam wird seinen Argwohn verdoppeln; seinen Unwillen gegen mich lenken. Wie leicht wird es gewissenlosen Menschen, die ihm dienen, mich zum Verbrecher zu stempeln? — Des tugendhaften Juxons Warnungen kamen mir nicht umsonst.

Einige Tage verflossen in diesen Ueberlegungen. Ich sprach mit vielen meiner Freunde. Ich dachte viel an dich, und daß ich zu dir wollte, und mit dir, du mein Einziger, in Italien leben, wie in den vorigen Jahren. Aber dann vernichtete der Gedanke an mein Vaterland, und besonders an viele Katholische vom Adel, die ich schätze, deren Loos zu theilen ich entschlossen bin, denen ich Treue und Standhaftigkeit zugesagt habe, die auf meinen Rath hören, alle andern Plane.

Da trat eines Morgens Sir Ofallin zu mir in's Zimmer. Wir hatten uns schon seit einer Woche nicht gesehen. Er reichte mir die Hand, und sprach in seinem Prophetenton: „Fliehe, denn der Löwe brüllet, wer sollte sich nicht fürchten? Aber wehe dem, der die Stadt mit Blut bauet, und zurichtet die Stadt mit Unrecht!“ Schon aus diesem Eingang des frommen Mannes bemerkte ich, daß das Gerücht vom Willen des Königs wegen meiner Entfernung zu seinen Ohren gekommen sei. In der That wußte er ziemlich genau alle Umstände. Er hat Freunde am Hofe. Er scheint seinen Aufenthalt in London nicht umsonst genommen zu haben. Auch von des Königs Reise nach Schottland wußte er schon. „Aber,“ setzte er hinzu, „der König geht mit eiteln Absichten und mit Gedanken, welche zu Schanden werden müssen. Darum spricht der

Herr also: Wie man Silber, Erz, Blei und Zinn zusammenthut im Ofen, daß man ein Feuer darunter aufblase, und zerschmelze es: so will ich auch seine Anschläge in meinem Zorn und Grimm zusammenthun, einlegen und schmelzen.«

Als er sich endlich in der gewöhnlichen Sprache der Menschenkinder näher erklärte, vernahm ich mehr, als ich selbst wußte; daß König Karl besonders deswegen nach Schottland reisen wolle, um die Presbyterianer schlechterdings mit den Episkopalen zu vereinigen, und zwar ihr ganzes Kirchenwesen zu vernichten. »Das gibt Unglück!« rief der Alte: »Die schottische Kirche soll eher zerstört werden, als entweiht sein; und ihre Kinder werden eher auf dem Schutte sterben, denn daß sie sollten ihr Heiligthum irdischen Machthabern überantworten. Darum, Mylord, gehorchen Sie dem König, schütteln Sie den Staub von Ihren Schuhen, und wenden Sie dem nahen Gräuel den Rücken. Es kann ja wohl sein, daß ich alter Mann, wenn ich meines Vaterlandes Knechtschaft vollendet sehe, mich aufmache, und Ihnen nachfolge in die Einsamkeit der Gärten jenseits des Weltmeers, wo die Indianer zu Ihren Füßen sitzen. Da will ich dann den Heiden predigen, und ihnen den Herrn verkündigen; denn hier wird ein neues Ninive erbaut und ein neues Babel.«

»Wie meinen Sie das, Sir Ofallin?« sprach ich. »Wer sagte Ihnen, daß ich zu den Indianern über das Weltmeer wolle? Ich habe wirklich noch keinen festen Entschluß genommen. Wahrscheinlich, wenn ich England meiden muß, begebe ich mich zu meinem Freund Otham wieder nach Italien, und warte den Ausgang der Unruhen, und die Zeit ab, da ich mit Sicherheit hier wohnen kann.«

»Das werden Sie nicht. Meine Mary hatte im Traum ein Gesicht. Und sie sah die Schiffe, auf welchen Sie mit hundert Rittern in das fremde Land kamen, wo Sie unter einem hohen Baum saßen, und die Wilden Speise zu Ihnen brachten, und auf Ihre Worte horchten. Die

Andern aber fälleten Bäume, und schlugen Hütten auf am Ufer des großen Flußes, der dort in's Meer sich ergeußt.«

Ich konnte mich des Lächelns nicht erwehren; aber doch überraschte mich der Gedanke mit unbeschreiblicher Gewalt. Ich dachte nämlich an die Schenkung, welche der König meinem Vater in Amerika gemacht hatte, und gedachte dazu der Worte meines sterbenden Vaters. Wie, wenn ich dort allen Müden, Geplagten und Verfolgten, Allen, die früh oder spät ihres Glaubens willen aus dem Lande zu gehen Lust haben, sichere Zufluchtsstätte bereitete? Dieser Gedanke stand plötzlich in voller Klarheit. Es ward mir, als sei dies die edelste Aufgabe meines Lebens; als sei Marie der Engel, durch welchen sich mir der Himmel offenbaren wollte.

Ich erwiderte dem Alten, daß der Traum Mariens in der That keinen ganz ungemäßen Rath zu geben schiene; und erzählte von meinen Besitzungen im Norden des Potowmakflusses, wovon Dun-Ofallin nichts wußte. »Wohl, Mylord,« sagte er, »dort werden Sie Hüttten bauen. Gott sei mit Ihnen. Vertrauen Sie auf den Herrn. Er wird Sie führen an seiner rechten Hand.«

12.
Die Annäherung.

Denselben Tag gegen Abend besuchte ich Ofallins Haus. Er hatte mir gesagt, seine Enkelin wäre unpäßlich. Ich fand sie in ihrem Zimmer allein. Sie sah blaß, und ihre Augen schienen verweint. Sie empfing mich mit gewohnter Güte. Es schwebte etwas Unnennbarschönes über ihr schwermüthiges Lächeln, mit dem sie mich grüßte.

Nie um das Wort verlegen, wußte sie sogleich hundert Kleinigkeiten zu erzählen. Aber was wird nicht durch den Zauber ihrer Ansichten, durch die eigenthümliche Art, in der sie Alles nimmt, was sie berührt, wichtig? Sie hatte mich längst schon in den Kreis ihrer Häuslichkeiten hineingezogen, daß ihr Vogel, ihre Blumen am Fenster, ihre

Bilder, ihre Lesereien, die kleinen Angelegenheiten ihrer Bekannten hohe Bedeutung für mich gewonnen hatten. Du bist so glücklich, Harry, eine Schwester zu haben. Ich aber sah die Frauen bisher nur immer im äußerlichen Festkleide. Diese Miß Ofallin ist das erste Frauenzimmer, dem ich mich in ihrem Heimathlichen nähern darf. Welch eine Verschiedenheit, Welt und Leben eines Mädchens, und eines Mannes Leben und Welt! — Man vergißt herzlich gern die großen Gegenstände der Wissenschaften, der Nationen, der eigenen Verhältnisse neben den liebenswürdigen Kleinigkeiten eines Hauswesens, wo der Genius eines sinnvollen Weibes waltet.

„Sie aber scheinen nicht froh zu sein, Miß Ofallin?“ sagte ich, und unterbrach ihre Erzählungen. „Ihre Augen haben noch eine Trübheit, wie nach Thränen. Wenn ich unbescheiden bin mit meiner vertraulichen Frage, so halten Sie es der ängstlichen Aufmerksamkeit auf Alles, was Sie angeht, zu gut.“

Sie antwortete lächelnd: „Wenn wir Mädchen einmal weinen, will es eben so viel und so wenig sagen, als wenn Männer toben. Es liegt in der Natur, daß sich jeder Theil auf seine Art das Herz erleichtert. Schmerz will sein Recht haben. Und man kann nachher wieder über sich selbst lachen, wenn man seinen Verdruß auf eine oder die andere Art ausgeweint oder ausgezürnt hat.“

„Wer möchte so böse sein,“ sagte ich, „Ihnen Verdruß zu machen?“

Lächelnd und doch mit gutmüthigem Bedauern sah sie mir in die Augen, und sagte: „Vielleicht Sie selbst, oder vielmehr — — —“

„Wie? ich selbst? Miß,“ rief ich, indem ich ihre Hand ergriff und zu meinen Lippen führte.

In dem Augenblick ging die Thür auf. Fracastelli trat, mit einer Zither unter dem Arm, herein. Sein Gesicht war aschfarben. Der junge Mensch schien bestürzt; wandte sich schnell; ging zurück, und schloß die Thür.

»Treten Sie nur herein, Fracastelli!« rief ihm Miß Osallin nach. Er aber war schon verschwunden.

»Und ich trüge die Schuld von Ihrem Verdruß, Miß Osallin?« fragte ich.

»Wenn Sie nicht, doch Ihr und ganz Englands Schicksal!« sagte sie. »Wer kann denn gegen so viel gestörtes Lebensglück gleichgültig bleiben? Was will aus England, Schottland, aus meinem Großvater, aus Ihnen, aus Allem werden? Ein wenig Rechtlichkeit, ein wenig Duldung Aller gegen Alle, und man könnte, in dieser Welt, des Lebens froh sein! Sehen Sie, das machte mir den Kummer, den ich schon jetzt nicht mehr habe, nun er ausgeweint ist. Jetzt erlaube ich Ihnen, mich dafür ein wenig auszuspotten.«

»Nimmermehr!« rief ich: »vielmehr Sie bewundern, und mich ausspotten muß ich. Denn ich habe eben diesen Kummer noch nicht überwunden.«

»So erlaube ich Ihnen, recht von Herzen ihn auszutoben. Haben Sie das gethan, so werden Sie wieder Alles von der bessern Seite sehen, nicht weil die Welt eine bessere Seite bekommt, sondern weil Sie auf einen andern Standpunkt übertreten, auf den bessern, wohin Sie der Verdruß jetzt nicht kommen läßt. Auf mein Wort, toben Sie nur ein wenig, Mylord.«

»Was gewönne ich dabei? was die gute Sache? Wenn schon die Seele über das, was Edles untergehen muß, trauert, ist's doch besser, die menschliche Ohnmacht in sich anzuerkennen, dem Schicksal sich nicht kämpfend entgegenzuwerfen, sondern mit Gelassenheit, was es bringt, zu nehmen, und dafür zu geben, was man soll, oder was man kann. Das ist mein Grundsatz.«

»Ei, Mylord! so sind Sie schon da, wohin ich Sie wünschte. So habe ich Ihnen nichts mehr zu sagen. Ich hätte es wohl wissen sollen. Denn mein guter Großvater selbst erzählte mir, mit wie vieler Ergebung in Ihr Verhängniß Sie vom Willen des Königs, wegen Ihrer Entfernung aus England, gesprochen haben. — Und Sie gehen über Meer? nach Amerika?«

Die Frage, jetzt von den Lippen Mariens gethan, jagte mir einen kleinen Schauer ab. Bisher konnte ich mit einem gewissen Leichtsinn an eine Reise über den Ozean denken, oder vielmehr, ich hatte nie recht ernsthaft daran gedacht. Nun aber sah ich in dieser Fahrt eine Trennung von dem Umgang mit der Liebenswürdigsten ihres Geschlechts. Es ward mir zu Muthe, als sei ich da, Abschied zu nehmen, als sähe ich die Engelsgestalt zum letzten Male.

Antworten konnte ich nicht. Ich zuckte die Achseln. Es lag mir auf den Lippen, ihr zu sagen, es wäre mir leicht, in den entferntesten Winkel des entferntesten Welttheils zu gehen, wenn ich hoffen könnte, nur ihr dort zu begegnen. Ich erröthete, aber gewiß nur vor mir selbst. Das wollte ich, das sollte ich ihr nicht sagen. Es überraschte mich, solche Gefühle, solche Wünsche in mir laut werden zu lassen. Ich beseitigte sie, als wenn es unbesonnene Redensarten wären; und, ich gestehe es dir, Harry, sie waren es doch nicht.

Marie bemerkte meine Verlegenheit. Sie sah mich mit unbefangener Ruhe an, und schien in meinem Innern zu lesen; aber wie ihr Blick dem meinigen begegnete, schien meine Verlegenheit ihre eigene zu werden.

Während wir schweigend vor einander standen, trat ihr Großvater herein. Das Gespräch ward willkommen abgebrochen, und lief in behaglicher Wendung über die Tagesgeschichten hin.

13.

Der Meuchelmord.

Nie im Leben ward ich so vielseitig bewegt. Der Wille des Königs, der Gedanke an Amerika, das Loos meiner Freunde, das Schicksal der Katholiken, und dazu, was ich selbst nicht recht eingestehen wollte, meine allzugroße Freundschaft für Miß Ofallin, — das Alles machte mir beinahe schlummerlose Nächte. Ich konnte keinen festen Entschluß fassen. Bald nahm ich mir vor, in England zu bleiben,

und das Aeußerste zu erwarten, durch unbescholtenen Wandel den Argwohn des Hofes und den Fanatismus der Episkopalen zu entwaffnen, bald, nach Frankreich zu gehen, um in der Nähe des Vaterlandes zu bleiben, — ich bekenne, daß auch der Gedanke an die Möglichkeit, die schöne Ofallin zu sehen, darauf Einfluß hatte; — bald, mit dir in Italien vereint zu leben; bald, nach den Ufern des Potowmak mit katholischen Freunden auszuwandern, und dort eine den Stürmen Europa's entlegene Niederlassung unter weisen Gesetzen zu gründen. Ich wußte nicht, was ich wollte.

Allerdings, Harry, das räume ich ein, hätte ich Miß Mary nicht gekannt, die Entscheidung wäre leichter gewesen. Ich liebe sie. — — — In ruhigern Tagen würde ich kein Bedenken getragen haben, ihr diese Empfindung zu bekennen. Ich würde um ihre Hand geworben haben. Jetzt mußte mein Gedanke auf andere Dinge gerichtet sein. Es war Pflicht, mich selbst zu bestreiten. Es war an mir, Mann zu bleiben, unabhängig von jeder Leidenschaft, und einer höhern Sache anzugehören, mit der das Wohl von tausend Andern verknüpft ist.

Der Tag kam, daß sich die Edelleute bei mir versammeln sollten, und noch wußte ich nicht, welchen Vorschlag thun? — Ein wüster Vorfall entschied.

Den Tag vor der Versammlung brachte mir einer meiner Diener einen Brief, den, während ich in Geschäften ausgegangen war, ein Bote gebracht hatte. Ich erbrach ihn. Es war eine weibliche Handschrift. Ich hätte schwören wollen, Miß Ofallin habe die Zeilen geschrieben. Diese lauteten folgendermaßen:

„Mylord! verlassen Sie heute und in den nächsten Tagen Ihre Wohnung nicht. Es steht Ihnen ein Unglück bevor. Ihr Leben ist in Gefahr.“

Ich rieth lange an dem Räthsel. Es ward mir immer wahrscheinlicher, Miß Ofallin sei die Verfasserin. Eben den Abend hatte ich beschlossen, sie zu besuchen, nach meiner

Gewohnheit. Aber unbegreiflich war mir, wie sie von einer mir drohenden Gefahr unterrichtet sein konnte. Vielleicht durch ihren Großvater, der mich schon oft vor dem Pöbel der Episkopalen gewarnt hatte. Warum sprach sie nicht deutlicher? Warum war Dun-Ofallin, bei seiner Freundschaft für mich, nicht selbst gekommen? — Es war schon spät am Tage. Ich beschloß, mich sogleich über die Sache aufzuklären, warf den Mantel um, und begab mich zu Ofallins Wohnung. Hier vernahm ich, er sei verreiset; auch seine Enkelin abwesend. Mißmuthig eilte ich zurück. In der Nähe meines Hauses fühlte ich mich jählings von hinten durchstochen. Ich wandte mich. Es gingen in der Dunkelheit mehrere Menschen auf der Straße. Ich schrie: Mörder! Man kam zu mir. Ich sagte, was geschehen sei. Plötzlich ward ich von einer großen Menschenmenge umgeben. Man führte mich in mein Haus. Vom Thäter wurde nichts erfahren. Der Wundarzt beruhigte mich. Ein Messerstich war mir unter der linken Achsel, an den Rippen streifend, durch's Fleisch gegangen.

Die Sache machte Aufsehen. Ganz London bezeugte mir Theilnahme; selbst der Hof. Mein Haus war den folgenden und alle folgende Tage von Nachfragenden bestürmt. Ich empfing mehr Besuche, als ich wünschte. In öffentlichen Blättern ward geradezu von einem Komplot gegen mich geredet. Einige schienen, indem sie die Gräuelthat ehrbar zu verabscheuen Miene machten, nicht ganz unzufrieden zu sein. In solchen Flugblättern ward von Umtrieben und Vermessenheit der Katholiken in England gefaselt, und dann hinzugesetzt (als solle es ein Wink sein), daß das britische Volk sich zuletzt in seinen Rechten gegen die ewigen Unterdrücker, auf welche Art es sein möge, Schutz schaffen müsse. — Dahin also ist es bei uns gekommen, daß man nicht nur in der Schwärmerwuth Meuchelmördereien begehen, sondern sogar mit kaltem Blut billigen kann! O mein unglückliches, geschändetes Vaterland!

Doch ich breche ab. Die Wunde hat mich nie so geschmerzt, als die ruchlose, herz- und geistverderbende Gesinnung der gegenwärtigen Menschheit. Ich mag nicht mehr in England leben. Mein Entschluß steht fest, auszuwandern nach Amerika, und mir und hundert Unglücklichen ein neues Vaterland zu bauen, wohin die rasende Philosophie oder die blutdürstige Religions- und Freiheitsliebe unserer Zeit ihren tückischheroischen Frevelsinn noch nicht getragen hat.

Du wirst mir's wohl glauben, Harry, daß ich mich am Tage nach meiner Verwundung mitten im Schmerz selig fühlte, als ich, nach kurzem Schlummer erwachend, folgendes Briefchen fand:

„Warum, Mylord, verschmähten Sie meine Warnung? Oder empfingen Sie den Zettel nicht, welchen ich gestern schrieb? Der Dolchstich, der Sie traf, hat auch mich bluten gemacht. Gott, dem Erbarmer, sei Dank, daß die Wunde, zwar nahe Ihrem Herzen, ohne Gefahr ist. Auf den Knien flehe ich zu ihm für Ihre Genesung. Mein Großvater kommt heute nach London zurück. Mylord, schonen Sie sich. Ich schreibe unter tausend Thränen. London stinkt mich an, wie eine Mördergrube. Dem Wahnsinn ist nichts Heiliges mehr in der Welt. Ich wäre ruhiger, wüßte ich Sie nur erst fern von England. Aber Sie sind ja überall in Gottes Hand. Vertrauen Sie der Vorsehung. Ich will vertrauen. Ich bete ohne Unterlaß für Sie.“

Die Handschrift war mit der des vorigen Tages gleich, und nun klar, daß es Zeilen von der Hand der schönen Mary waren.

Ihre Theilnahme erquickte mich tief. Ich legte beide Briefe unter mein Hauptkissen; hielt meine Hand auf das Papier. So war mir wohl. Ein wirkliches Kind war ich in meinem Wundfieber. Harry, eben dies Fieber, die Einsamkeit, das Unbeschäftigtsein, das ungestörte Träumen

von der Unvergleichlichen brachte meinem Herzen mehr Gefahr, als das Messer des Mörders.

Der greise Ofallin war am zweiten Tage nach London gekommen. Ich schlief, als er kam, hatte aber befohlen, ihn hereinzulassen. Da ich erwachte, sah ich ihn knieend auf einem Fußschemel vor meinem Bette. Er hatte seine Hände sanft auf meiner Brust liegend. Sein Auge war gen Himmel gerichtet. Eine Thräne hing auf seinen Wangen. Seine Lippen beteten leise. Ich kann dir unmöglich beschreiben, welchen Eindruck diese heilige, ehrwürdige Erscheinung auf mich machte. Es war ein betender Moses.

Als er mein Erwachen bemerkte, sammelte er sich, stand auf und sagte mit leiser, weicher Stimme: „Er hat uns zerrissen, er wird uns auch heilen. Der uns hat geschlagen, er wird uns auch heilen!“

Von ihm nun erfuhr ich, daß Mary in der Nacht vor dem versuchten Meuchelmord mich blutend im Traum gesehen habe, wie ich, von vielen Menschen umringt, weggeschleppt worden sei. Darum habe sie mich gewarnt. — Was denkst du dazu, Harry? Das mahnt an Calpurnia's Traum vom Cäsar. Es ist etwas Wunderbares in diesem Mädchen.

Dun-Ofallin mahnte mich dringend, England auf einige Zeit zu verlassen, sobald ich hergestellt sein würde. Er zweifelte selbst nicht, daß Glaubenshaß eines Episkopalen nach meinem Leben getrachtet habe.

14.

Die Versammlung der katholischen Edelleute.

Sobald ich das Bett verlassen konnte, war ich nur mit Anordnung meiner häuslichen Angelegenheiten beschäftigt. Nicht, als ob der Entschluß, Europa zu verlassen, schon unerschütterlich gestanden wäre, sondern um durch hellern Ueberblick meines Gesammtvermögens, und dessen, was ich beim Wagstück eines ausserordentlichen Unternehmens allen-

falls zu gewinnen, oder einzubüßen hätte, zur Erkenntniß zu gelangen, ob ein Zug nach Amerika zu meinen Planen gehören dürfe. Als ich aber überzeugt ward, daß zur Ausrüstung der Schiffe, zur Ueberfahrt, zur Herbeischaffung der Lebensmittel in den zwei ersten Jahren für einige hundert Personen, selbst wenn alle auf meine Kosten leben müßten, noch nicht volle drei Viertheile meines Vermögens erforderlich wären; daß, wenn auch der Entwurf einer großen Niederlassung in einer der fruchtbarsten und bequem gelegensten Gegenden der neuen Welt aus unvorhersehbaren Ursachen mißlingen sollte, ich dennoch mehr, als nöthig, um standesmäßig in Altengland zu leben, von meinen Besitzthümern behielte: war der Gedanke selbst nicht ganz zu verwerfen.

Mein Vater, wahrscheinlich mehr aus Neugier, als zu andern Zwecken, hatte über jenes ihm erblich durch des Königs Huld verliehene, unbekannte Land Erkundigungen einziehen lassen. Er hatte nicht nur Berichte mehrerer Schifffahrer und Handelsleute über die Natur des Bodens und Himmelsstrichs gesammelt, sondern auf eigene Kosten durch einsichtsvolle Männer ein Jahr lang das Land untersuchen lassen. Ich fand dies in seinen Papieren, mit Bemerkungen seiner Hand. Er hatte mit so ungemeiner Sorgfalt jede Einzelnheit zum Gegenstand besonderer Forschungen gemacht, daß mir zuweilen schien, als hätt' er selber ernstere Plane gehabt.

Die Versammlung der katholischen Edelleute, durch den Mordanschlag gegen meine Person lange verzögert, ward endlich in meiner Wohnung gehalten. Schon früher hatt' ich einzelnen von ihnen, die mich besuchten, erklärt, daß ich in keinem Fall, auch wenn alle andern in England bleiben wollten, hier bleiben könne und möge; daß ich entweder meinen Aufenthalt in Italien nehmen, oder mehrjährige Reisen durch Europa machen, oder auf eine Niederlassung am Potowmak denken werde, wo mir das Land erblich gehöre. — Daher waren die allfälligen Entwürfe

oder Vorschläge, die ich machen konnte, keinem in der Versammlung mehr unbekannt.

Demungeachtet verlangte man von mir, ich solle zuerst reden. Ich sagte ihnen: Nur zwei Fälle könnten Statt finden. Entweder würde man in England bleiben und hier für sich und das Vaterland das Letzte wagen. In diesem Falle könne ich nicht mitsprechen, weil ich zur Auswanderung entschlossen sei. Oder man sei zur Auswanderung entschlossen, wie ich. Dann komme es darauf an, ob jeder einzeln eigenen Planen folgen, oder auch in der Fremde ein Beisammenbleiben Aller wolle. Beiden stimme ich zu, und im letztern Fall böt' ich meine Besitzungen in Amerika allen verfolgten Katholiken des Vaterlandes zur Zufluchtsstätte. Ich las die königliche Schenkungsurkunde ab, und legte die Papiere meines Vaters in Betreff des Potowmaklandes vor.

Die Sache war schon ziemlich reif geworden, ehe man noch zur Versammlung gekommen war. Einstimmig äußerte sich Alles für eine Niederlassung in Amerika, nur forderte man mich auf, zu erklären, unter welchen Bedingungen ich die Freistätte aufschließe? Obgleich auf diese Frage nicht vorbereitet, glaubt' ich doch die allgemeinen Grundsätze aussprechen zu dürfen, unter welchen ich meine amerikanischen Besitzungen zur Gründung einer neuen Kolonie anböte. Das Land, sagte ich, bleibt mein und meiner Erben Eigenthum. Ich gestatte jedem, sich nach Gefallen Güter auszuwählen, und ich verkaufe sie jedem nach gemachter Schatzung ihres jetzigen geringen Werths, oder gebe sie gegen Grundzins vom jedesmaligen Ertrag in Lehen. Ich behalte mir das Recht vor, erster Gouverneur der Kolonie zu sein. Jeder, weß Landes, weß Glaubens er sein mag, soll das Recht der Niederlassung daselbst erhalten. Auflagen sollen nur mit Bewilligung Aller gemacht werden können. Ist die Kolonie zahlreich genug, mag sie sich selbst eine zweckmäßige Staatsverfassung geben, doch soll diese ewig auf den von mir ausgesprochenen Grund-

sätzen beruhen: daß alle Bürger gleiche Rechte haben; daß keine Stelle erblich gemacht werden könne, selbst die des Gouverneurs nicht in meiner Familie; daß jeder christliche Glaube ungestörte Freiheit genieße; daß niemand gesetzlich verfolgt werden könne, der nicht erwiesen ein Gesetz verletzt habe. — Zu diesem allem fügte ich noch, daß ich, aus Liebe zu meinen Schicksalsgefährten, ohne Eigennutz die ersten Vorschüsse denen machen werde, welche nicht im Stande seien, die Kosten der Ueberfahrt und der nöthigsten Anschaffungen zu bestreiten.

Als ich ausgeredet hatte, standen alle von ihren Sitzen auf, mir zu danken. Jeder gestand seine Erwartungen übertroffen. Sämmtliche Anwesende erklärten sich entschlossen, die Niederlassung mit mir zu gründen. Es waren ihrer dreiunddreißig Katholische vom Adel; mehrere von beträchtlichem Vermögen und Ansehen darunter. Sie verlangten meine Grundsätze und Bedingungen schriftlich, als förmliche Urkunde, in mehrern gleichlautenden Abschriften; sie wären insgesammt bereit, zu unterschreiben.

Auch der geistvolle Harford war in dieser Versammlung. Du kennst den Herrlichen, Harry, der uns in Mailand durch Einsichten und edle Gesinnungen so innig an sich zog. Er ist schon seit einem Jahre wieder in England, und einer der Thätigsten für die Rechte der Katholiken und die Freiheit des Landes gewesen. Seine Reden in unserer Versammlung verbreiteten Begeisterung in allen Gemüthern. Ich selbst, nun ich die Entschiedenheit, die Freude Aller sah, ward davon ergriffen. Ich denke mit Lust an das Vaterland jenseits des Ozeans; Harry, ich denke mit Lust daran, denn ich hoffe heimlich auf dich. Was kann dich bei deiner freien Denkart an Europa fesseln?

„Die Weltgeschichte“, sagte Harford unter andern, „ist die Lebensgeschichte der Menschheit, und hat von Zeit zu Zeit, wie der Lauf des Lebens von einzelnen Sterblichen, Lichtpartbien, in denen sich die göttliche Vorsehung heller offenbart. Darum mußte die neue Welt erst vor

zweihundert Jahren entdeckt werden, nicht früher, nicht später, bis das menschliche Geschlecht in Europa den Grad der Zivilisation erreicht hatte, der es mit sich selbst in Zwietracht und Gährung brachte. Als Indien, Aegypten und Persien überalt geworden, war Griechenland schon da, Freistätte der Musen zu werden; als die Osmanen Griechenland zur asiatischen Barbarei weihten, wurden die letzten Funken vom Altar menschlicher Wissenschaft in das Haus der florentinischen Mediceer getragen. Daran entzündete sich der ganze Occident herrlich. Nun, da der europäische Orient in Sklaventhum und Nacht liegt, und der Occident bald eine Sonne untergehen sieht, wird die hier untergehende die neu aufgehende in Amerika. Das seh' ich vor, wie heut Krieg unsern ganzen Welttheil erschüttert, wird ihn das Kriegsfieber noch Jahrhunderte nicht verlassen. Die Spreu muß sich vom Korn scheiden.

„Amerika oder Europa! — welcher Mann von Kraft und Lebenslust mag in der Wahl zwischen beiden schwanken? — Hier Zeuge sein des schweren Todeskampfs alter Formen, alter Ideen, alter Reiche; dort Stifter sein neuer Ordnungen, neuer Staaten. Hier die Zerrüttungen, die Religionskriege, die Bürgerkriege, die Revolutionen an Höfen und in Völkern: dort der Friede, der Pflug, die Wissenschaft, die Anlage neuer Städte und Gesetze. Hier unterm weltlichen und geistlichen Despotismus, Knechtschaft des Glaubens, Knechtschaft des Gedankens, Knechtschaft des Herzens, Ueberhandnehmen orientalischer Tyrannei, orientalischen Kasten- und Ständewesens, orientalischer Geistessklaverei, orientalischer Kriegs- und Verwüstungslust, orientalischer Ueppigkeit der Höfe, orientalischer Armuth des großen Haufens; dort der Mensch in sein ewiges Recht eingesetzt, frei in Glauben und Meinung, ohne Herrn und ohne Knecht, so reich, als sein Fleiß, so groß, als ihn sein Werth macht; Eroberer mit dem Spaten, Verbreiter göttlicher Gedanken unter Wilden, während in Europa die vornehmen Wilden die göttlichen

Gedanken mit Kerker und Verbannungen strafen. Hier das mühselige, blutige, eitle Streben, die Mißordnungen, die Vorurtheile, die Ketten, die Foltern und andere Erbstücke einer rohen Vorzeit abzuthun und den gesunden Menschenverstand gegen Unnatur in sein Recht einzusetzen; dort die schlichte Vernunft und Natur oben an, in ungehemmter Freiheit, von keinen Höfen, Ministern, Sternkammern, Priestern, Censuren, Inquisitionen bedrängt, das Bessere bauend. — Wer mag da schwanken in der Wahl? Fort nach Amerika! Ich habe drei Söhne; ich will ihnen ein Vaterland geben, hier haben sie nur ein weites Gefängniß. Ich will sie zu Bürgern mit königlichen Rechtsamen machen auf ihren Gütern; hier sind sie nur Knechte mit Titeln, und haben keinen Vortheil höherer Art, als das Vorrecht, ihre Fessel mit einem breiten Ordensband zu verdecken.«

Es war allgemeiner Jubel. Alle Noth schien besiegt. Jeder wünschte nur, der Tag der Abreise wäre schon morgen. Auf mein gegebenes Wort bauend, erkärte jeder, er wolle sein Hauswesen bestellen, Kolonisten werben, die Nothwendigkeiten zur Niederlassung besorgen. Mancherlei Abreden wurden getroffen.

Acht Tage nachher legte ich den Freunden, die sich wieder bei mir versammelten, schriftlich die Bedingungen vor, die ich mündlich eröffnet hatte. Ich hatte mehrere Abschriften ausfertigen lassen; meiner Unterschrift folgten die Unterschriften aller dreiunddreißig. Die Sache war inzwischen ruchbar geworden. Mehrere mir unbekannte Edelleute hatten mich besucht, oder mir geschrieben, um Zutritt in die neue Niederlassung zu erhalten. Die Anwesenden alle hatten ähnliche Anzeigen, jeder aus seiner Bekanntschaft, zu machen. Wir rechneten zusammen; es waren in diesen acht Tagen nicht weniger als hundert und dreiundzwanzig Katholische vom Adel, welche sich mit uns nach Amerika einschiffen zu wollen erklärt hatten. Du kannst daraus ermessen, Harry, wie traurig es in England steht.

Nun wurde mit Ernst zur Ausführung des großen Vorhabens geschritten. Man vertheilte Geschäfte; schuf Aemter, besetzte sie durch geheime Wahl. Der vielerfahrne Kapitän Marble empfing die Leitung des Seewesens, Auftrag zum Ankauf eines Schiffes für die Kolonie mit allem Zubehör, und Miethung eines oder zweier andern zur Ueberfahrt, Besorgung des Schiffspersonals und Oberbefehl. — Bladen ward unser Schatzmeister; ihm ordnete man zur Rechnungsführung zwei andere Männer von Sachkenntniß bei. — Oberst Dikinson empfing das Kriegswesen und damit Auftrag, alle zur Vertheidigung der neuen Kolonie erforderlichen Anschaffungen zu ordnen. — Harford erhielt Aufsicht und Controlleführung über das Personal gesammter Auswanderer, die sich melden würden, oder deren man nöthig haben dürfte, besonders den Auftrag, auf Anwerbung tüchtiger Zimmerleute, Maurer, Schreiner, Schneider, Schuster, Schmiede und anderer Handwerker Bedacht zu nehmen. — Belfast ward Proviantmeister; und Elkton übernahm es, für Vollständigkeit aller übrigen Bedürfnisse einer neuen Kolonie Sorge zu tragen, damit sie auf keine Weise in Verlegenheit gerathe. So wie dem Schatzmeister Bladen, wurden allen diesen mehrere von den Anwesenden, als Räthe und Gehilfen, beigeordnet, daß keiner ohne Geschäfte für die gemeine Sache blieb. So war der Kolonialrath schon aus uns gebildet; die Leitung des Ganzen in allgemeiner Uebersicht gehörte mir an, doch wurden mir die sechs genannten Geschäftsvorsteher zugeordnet, und wir machten mit einander den Kolonialrath aus. Zum Vize-Gouverneur ernannte man einstimmig den edeln Harford, im Fall ich durch Krankheit oder Abwesenheit von den Arbeiten zurückgehalten würde. — Die nothwendigen Fonds zur Bestreitung des Unternehmens setzte man in eben dieser Versammlung fest. Sie wurden dem Gouvernementsrath angewiesen. Einstimmig beschloß man zugleich, die Abreise nach Amerika nach allen Kräften zu betreiben, um die neue Welt noch

in der bessern Jahrszeit zu betreten, mit Bequemlichkeit die ersten Einrichtungen zum Winteraufenthalt veranstalten und die ersten Aufbrüche des Bodens für Winter- und Frühlingssaaten machen zu können.

15.

Die Ringe.

Dun-Ofallin und die liebenswürdige Mary sind abgereist! Sie sind nach Schottland, auf ihr Gut in der Nähe des Städtchens Berwik. — Ach, Harry!

Mit ihrer Abreise ist mir Alles unaussprechlich ausgestorben, daß ich in den Wäldern am Potowmak nicht einsamer sein kann.

Mary liebt mich. Und ich, Harry? — — Kannst du zweifeln? Wie viel sie mir ist, wie ich nichts ohne sie bin, empfinde ich nun erst nach der Trennung. Ich bin nicht unglücklicher, als vorher; aber ich fühle es, von ihr geschieden, werde ich nie vollglücklich sein.

In vierzehn Tagen eile ich ihr nach. Ich habe es ihr, ich habe es ihrem Großvater versprochen. Der König geht auch dahin. Ich kann den Augenblick, diese schöne Heilige wiederzusehen, kaum erwarten. Zum Glück bin ich in einem Meer von Geschäften verloren. Die mächtige Zerstreuung erhebt mich. Fast schäme ich mich meiner Schwäche.

Ich werde nach Schottland fliegen. Ich werde um ihre Hand anhalten. Dun-Ofallin liebt mich. Er und sie haben mir ja tausendmal die Versicherung wiederholt, dem Retter ihres Lebens wollten sie das Schwerste schuldig sein, und jedes Opfer für sein Glück leicht finden. Wahrlich, Harry, mein Glück steht auf dem Spiel. Sie werden mich nicht unglücklich machen. Aber nun meine Auswanderung, und daneben des Greises hohes Alter! Kann ich ihm ansinnen, mich und die Enkelin nach Amerika zu begleiten? Kann ich wollen, hoffen, daß sie von einander scheiden? — Mein Herz ist zwischen Furcht und Hoffnung; fühlt bald Ahnungen der Seligkeit, bald der Verzweiflung.

Beim Abschiede weinte sie unverhohlen und bitterlich. Sie ward ihres Schmerzes nicht Meisterin, so sehr sie es auch zu werden bemüht war. Mir zitterten die Thränen im Auge. Dun-Ofallin stand düster seitwärts und sprach: „Alle Herrlichkeit des Menschen und des Lebens ist gleich des Grases Blumen; das Gras ist verdorret und die Blume abgefallen.“

Zehnmal sagte ich das Lebewohl, und zehnmal blieb ich, und setzte mich wieder zu den trefflichen Menschen nieder, um von Zukunft, vom Wiedersehen in Schottland, vom Briefwechsel zwischen ihnen in Schottland und mir in Amerika zu reden.

Als ich endlich mit Ernst aufbrach, den Greis umarmt hatte, sagte ich auch Marien das letzte Wort. Ich brachte es kaum hervor. Ich nahm ihre Hand und drückte sie an meine Lippen. Da fiel einer der Ringe zufällig von ihren Fingern. Er streifte sich in meine geschlossene Hand ab. Ich wußte nicht, ob sie es bemerkt hatte. Ich steckte ihn an meinen Finger, und dagegen an den ihrigen den kleinsten der meinigen, welchen schon meine Mutter getragen. Sie selbst befestigte ihn sich jetzt, ohne Zweifel im Glauben, es sei der ihrige.

Ich nehme diesen Wechsel der Ringe für ein günstiges Vorzeichen. Darf ich nicht, Harry? Mary's Schmerz, Mary's Bitten, bald nach Schottland zu kommen, ihr krampfhafter Händedruck beim Scheiden, ihr Blick, ihr ganzes Wesen bekannte mir, wie werth ich ihr sei. — Verwünscht sei meine Schüchternheit! Wenn ich ihr werth genug wäre, daß ich Muth hätte, ihr Loos an das meinige zu knüpfen, warum schwieg ich so lange? Warum erklärte ich mich nicht? Warum sagte ich nicht ihr, nicht ihrem Großvater, daß sie das Glück meines Lebens, als Gemahlin, vollenden könne?

16.
Rüstungen zur Abreise.

Deine Briefe sind angekommen; die ältern zugleich mit den neuesten auf zwei verschiedenen Schiffen. Wohlbehalten auch die Kisten mit den Naturseltenheiten. Heil dir, du harmloser Engel!

Wie, Harry, du willst nach Griechenland? Welch ein Gedanke! Was suchst du dort? Die Lust der Selbsttäuschungen? Da hörst du nicht mehr die Rhapsodien Homers, die Donnerworte des Demosthenes, und siehst du den großen Phocion nicht mehr wandeln. Schutt und Stein, mehr findest du nicht. — Harry, folge mir in die neue Welt. Baue mit mir ein neues Athen, Korinth oder Sparta. Der Potawmak wälzt seine jugendlichen Wellen im Glanz der aufsteigenden Sonne; schon seit Jahrtausenden schleicht der Eurotas in unrühmlicher Dunkelheit. Die herrliche Vorwelt lebt nicht mehr in irdischen Gestalten; nur verklärt noch glänzt sie im Gedächtniß der Menschheit. Indien, Persien, Aegypten, Griechenland, Rom nehmen wir mit uns in die Gefilde, die Columbus fand. Lassen wir fortan Europa seinen Priestern, Königen, Edelleuten und Knechten. Das Edelste, was der menschliche Geist über die Bildung des gesellschaftlichen Lebens je gedacht, die Resultate der Staatsweisheit, aus tausendjährigen Welterfahrungen, wollen wir dort, ungehindert, von altfränkischen, ererbten Ueberbleibseln, in's Leben hineinstellen.

Unser Gouvernementsrath ist täglich versammelt; Arbeit vollauf. Alles geht mit unerwarteter Schnelligkeit vor sich, vom Glück begünstigt, und von der strengsten Ordnung gezügelt. Denke dir, die Zahl der eingeschriebenen Auswanderer von verschiedenen Religionen steigt gegen tausend. Wir müssen Einhalt thun, und die Bedingungen erschweren. Unter jenen sind beinahe zweihundert Edelleute von Stand und Vermögen. Ein gutes Schiff ist angekauft, mit allen Nothwendigkeiten versehen. Zwei andere Schiffe sind zur Ueberfahrt gemiethet; jede Stunde segelfertig. Wirklich

gehen die beiden letztern schon künftige Woche mit Arbeitsleuten und Vorräthen aller Gattung ab. Sir Harford und Oberst Dikinson führen den Zug an, werden die ersten Arbeiten am Potawmak leiten, die Lage des Landes ausforschen, und bei meiner Ankunft den Platz zu den ersten Niederlassungen vorschlagen. Es werden noch Viele auf eigene Kosten folgen, die sich nicht so plötzlich frei machen können. Wir haben die Beschreibung der Gegend und die Vortheile, Rechte und Pflichten Aller, die sich in der neuen Niederlassung mit uns anbauen möchten, im Druck herausgegeben.

Weißt du, wie ich mein weitläufiges Land am Potowmak nenne? — Lächle nur. Ich habe ihm den Namen der edeln und schönen Mary gegeben. Nun schwebt dieser Name auf vielen tausend Zungen. Künftige Weltalter werden ihn nennen. Es durchschauert mich, so oft ich von Maryland reden höre.

Sie weiß es, daß ich ihr zu Ehren das neue Land genannt. Ich schrieb es ihr selbst; ich sandte ihr die Druckschrift; ich gestand ihr meine Liebe, meine höchsten Wünsche; ich erklärte ihr den Ringwechsel. In vier oder fünf Tagen reise ich nach Schottland; mein besseres oder schlimmeres Loos muß sich entscheiden. Aber die Menge der Geschäfte hielt mich länger ab, als ich wollte und versprochen hatte, Dun-Ofallins Einsamkeit zu besuchen. Kaum kann ich an die Anordnungen meines eigenen Hauswesens denken. Ich darf mich aber vollkommen der Thätigkeit meines redlichen Sheton vertrauen, der schon auf unsern Reisen vielmals der Schutzgott war, wenn wir zwei Springinsfelde über alles Himmlische des Irdischen vergessen hatten. Ich habe dem guten Sheton die Verwaltung meiner sämmtlichen Angelegenheiten übertragen, wenn ich Europa verlasse. Ihm übersende deine Briefe für mich. Von ihm empfängst du auch Nachrichten von mir und meinen Mitabenteurern.

Ich schließe diesen langen Brief, mein Harry, um ihn nicht länger zu versäumen. Ehe ich Alt-Englands Küsten

verlasse, sende ich dir noch einige Zeilen, um dir mein Schicksal in Dun-Osallins Hause, und den Tag meiner Ueberfahrt zu melden. Schwerlich kann ich früher als im Sommer, vielleicht im Herbst erst, nach Maryland gehen. Ich habe es meinen Gefährten schon erklärt. Sie reisen mit unserm Schiffe voraus. Ich werde ihnen der Letzte folgen. Doch Alles hängt von dem Willen der holden Schottin ab.

Lebe wohl, du Geliebter. Ich beschwöre dich, laß Griechenland fahren; folge mir nach; theile mein Schicksal mit mir.

17.

Der Brief.

Schon war dieser Brief geschlossen und versiegelt. Ich reiße ihn wieder auf. Harry, du mußt noch wissen, daß dein Cecil glücklich ist. Ich habe von Miß Mary eine schriftliche Antwort. Ich schreibe sie dir auf diesem Blättchen ab. — Urtheile selbst, ob ich mich selig zu preisen habe.

Hier ihr ganzer Brief:

„Mylord!

„Gott weiß allein, welchen Kampf der Seele mir's gekostet hat, Ihnen zu antworten. Aber ich will antworten; Alles verpflichtet mich dazu; Alles, redlich gegen Sie zu sein, was auch daraus erfolgen möge. Sie sollen durch das Innerste meines Herzens sehen, wie Gott sieht. Ich betrachte Sie wie einen sterbenden Freund, dem man sich ohne Gefahr entdecken darf. Er nimmt die Geheimnisse mit sich in das ewige Schweigen, die wir ihm vielleicht sonst nie offenbart hätten. Und sind Sie denn nicht ein sterbender Freund? Der unermeßliche Ozean tritt zwischen uns und Sie, wie ein breites Grab; und in einer unbekannten Welt werden Sie wandeln, wenn auch noch unter den Sternen, doch für uns nicht anders, als über den Sternen.

„Sie haben Ihr Land nach mir nennen wollen. Vielleicht glaubten Sie mir Freude zu machen. Ich danke

Ihrer Freundschaft. Aber der Name hat meinen Schmerz vergrößert. Ach, Mylord, wie stolz ich auf Ihre Huld sein könnte, wie glücklich diese unverdiente Huld mich machen könnte oder sollte, — ich bin's nicht. Ich wäre ruhiger, wenn ich Ihnen gleichgültiger wäre. Ich bin stärker, meinen eigenen Kummer zu tragen, als den eines Andern. Darum werde ich erliegen. Doch Gott wird mir tragen helfen.

„Den Ring Ihrer Mutter erkannte ich erst am folgenden Morgen. Ich erkannte ihn sogleich als solchen; wissen Sie nicht, daß Sie mir ihn einst zeigten, daß Sie mir mit so vieler Bewegung von Ihren Kinderzeiten und von der Vorstorbenen erzählten? Aber wie er an meine Hand gekommen, wußte ich nicht. Ich behalte ihn, Mylord, als Ihr Geschenk. Er wird mein edelstes Kleinod, ein heiliges Andenken; er soll mir in's Grab gegeben werden. Ich werde den Ring keines andern Mannes tragen.

„Wir haben die Ringe getauscht. Kann Ihnen das arme Wort nur eine kleine Freude machen, so sei es ausgesprochen. Halten Sie mich immerhin für Ihre Verlobte. Ich weiß, dies zu sein in der That, bin ich nicht würdig. Sie verdienen eine edlere. Aber es ist dies Wort nichts Verpflichtendes für Sie. Wählen Sie sich die Würdigere. Ich dagegen darf mich im Gedanken dem Würdigsten anverloben; aber auch nur im Gedanken! Sie haben sich von Empfindungen hinreißen lassen, die sehr natürlich sind, wenn ein plötzliches Unterbrechen gewohnten Umgangs eintritt. Man glaubt dann wirklich oft, daß uns die Personen, von denen wir getrennt wurden, weit theurer sind, als sie es wirklich waren. Lassen Sie Wochen oder Monate darüber hinfliegen, und Sie werden sich eines Andern besinnen müssen. Sie werden mir Dank wissen und meine Redlichkeit achten. Ich weiß am besten, daß ich einem Manne, wie Ihnen, keine Liebe, wie Sie es nennen, einzuflößen fähig bin.

„Ich sehne mich, Sie bei uns zu sehen. Mein Großvater spricht täglich von Ihnen. Er betet täglich für Sie.

Ich möchte Sie bitten, uns bald die Ehre Ihres Besuchs zu gewähren. O Mylord, und doch zittre ich vor diesem Besuch. Mich drückt eine unaussprechliche Angst. — Aber kommen Sie. Ich will Sie noch einmal sehen, und wenn ich in Ihnen meinen Tod sehen sollte. — Nur den Tod? Das wäre ja das Schlimmste nicht.

„Ihren Brief habe ich meinem theuern Großvater vorgelegt. Er fragte mich um Manches. Ich habe mich ihm nicht verhehlt. Er hat mir aufgetragen, Ihnen seine Ungeduld zu sagen, mit der er Sie erwartet. Er muß und will Sie sprechen. Sollten Sie sich nicht über sich selbst irren, Mylord, so haben Sie meine Hand von ihm zu fordern. Ihm leiste ich unbedingten Gehorsam. Ich habe keinen eigenen Willen.

Leben Sie wohl.

Ihre ergebenste u. s. w.
Mary."

18.

Der Besuch in Schottland.

Newhouse bei North-Berwick,
den 17. Mai 1633.

Ich wohne nun mit ihr unter einem Dache. Ich benutze die einsame Morgenstunde, Harry, mich mit dir zu unterhalten. Mein Glück verdoppelt sich, indem ich es dir, Vertrauter meiner Seele, offenbaren darf.

Seit gestern bin ich hier. Ich verließ Wagen und Bediente in North-Berwik, um zu Fuß nach Dun-Ofallins Landhaus zu gehen, und mir und ihnen das Fest der Ueberraschung zu geben. Von Berwik ist Dun-Ofallins Besitzung nicht weiter, als vier (englische) Meilen, nahe am Meer, in einem Park auf der Höhe. Der Abend war einladend genug, den Lustgang zu machen; und ich gestehe dir's, Harry, wie eilig ich von London hinweg hieher flog, — Alles ging meiner Sehnsucht zu träge: eben so sehr befürchtete ich nun, allzufrüh nach Newhouse zu kom-

men, ehe ich mich vollkommen gefaßt hatte. Denn meine Fassung hatte ich etwas verloren, da ich mich der Herrlichen nahe wußte. Ich wollte mich auf dem Gange etwas sammeln. Du glaubst nicht, wie peinigend mir's ist, so oft ich nach einer längern oder kürzern Trennung Personen wiedersehen soll, mit denen ich dem Geiste nach vollkommen vertraut bin, mit denen ich mich im Gedanken viel beschäftige, und mit denen ich doch auf dem Fuß der großen Welt, in einer von der allgemeinen Sitte vorgezeichneten Art leben muß. Ich fürchte immer, durch meine Natürlichkeit, durch Ungestüm meiner Empfindungen die Gesetze der feinen Lebensart zu beleidigen und unangenehm zu werden.

Unterwegs bereute ich schon, daß ich mich nicht lieber hatte anmelden lassen. Ich ging langsamer. Ich setzte mich unter die alten Eichen am Meerufer, meine Leute zu erwarten, denen ich befohlen hatte, in einer Stunde nachzukommen. Dann quälte mich wieder die Sehnsucht. Jeder Augenblick, ihr so nahe, sie doch nicht zu sehen, schien mir Verschwendung. Ich ging wieder. Kindische Furcht oder Blödigkeit, oder wie ich's nennen soll, hielt mich wieder, und so kam ich nach und nach durch die grünen üppigen Auen gegen die umbüschten Höhen. Lothian gehört zu den reizendsten und fruchtbarsten Landschaften, wie ich sie nie in Schottland vermuthet hatte.

Ich schlug einen Fußweg ein, der durch den Park führte, und sich in vielerlei Krümmungen durch das Wäldchen zog. Die silberhellen Blüthen der Gesträuche schimmerten in kühler Dämmerung der hundertjährigen Eichen, Ahornen und Linden, wie Gestirne. Vor mir sah ich's lichter werden. Es war mitten im Park, dick umbüscht, ein freier, kreisförmiger Platz. Von einem bemooseten Felsen mir gegenüber rieselte ein kleiner Bach, vom Grün des Mooses und der schwebenden Rankengewächse umspielt. Der Weg ging an ihm vorbei, um sich wieder in den Park zu verlieren. Harry, denke dir mein Entzücken und Erschrecken:

da trat Miß Mary götterhaft aus dem Wald, auf demselben Wege, den ich eben einschlagen wollte.

Wir erschracken beide gleich sehr. Ich sank zu ihren Füßen, ihre Hand küssend.

„Mylord," stammelte sie, „vergrößern Sie meine Bestürzung nicht durch eine Stellung, die Ihnen nicht gebührt." Sie hob mich auf. Nie sah ich sie so verlegen, so außer Fassung. Sie zitterte. Sie mußte sich auf ein Bänkchen, nahe am Felsen, niederlassen. Ich setzte mich ihr zur Seite, und sagte: „So spielt das Schicksal mit den Menschenkindern. Ich wollte die Ueberraschung meiden, meinen Wagen vorangehen lassen; dann selbst folgen; nun bin ich nicht minder als Sie selbst überrascht. Aber ich danke der Gunst des Schicksals, Miß. Ich nehme den angenehmen Zufall für bedeutsames Vorzeichen."

Sie schlug die Augen nieder, ohne zu antworten.

Ich sah den Ring meiner Mutter an ihrem Finger glänzen. Dieser Anblick that mir tief im Herzen wohl. Sie schien mir in diesem Augenblick eine Blutsverwandte. Ich sagte es ihr. Sie lächelte anmuthig und erwiederte: „Gold pflegt sonst wohl Verwandte zu machen in der Welt. Aber es bleiben doch nur Goldverwandte."

„Sie haben Recht, Miß; ich bin Ihnen indessen, das fühle ich, verwandt, wenn schon nicht durch Gold und Blut. Wollte Gott, ich dürfte das auch von Ihren Lippen hören."

„Mylord, warum nicht? Sie haben es schon oft gehört. Ich bin Ihnen durch ewige Dankbarkeit und Freundschaft verwandt."

„Nichts von Dankbarkeit, Miß! Warum quälen Sie mich doch so gern mit Erinnerungen an etwas, das mir in Ihren Augen nur geringen Werth geben kann? Der roheste Matrose würde das Verdienst um Sie gehabt haben können. Der Mensch will ja nicht durch das gelten, was er leistet, sondern durch das, was er ist."

„Aber, Mylord, man erkennt, was er ist, durch das, was er vermag."

„So setzen Sie mich in den Fall, Ihnen zu beweisen, was ich vermag. Setzen Sie mich in den Fall, Ihnen Alles zu opfern, was ich Theures habe, mich selbst.“

„Wozu das? Es würde meine Achtung für Sie nicht erhöhen, Mylord. Ich halte Sie jeder großen Handlung fähig. Ich würde den Glauben an die Menschheit verlieren, wenn Sie unter Ihrer Würde handeln könnten. Und diese Ueberzeugung gehört selbst zu meinem Glück, auch — wenn ich's sagen soll — zu meinem Unglück, zu meinem Schmerz und zu meinem Trost.“

„Ich verstehe Sie nicht, Miß Mary.“

„Vielleicht lehrt Sie es die Zukunft verstehen.“

„Miß Mary, Sie wissen, warum ich nach Schottland komme,“ sagte ich nach einem langen Stillschweigen, indem ich erwartet hatte, sie würde sich deutlicher erklären. Ich schloß ihre Hand in die meinige.

„Sie wollen Abschied von uns nehmen, Mylord.“

„Nein, Miß, ich komme mit dem Wunsch, nie von Ihnen Abschied nehmen zu dürfen. Die Erfüllung dieses Wunsches ist mein höchstes Glück! Sie können es gewähren. Mein Leben ist nur durch Sie in sich vollendet. Getrennt von Ihnen wird es ein halbes, zerrissenes Leben.“

Sie ward roth, antwortete nicht, und sah vor sich nieder. In der Schönheit ihrer zarten Züge bewegte sich ein Wiederschein von, ich weiß nicht welchen Gefühlen ihres Innersten.

„Mylord,“ sagte sie endlich unruhig, „könnten wir diese Unterredung abbrechen!“

Ich erschrack und ahnete Böses. „Abbrechen?“ sagte ich, und es ward mir schwer, das Wort hervorzustammeln: „Und doch eben diese Unterredung entscheidet über Leben und Sterben meiner gesammten Hoffnungen. Dieser Unterredung willen kam ich nach Schottland. Aber — es ist geschehen. Ich gehorche. Sie ist schon abgebrochen.“

„Ich glaube, es sei besser!“ setzte sie hinzu.

Ich konnte nicht antworten, ließ ihre Hand fallen, stand auf, ging unentschlossen durch den Kreis, überlegte und

beschloß auf der Stelle nach London zurückzukehren. Denn in der Nähe dieses Wesens mochte ich nicht in Augenblicken länger athmen, die nur meine Leidenschaft vergrößern konnten, und mich andern Pflichten unfähig gemacht haben würden. Ich kehrte zu ihr zurück. Sie saß noch in unveränderter Stellung auf dem Bänkchen, einer Träumenden ähnlich.

„Miß,“ sagte ich zu ihr mit aller Selbstbeherrschung, die mir möglich war: „ich kenne mein Urtheil. Es ist mir wohlthätiger, mich, sobald ich kann, von hier zu entfernen. Ich bitte um die Güte, mich zu Ihrem Großvater zu führen. Ich will dem ehrwürdigen Greise mein Lebewohl sagen.“

„Was denn?“ rief sie erschrocken und sprang auf: „Sie wollen nicht bei uns bleiben?“

„Wenn Sie fühlten, was ich leide, würden Sie sich grausam nennen, mich zum Bleiben aufzufordern. Ich ehre Ihren Willen, aber tragen Sie mit meiner Schwäche einige Nachsicht. Höflichkeit wäre in solcher Lage Versündigung an den menschlichen Gefühlen. Daß ich Ihnen gleichgültiger bin, als ich's zu sein wünschte und sogar fürchtete —“

„Wie, Mylord?“ unterbrach sie mich, und ihre Augen standen unter Thränen: „Was denken Sie? Habe ich Ihnen je heucheln dürfen? Gleichgültig? Warum wollen Sie ungerecht sein? Gott weiß, wie viel ich leide, wenn Sie sich von uns trennen. Aber verlassen Sie mich nicht, indem Sie mich verkennen.“

Die Heftigkeit, mit der sie die Worte sprach, erschütterte mich. „Miß Mary,“ sagte ich, „Sie setzen mich in neue Verwirrung. Ich glaubte vorhin zu verstehen, Sie weisen mein Herz zurück, indem ich um das Ihrige vergebens bitte. Ich habe mich nur der Macht meines Schicksals zu unterwerfen. Mein Wunsch ist, Ihnen ewig verbunden zu sein; mein Loos, mich ewig von Ihnen zu trennen. Ihre Worte, Ihre eigenen Worte, Miß: „Hal-

ten Sie mich immerhin für Ihre Verlobte« — oder, wie? hätten Sie den Brief nicht geschrieben? (Ich zog ihn hervor.) Ihre Worte gaben mir den Muth.«

»Ich schrieb den Brief,« sagte sie still weinend, »und bereue ihn nicht. Vor meinem Gott, meinem Großvater und Ihnen habe ich kein Geheimniß. Und wär' ich Ihrer Freundschaft nicht würdig: Sie, wie kein Anderer, sind der meinigen würdig.«

»Miß!« rief ich entzückt: »ich darf hoffen? ich darf dies schöne Herz, diese Hand die meinige nennen?«

»Mylord, über das Herz hat mein Schicksal entschieden. Aber meine Hand fordern Sie vom Großvater, der allein zu verfügen das Recht hat.«

So sprach sie, und stand, ich möchte sagen, in demuthsvoller Hoheit vor mir, den Blick zur Erde gesenkt, und die gefalteten Hände niederhangend. Ich betrachtete sie lange schweigend. Sie redete nicht weiter, und glich einer, die vom entscheidenden Wort, das sie gesprochen, ihr Loos erwarte. Ich schlug, mir selbst unbewußt, meine Arme um das heilige Mädchen, und zog es an mein hochschlagendes Herz. Ich weiß nicht, was ich sagte und stammelte. Meine Lippen berührten ihre erröthenden Wangen.

»Wer kann uns nun trennen?« rief ich, wie einer der Seligen groß.

Sie lächelte zärtlich zu mir empor, und sagte: »Die Seelen Niemand.«

Miß Mary mahnte mich, mit ihr in's Schloß zurückzugehen. Sie war wieder die blühende Heiterkeit, wie ich sie sonst zu sehen gewohnt gewesen, aber sie, aber Alles, was mich umgab, schwamm in wunderbarer Verherrlichung vor meinen Sinnen. Ich trat in das einfache, doch geschmackvolle Landhaus Dun-Ofallins. Der Greis kam mir entgegen mit freundlicher Umarmung. Was soll ich dir, Harry, vom reizendsten Abend sagen, den ich je erlebt habe? — Von Ofallins freundlich-frommen und weisen Unterhaltungen, die nur im heiligen Zorn zum Sturm

werden, wenn er an des Hofes Mißgriffe, des Königs gewaltsames Verfahren und der Religionsparteien Hader erinnert wird? — Was von Miß Mary's seelenvollen Gesprächen? — Als Ofallin sich schon zur nächtlichen Ruhe begeben hatte, saßen Mary und ich noch am lauen Abend vor dem Hause, im Mondschein, im Anblick des Meeres, beim Klange der Harfe. Jede Saite sprach Worte! — aber ihre Stimme dann!

Wundere dich nicht, wenn ich Dichter werde. — Schon denk' ich mir die sternenvollen Nächte des Meeres, wie wir unter Mary's Harfentönen gen Maryland schweben.

19.

Die Entscheidung.

London, den 30. Mai 1633.

Ich beende meinen Brief hier, meinen letzten an dich aus Europa. In wenigen Tagen, theurer Harry, reise ich ab. Vielleicht nie erblicke ich die Küsten des alten Vaterlandes wieder. Aber das Vaterland ist auch nur noch ein Grab der Freuden. Ich verlasse es ruhig. Ich habe ein neues Leben nöthig.

Jetzt erst verstehe ich Mary's Reden, die mir so oft räthselhaft gewesen sind. Ofallin gab mir den Schlüssel.

Am zweiten Tage meines Aufenthalts in Newhouse, da ich mit Dun-Ofallin einsam durch die Schatten des Parks ging, eröffnete ich ihm mein Herz. Ich sagte ihm, wie ich Mary liebe, wie ich von ihr geliebt werde. Ich bat ihn um Mary's Hand.

Ofallin schloß mich mit Bewegung seines ganzen Gemüths an seine Brust. Er hatte die Augen voller Thränen. Er konnte lange nicht reden. „Ich muß mich erst fassen," sagte er, „ruhen wir einen Augenblick." Wir setzten uns auf eine Bank am Wege unter einem breiten Ahorn.

Nach einer Weile sagte der Greis, indem er mit Wärme meine Hand ergriff: „Mylord, ich weiß Alles. Sie lieben meine Enkelin; aber Sie werden von ihr noch zärtlicher

wieder geliebt. Und Sie verdienen es. Ich kann meinem Kinde in allen drei Königreichen keinen Mann wählen, der desselben würdiger wäre, als Sie es sind, Mylord. Der Herr segne Sie. Ich bin Ihnen Großes schuldig. Könnte ich Sie vom Blutgerüst loskaufen, ich trüge mein Leben fröhlich für Sie auf's Blutgerüst. Wären zu Ihrem Wohl meine Besitzungen alle erforderlich, ich würde den Stab ergreifen, von hinnen wandern, Ihnen Hab und Gut ohne Anders überlassen. Alles, nur eine Seele kann ich nicht veräußern, die mir Gott vertraut hat, und welche der Richter der Todten von mir fordern wird an jenem Tage. Mary ist in den reinen Grundsätzen der evangelischen Lehre auferzogen, Mylord; und Sie sind Feind dieser Lehre, Anhänger des römischen Papstes, Katholik! — Mylord, Mary ist Ihr Eigenthum, sobald Sie aufhören, dem Papste zu gehören. Sie kann es sonst nie werden; ich möchte in hohem Alter mich nicht der Sünde gegen den heiligen Geist, nicht des Aergernisses schuldig machen, welches ich allen Rechtgläubigen geben würde.«

Diese Worte stürzten mich plötzlich aus dem Himmel. Lange konnte ich nichts erwiedern. Endlich versuchte ich, mit aller Beredsamkeit, deren verzweifelte Liebe fähig ist, den hartnäckigen Sinn des Greises zu beugen. Ich stellte ihm vor, daß er, daß Maria mich verachten müßten, wenn ich nicht aus innigster Ueberzeugung, sondern um eines irdischen Gutes, selbst des höchsten aller irdischen Güter willen, meinen Glauben tauschen könnte; daß, wenn ich Heuchelei triebe, ich mich verachten müßte; daß ich, bei meiner Ehrfurcht für jedes christliche Glaubensbekenntniß, Marien nie in ihren Ueberzeugungen stören, selbst die Erziehung der Kinder im Glauben der Presbyterianer gestatten würde; daß ich nicht denken könne, dieser Glaube verbiete die Ehe mit Christen anderer Kirchen, und wolle, statt Glück in der bürgerlichen Gesellschaft zu befördern, Zwietracht und Elend gründen, und eben hier Mariens und mein lebenslängliches Leiden stiften.

Ich sprach lange, ich sprach warm und überzeugend. Der Alte fühlte sich erschüttert. Ich benutzte den Augenblick seiner Rührung, da er schwieg und nichts zu entgegnen wußte, und bat ihn, wenigstens seiner Enkelin die Freiheit zu geben, daß sie selbst entscheiden könne. Wolle sie nicht in die Ehe willigen, ohne daß ich mich vom Glauben meiner Väter losgeschworen haben würde, so versprach ich, von allen Wünschen abzustehen.

Dun-Ofallin besann sich einen Augenblick und erwiederte dann: „Ich gebe Marien die Freiheit, über ihre Hand zu verfügen. Williget sie in Ihre Wünsche, Mylord, so mag es geschehen. Dann werde ich Schottland verlassen, und sie Ihnen selbst nach Amerika zuführen. Ja, erlauben es die Geschäfte meines Hauses, welche zuvor bestellt sein müssen, und können Sie Ihre Abfahrt um einige Zeit verschieben: so begleite ich Sie mit Marien über den Ozean. Gleichviel, wo meine Asche ruhe. Ich bin überall in der Hand Gottes. Ihnen bin ich Alles schuldig; Ihnen das schwerste Opfer. Nun habe ich's gebracht. Ich bringe es, und bricht mir auch das Herz. Mary soll frei über ihre Hand, über Sie und mich entscheiden. Nun dann, wie der Herr will.“

Er stand auf. Wir gingen in's Haus zurück. Mary ward berufen. Dun-Ofallin, seine Enkelin und ich standen allein. Der Greis theilte der Hocherröthenden treu den Inhalt unsers Gesprächs, dann meinen Antrag, dann seine Entschließung mit: „Du bist frei, Mary, über deine Hand zu entscheiden. Ich schweige. Was du willst, soll mein Wille sein; zu Allem bin ich ergeben. Ich verlange nicht plötzliche Erklärung von dir. Gehe in dein Kämmerlein. Trage im frommen Gebet deine Sache dem Herrn vor. Erwarte, was dir Gottes Geist eingibt. Danach handle; nicht nach irdischem Wissen. Deine Erleuchtung komme von oben. Die Sonne des Tages nicht soll dir scheinen, und der Glanz des Mondes soll dir nicht leuchten: sondern der Herr muß dein ewiges Licht sein, und Gott soll dein Preis

sein. Dann wird deine Sonne nicht mehr untergehen, und dein Mond nicht den Schein verlieren. Denn der Herr muß dein ewiges Licht sein, und die Tage deines Leidens sollen ein Ende habe.«

Miß Mary stand mit gesenkten Augen und gefalteten Händen. Als der Greis schwieg, sagte sie nach kurzer Stille: »Ich bedarf keiner Bedenkzeit. In gemeinen Lebensdingen, wo menschlicher Witz Vortheile und Nachtheile abwägen soll, mag gut sein, Frist zu haben. Wo es Pflichten angeht, ist nur der Schwächling im Zweifel. Das Gewissen entscheidet schneller und bestimmter, als alle Klugheit. Ich hatte längst um Erleuchtung gebeten von oben.«

Dann schwieg sie, warf einen Blick voll unaussprechlicher Holdseligkeit auf mich, trat zu mir, ergriff meine Hand und sagte: »Diesem Manne hier, theurer Großvater, sind du und ich Alles schuldig. Dadurch gehöre ich ihm. Und wären wir ihm nichts schuldig, auch dann würde ich ihm gehören, nicht weil ich wollte, sondern weil ich nicht anders könnte. Ich bin seine Anverlobte. Du weißt es. Auch Mylord weiß es. Ich würde, ich könnte nie eines Andern sein. Weil er mich gefordert, betrachte ich mich als seine Braut. Hätte er mich nie gefordert, er wäre dennoch der Auserwählte meiner Seele, diese Wahl aber ewig das Geheimniß meiner Brust geblieben.«

Sie schwieg. Sie verbarg ihr glühendes Antlitz in ihr Tuch und trocknete ihre schönen Augen. Ich stand mit pochendem Herzen da. Dun-Ofallin schlug mit ernstem Blick die Hände gefaltet zusammen und sprach leise vor sich: »Was Gott zusammengefügt, soll der Mensch nicht scheiden.« Es ging über seine Seele, über sein Antlitz eine Wolke.

Mary fuhr fort: »Mylord gehört nicht zu unserer Kirche. In einer andern geboren, sind deren Grundsätze seine Gewohnheit oder Ueberzeugung. Aber er faltet die Hände zu demselben Gott der Barmherzigkeit, wie ich; er beuget seine Knie vor demselben Jesus, wie ich; er erwartet mit mir einerlei Auferstehung, einerlei Gericht, einerlei

Erlösung, einerlei Ewigkeit. Die Verschiedenheit unserer Glaubensarten, Meinungen und Erkenntnisse kann nicht unsere Liebe zerstören. Wie könnte die Mutter denn ihr Kind länger lieben, da der innere Glaube, die Erkenntniß und Meinung von heiligen Dingen nothwendig andere sind in der Mutter, als in dem Kinde? Also darf ich, soll ich meine Hand dem Lord Baltimore nicht verweigern, wenn diese Hand auch nur den kleinsten Stein zum Gebäude seines Glücks tragen kann.«

Bei diesen Worten schluchzte Miß Mary laut. Sie war ihres Schmerzes, ihrer Thränen nicht länger mächtig. Sie sank auf einen Sessel und verhüllte ihr Gesicht. Der Greis stand finster an einen der Marmorpfeiler des Saals gelehnt. Von meinem eigenen Zustande kann ich keine Rechenschaft geben, so drängten sich in mir Bewunderung, Trauer, Freude, Mitleid, Hoffnung und Furcht.

Plötzlich stand Miß Mary auf, ernst, mit großer Fassung. Sie reichte mir die Hand und sagte: »Leben Sie wohl, Mylord. Sie haben die Stimme meines Innersten vernommen. Nun wissen Sie, daß ich, was mich betrifft, keines Andern sein will, als Ihnen. Dies sei Ihnen und mir genug. Ich aber gehöre mir nicht. Ich gehöre diesem mir über Alles theuern Greise. Ihm bin ich ältere Verpflichtungen schuldig. Auch diese sind heilig. Er kann mich großmüthig loszählen von diesen Verpflichtungen; aber ich mich nicht. Unsere Vermählung widerspricht nicht seinen Wünschen für unser Glück, nein, seinem Gewissen. Darum will er mir Freiheit geben, über mich zu verfügen, damit sein Gewissen unbeschwert bleibe. Aber er kann mir nicht die Freiheit geben, sein Herz zu brechen. Es würde ihm gebrochen werden, wenn er sich in mir einen Augenblick getäuscht fände. Mylord, beweisen Sie ihm und mir, daß Ihnen Ihr Glaube Muth und Größe gibt, mit Ruhe auch das Schwerste zu tragen; so wie mein Glaube mir Kraft verliehen hat, den größten Kampf zu bestehen, welchen ich gekämpft. Daran sollen wir erkennen, daß er göttlicher Natur sei. Mein Entschluß ist unwiderruflich.«

Dun-Ofallin erhob sich. Zwar den großen Sinn seiner Enkelin preisend, suchte er ihr einzureden, daß sie nicht auf den Greis achten solle; daß das Wohl zweier Menschen die Zufriedenheit eines einzigen aufwiegen müsse. Sie widersprach mit abgebrochenen Worten. Ich endete den edelmüthigen Streit des Greises mit der Enkelin, indem ich Mary's Hand küßte und ihr sagte: „Miß, ich liebe Sie, ich bete Sie an. Werden Sie Zeuge, daß ich Ihrer würdig bin.“ Damit verließ ich das Zimmer und eilte in's Freie, befahl einzupacken, anzuspannen, und kehrte zurück, um Abschied zu nehmen.

Ofallin und Mary weinten. Ofallin segnete mich. Er führte die Enkelin in meine Arme. Sie mußte mir den Kuß der Verlobung geben. „Mylord,“ sagte der Alte, „welche Wahl ich treffen mag, sie ist mein Schmerz. Mylord, ich konnte Mary zu keinem andern Gedanken bewegen. Aber betrachten Sie sie als Ihre ewige Braut!“

Genug, Harry, wir schieden. Ich kam nach London zurück. Schon habe ich mich am Hofe beurlaubt. Der König entließ mich gnädig. Alles ist zur Abreise bereit. Vor einigen Wochen schon sind die Schiffe mit Arbeitern und Vorräthen abgesegelt. Es ist jetzt die Einschiffung der übrigen Edelleute mit mir beschlossen.

Ade, Harry! Ade, Vaterland!

Ich wünschte oft, einmal unglücklich zu werden, um mich kennen zu lernen. Bin ich noch nicht unglücklich? Geliebt bin ich, und verworfen. Alle Erwartungen sind zerrissen. Meine erste und letzte Liebe! Ich, kein Verbrecher, muß das Vaterland meiden, in die Einöden über das Weltmeer ziehen. — Harry, bin ich noch nicht unglücklich? Ich muß dich verlassen, du mein Einziger! Beklagst du mich? — Nein, Harry, ich bin ruhig. Es ist etwas in mir, das heiter ist, und über dem Schutt aller Hoffnungen grünend blüht. Ich bin glücklich. Harry, folge mir über das Meer!

20.
Die neue Welt.

Baltimore in Maryland,
den 3. Okt. 1633.

Empfange, o theurer Harry, die ersten Grüße aus der neuen Welt, in der ich schon einheimisch geworden bin. Europa ist vergessen, nur du nicht, o meine mir verbrüderte Seele, und — noch eine.

Die Fahrt über das Weltmeer konnte nicht glücklicher sein, als sie war. In solcher Gesellschaft floh die Langeweile, die gewöhnlich Seereisen beschwerlich macht. Wir lebten der Zukunft, und ergötzten uns an Entwürfen großer Art und riesenhaften Idealen von unsern Schöpfungen.

Wir fuhren in die Chesapeakbai ein, und suchten den Hafen, welchen die Papiere meines Vaters als einen der vortrefflichsten in der Welt gerühmt hatten. In der That gelangten wir in einen solchen, aber er zeigte uns bald eine neue Oeffnung, die kaum einen Büchsenschuß groß ist, und durch welche wir in einen zweiten, innern, vor allen Stürmen geborgenen gelangten, dessen von Gebüschen und Wiesen malerisch umgebenes flaches Ufer rings ein weites Wasserbecken umspannt. Hier hätten über tausend Schiffe bequemen Raum.

Bei der Fahrt durch die Oeffnung donnerten uns Kanonengrüße freundlich an. Wir sahen Hütten am Ufer, Menschen, Rauch und Freudenfeuer. Es war ein prachtvoller Sommermorgen. Das Geschütz unsers Schiffes erwiederte den Gruß. O welch ein Augenblick, als ich nun unter dem fortwährenden Schall der Kanonen ausstieg, als ich unsere Auswanderer allesammt erblickte, friedlich mit nackten Urbewohnern des Landes vermischt; als man mich frohlockend mit dem Geschrei: Freiheit! Freiheit! empfing, und mit Vivat, während vom Schiffe: Vivat und Freiheit! zurückgejauchzt ward.

Harford und Elkton kamen mir entgegen. Wir umarmten uns mit Thränen der Lust. Ich wartete die

Ausschiffung unserer Mannschaft ab. Es war ein Schauspiel einzig in seiner Art, dies Gewühl der Ankömmlinge, ergriffen von den verschiedensten Empfindungen in der neuen, fremden Heimath, wo sie den Rest ihres Lebens verathmen, einst ihre Asche ruhen lassen wollten. Dann führte man mich in ein hölzernes Haus, welches sie als das erste für mich aufgerichtet hatten. Ich habe acht Zimmer; alle bequem und mit meinem Hausgeräth wohl besetzt. Daran stößt für die Versammlungen des Kolonialrathes ein geräumiger Saal. Ich übersehe aus dem Fenster den großen Wasserspiegel des Hafens, die langen Reihen von Zelten, Erdhütten, Magazinen und kleinen, aus Holz gezimmerten Häusern; das regsame Leben der Kolonisten, vergrößert durch die ab- und zugehenden gutmüthigen Indianer mit ihren Weibern und Kindern. Diese sind sehr zutraulich. Harford hatte ihre Freundschaft sogleich in den ersten Tagen seiner Ankunft gewonnen; in förmlichen Verträgen mit den Häuptern der Stämme das Recht zur Niederlassung und zum Anbau in der ganzen Gegend am Potowmak und hier am Strom Patapsco erkauft; ihnen reiche Geschenke gemacht, und Bündnisse mit ihnen, wie mit andern entfernten Stämmen, geschlossen.

Diese freundlichen Naturmenschen, welche wir Europäer Wilde nennen, weil sie frei und nicht Sklaven sind; die wir dumm heißen, weil sie ehrlich, wahrhaft und treu sind; die wir als rohe Halbmenschen betrachten, weil sie unsere Laster nicht kennen; die wir Heiden heißen, weil sie einander nicht der Religion willen kerkern, foltern, auf Scheiterhaufen verbrennen, oder von Haus und Hof treiben, sondern mit Demuth und Ehrfurcht vor dem unsichtbaren großen Geist beten, — diese sind unsere hilfreichen Nachbarn. Sie führen uns in ihre Wälder, nun die unserigen; lehren uns die Eigenschaften der Holzarten, der Gesträuche, Kräuter und Thiere; sie haben unsere Weiber in der Kunst unterwiesen, Brod aus Mais zu backen; sie sind unsere Jäger, und versorgen uns mit schmackhaftem Wilde aller Art. Genug, wir wären ohne

den gefälligen Beistand dieser Indianer mit unsern Arbeiten zur Niederlassung noch nicht den vierten Theil so weit, als wir wirklich sind.

Für die Aerntten des künftigen Jahres sind die Felder gewählt, ausgemessen, vertheilt, aufgebrochen, bestellt. Wirklich ist der künftige Hauptort der maryländischen Kolonien von Elkton und Harford ausgesteckt; und die Baumaterialien werden fort und fort herbeigeführt und vorbereitet. Alles ist in Thätigkeit. Man hört das Hämmern der Schmiede; das Schlagen der Zimmerleute; links und rechts in mäßigen Fernen steigt Rauch der Kalköfen empor; von Zeit zu Zeit dröhnt der Donner gesprengter Felsen.

Baltimore, so will man mir zur Ehre den ersten Sitz unserer Niederlassung nennen, wird nach Elktons Entwurf sehr regelmäßig aufgeführt werden, mit schnurgraden Straßen, die sich einander in rechten Winkeln durchschneiden. Es ist im Plan auf die Zukunft und das Wachsthum der Kolonie Bedacht genommen. Dem Hafen zunächst sollen die Schiffswerften, die Waarenmagazine stehen, und so sich um den Hafen im Halbkreis die Gebäude der neuen Stadt legen, mit geräumigen, heitern Gassen und großen öffentlichen Plätzen. Die Hauptstraße, welche die künftige Form der ganzen Stadt bestimmt, soll eine Breite von neunzig bis hundert Schuh erhalten. Die Stadt lehnt sich an das südliche Ufer des Patapsco, der hier seine Wellen in's Meer gießt.

Der Sommer ist sehr heiß, heißer als der portugiesische, doch die Seewinde kühlen die Luft, und das Land ist quellenreich. Reizend hingegen ist die herbstliche Jahreszeit; wie schön müssen hier die Frühlinge blühen! Schon habe ich, begleitet von Freunden und Häuptern der indianischen Stämme, wochenlang die benachbarten Landschaften durchstrichen. Ich habe in den Hütten der Indianer frohe Tage genossen, und ihren Edelsinn, ihre Einfalt, ihre Kunst bewundert.

21.

Die ersten Fortschritte der Kolonie.

Ja, Harry, ich empfinde in diesen weiten, schönen Einsamkeiten Marylands ein nie gekanntes Glück, eine Harmlosigkeit, eine Seelenruhe, von der ich in Europa nur schwache Ahnungen hatte, wenn ich mit dir Tage lang in wenig besuchten Thälern, oder auf Gebirgen umherirrte, und wir an einem Gießbach unser Mittagsmahl, oder unter einem Baum unser Nachtlager nahmen.

Ich fühle mich gestärkt, erfrischt, rein, wie aus erquickendem Bade gestiegen. Ich bin der Natur wiedergegeben. Ich begreife, warum der Indianer unsere europäische Kultur verschmäht und Freiheit vorzieht.

Wir rüsten uns nun auf den Winter. Er soll nach Aussage der Indianer streng sein. Wir bauen Keller und Erdhütten. Auch ein geräumiges hölzernes Haus ist zur Kirche geweiht. Die meisten Ansiedler sind katholischer Religion, doch einige Familien gehören zur presbyterianischen und bischöflichen Kirche. Die Ankunft einiger Kaufleute aus Virginien, wo unsere Niederlassung bekannt ist, — sie sind unsere nächsten Nachbarn an der Chesapeakbay, — war uns erwünscht, durch Handel mancherlei Bedürfnisse zu befriedigen. Denn, wie sorgsam auch Elkton in England gewesen, uns mit allen Nothwendigkeiten zu versorgen, bemerken wir doch an Ort und Stelle erst, was wir nöthig haben. Eben diese Kaufleute führten bittere Klagen über die Einschränkungen, welche England ihrem Handel machen wolle; über die ausschließlichen Privilegien einzelner Häuser; über Mangel der Ordnung in der Kolonie, die, obgleich schon älter, als die unsrige, nur noch im Werden sei. Als sie die Freiheiten unserer Kolonie, und die Grundsätze vernahmen, auf welchen Marylands Wohlstand und Glück beruhen sollte, priesen sie uns selig, weissagten uns schnelles Aufblühen und baten um Erlaubniß, sich mit andern Unzufriedenen aus Virginien bei uns ansiedeln zu können. Aber die meisten derselben sind pro-

testantischer Religion, so wie bei uns die meisten katholischen Glaubens sind.

Dies veranlaßte mich, an einem Sonntage die Bürger unserer Niederlassung versammeln zu lassen. Zwar kannten alle schon die von mir vorgezeichneten Bedingungen, unter welchen ich die Aufnahme von Kolonisten in Maryland gestattet habe; aber ich wollte, das Volk selbst sollte den Werth der Bedingungen anerkennen; seinen Willen aussprechen; folglich vollkommene Religionsfreiheit den Christen aller Glaubensbekenntnisse gestatten, so daß keine Kirche irgend Vorrecht zu genießen habe, und jeder Bürger von Maryland dem andern in bürgerlichen Rechten gleich stehe. Ich wollte, es solle von Allen, als freie eigene Ueberzeugung, ausgesprochen werden, daß hier der Priester jeder Glaubenspartei nur Staatsbeamter, oder Beamter der Gemeinde sei, kein Glied eines unsichtbaren, vom Vaterlande getrennten, unter dem Namen Kirche besonders bestehenden Staates. Ich wollte, es sollte ausgesprochen werden, daß hier das europäische Gesetz vom Unterschied edeln und unedeln Geblüts, der Unsinn des Vorzuges durch Zufall der Geburt, auf ewig vernichtet werde, und der Mensch nur das gelte, was er durch Herz und Geist werth ist, nicht wozu ihn ein Adelsbrief, ein Stammbaum, ein Ordensband stempelt. Ich wollte, es sollte ausgesprochen werden, als Grundsatz einer künftigen Staatsverfassung von Maryland: daß das ganze Volk auf die Gesetzgebung Einfluß habe durch selbstgewählte Stellvertretung in einem Oberhause und Unterhause, damit die Sache bestehe, auch wenn ich früher mit Tode abgehen würde, ehe die Kolonie in Blüthe steht.

Der Gouvernements- und Kolonialrath waren mit mir einverstanden. Die Versammlung ward gehalten. Es war die erste große Feierlichkeit bürgerlicher Art. Ich redete die Gemeinde an. Wegen gleicher Rechte aller christlichen Glaubensparteien rief ich zuerst unsere katholischen Geistlichen auf, ihre Erklärung zu geben. Diese Erklärung übertraf meine Erwartungen. Der Aelteste unter den

Geistlichen, ein Greis von beinahe siebenzig Jahren, sprach mit wenigen, aber gewichtvollen Worten seine Meinung aus. „Daß wir uns diesseits des großen Ozeans getrennt von den alten Heimathen unserer Väter befinden,“ sagte er, „ist Wirkung des Fanatismus von europäischen Christen. Sollen wir nun, wir traurigen Opfer der religiösen Unduldsamkeit, auf dieser freien Erde beginnen, unduldsam gegen Andere zu werden? Das sei ferne! Sollen wir beginnen, die Saat zu künftigen Religionskriegen in der neuen Welt zu säen, während Europa's Völker sich unter einander wegen Glaubensverschiedenheit würgen? Nimmermehr. Mögen die erbitterten Kirchen der alten Welt Mord und Brand predigen: die christliche Religion predigt Liebe, auch gegen Feinde, keine Liebe mit Dolch und Fackel. Die Religion Jesu steht höher, als die Kirche. Zwar die katholische Kirche bildet eine einzige große Gemeinschaft der Gläubigen, zusammengehalten durch den Stuhl Petri zu Rom. Aber der wahre Katholik unterscheidet das Oberhaupt der Kirche und dessen Befugniß zur Erhaltung der Einheit des Glaubens von der weltlichen Herrschaft des römischen Hofes. Der heilige Vater verdient als Bischof der Kirche Ehrfurcht und Gehorsam, aber in weltlichen Dingen hat er nicht weiter, als bis an die Grenzen seines italienischen Landes, zu befehlen. Daher kann der katholische Priester allerdings guter Bürger des Vaterlandes, unabhängig von fremden Machtsprüchen sein.“

Die ganze Gemeinde stimmte bei. Die virginischen Kaufleute waren entzückt. Sie sagten mir mit Zuversicht eine große Einwanderung der Ihrigen zu. *) — —

22.

Die Nemesis.

Baltimore, Mai 1634.

Ich habe mit einem Schiffe, welches uns Waaren aus England brachte, die noch zurückgeblieben waren, Nachrichten von daher; auch Briefe von dir, mein Harry. Wie

*) Von hier an ist Lord Baltimore's Briefwechsel sehr unvollständig. Es finden sich nur wenige seiner Schreiben vor.

entzückten mich die Hoffnungen, welche du mir gibst, vielleicht dieses Jahr noch Bürger von Maryland zu werden. Aber wenn du den Plan ausführen willst, Konstantinopel und Griechenland zu sehen, verzweifle ich an deinem baldigen Ankommen bei uns.

Sheton, mein Verwalter, meldet mir auch, wie ganz unvermuthet der Bösewicht entdeckt worden ist, welcher mir einst mörderisch nach dem Leben trachtete. Es war nicht politischer oder religiöser Wahnsinn, der den Dolch gegen mich schliff, sondern, du wirst erstaunen, verliebte Eifersucht. Ein gewisser Fracastelli, im Hause Dun-Ofallins, der die schöne Miß Mary mit Leidenschaft liebte, ihretwillen und sich bei Dun-Offallin einzuschmeicheln und wichtig zu machen, von der katholischen Kirche zu den Presbyterianern übergegangen war, lebte seitdem in der Nähe Mariens, als ihr Lehrer auf der Harfe und als Dun-Ofallins Geheimschreiber. Er verbarg der Tugendhaften seine Leidenschaft, so lange er keine Aussicht hatte, ihr solche für sich einzuflößen. Ihm war Mariens Neigung zu mir nicht entgangen, darum beschloß er, mich aus der Welt zu schaffen. Aber statt meiner ward bald ein Anderer der Gegenstand seines Hasses. Sir Lindley, ein junger reicher Edelmann, naher Verwandter des Lord Douglas, eifriges Haupt der Presbyterianer, Grenznachbar von Dun-Ofallins Besitzungen, ersetzte nach meiner Abreise meine Stelle in Dun-Ofallins Hause. Es scheint, er ward gern gesehen. Es scheint, Dun-Ofallins Wunsch selbst sei gewesen, ihn mit seiner Enkelin zu vermählen. Es scheint, die fromme Mary habe im Gehorsam und in unbedingter Liebe gegen den Großvater zuletzt selbst das in meiner Gegenwart gegebene Wort vergessen wollen, meine ewige Braut zu bleiben. Genug, Fracastelli fand Ursache zu neuer Eifersucht. Er überfiel auf einer Reise im Walde den jungen Lindley meuchelmörderisch. Dieser vertheidigte sich. Beide wurden tödtlich verwundet vom Platz getragen. Fracastelli gestand vor den Gerichten die Ursache seines Verbrechens, und sterbend auch das an mir verübte.

Von Miß Mary habe ich, seitdem ich England verließ, keine weitere Nachrichten. Ich aber habe mich überwunden. Meine Liebe ist unsterblich, wie meine Seele. Doch vergessen habe ich eitle Träumereien und Wünsche. Wollte Gott, auch die edle Mary dächte so. Möge die Tugendhafte glücklich sein. Wäre sie glücklich, ich würde ohne Schmerz hören, daß sie die Gemahlin eines Andern geworden.

Kommst du im Herbst zu uns, wirst du eine Stadt erblicken, wo noch vor einem Jahre Einöde war. Ununterbrochen ward den ganzen Winter hindurch gearbeitet. Schon sieht man ganze Straßen aufgeführt, doch meistens bloße Gerippe von Gebäuden, der Zimmerleute Werk. Mit unglaublicher Ungeduld, selbst nicht durch die rauhe Jahreszeit gelähmt, schreitet Alles, vom größten zum Kleinsten, an's Werk. Künftigen Winter schon bewohnen wir die neuen Gebäude.

Der Frühling hat hier eine Pracht, wie der neapolitanische kaum kennt. Ueber Alles hoffnungsvoll stehen unsere Felder. — Aber was mehr, denn dies Alles, mich erquickt, ist Eintracht, Freundschaft aller unserer Kolonisten unter einander, und fortdauernde Dienstfertigkeit der guten Indianer. Wir und diese sind nur zwei verschiedene, aber engbefreundete Familien.

Meine Tage sind mehr Genuß, als Arbeit. Der erste Winter in Amerika verstrich schnell. Es fehlte uns, neben der Menge der Geschäfte, nicht an Vergnügungen. Bei mir war fast jeden Abend Gesellschaft. Meine Freunde, ihre Gemahlinnen und Töchter, unter denen einige sehr liebenswürdige sind, betrachtete ich als Hausgenossen. Musik, Gesang, Vorlesungen, Tänze, gesellige Spiele aller Art verschönerten die Abende und Festtage. Wir leben mit unsern Handwerkern und Ackerleuten auf dem vertraulichsten Fuß. Unser Umgang veredelt ihre Sitten, oder verhütet das Verwildern derselben. Wir machten abwechselnd Besuche bei ihnen; setzten uns unter dem Dach ihrer Erdhütten, die sie sehr artig und sauber eingerichtet haben, in den Kreis ihrer Familie; erforschten ihre Bedürfnisse, und

trachteten, den dringendsten abzuhelfen. Frauen und Töchter unserer Edelleute haben sich vereint, die allgemeinen Krankenpflegerinnen der Kolonie zu sein. Man sieht sie beschäftigt, das Hauswesen der Kolonisten zu verbessern. Wir haben einige gute Aerzte; aber was noch besser ist, wenige Kranke. Das Klima ist sehr gesund.

Der erste Zug virginischer Einwanderer ist wirklich angelangt, mehrere hundert Menschen. Meistens sind es Deutsche. Aus England werden uns neue Schaaren angekündigt; eben so aus Holland. Unsere Arbeiten vermehren sich. Wir haben von den Indianern neue weitläufige Landschaften durch Kaufverträge gewonnen. Es wird an Gründung von zwei neuen Ortschaften gedacht. Der Kolonialrath hieß die dazu von Elkton entworfenen Plane gut.

Welch ein Zauber liegt in dem süßen Gefühl der Freiheit! Es gehört für mich zu den Unbegreiflichkeiten, daß die Könige Europens sich scheuen, ihren Unterthanen dies Hochgefühl zu gewähren, durch welches ihre Thronen die stärksten, ihre Staaten die blühendsten werden müßten. Denn der Mensch, welcher, statt Befehlen, selbstgegebenen Gesetzen gehorcht, gehorcht freudiger. Wer sein Feld baut, ohne Sorge, daß, vom Luxus der Höfe, von der Finanzkunst der Plusmacher, ihm ein großer Theil von den Früchten entrissen wird, gibt freudiger, sobald er überzeugt ist, er gibt für das Vaterland. Wer da weiß, er gelte durch nichts als durch seine Tugend, wird tugendhafter. — Harry, ich beneide keinem Monarchen der alten Welt die Krone. Ich bin König eines freien Volks; bin nur der reichste Eigenthümer, ausserdem der erste Diener Aller, und der ärmste Taglöhner hat vor dem Gesetz gleiches Recht, wie ich. Und wollten meine Mitbürger heute meine Unterthanen werden, ich möchte nicht ihr Herr sein.

Aber bei euch in der alten Welt ist's anders. Wie das Licht der Wissenschaften von Osten nach Westen zog, und die Barbarei über das weiland erleuchtete Asien ihre Nacht verbreitet, und schon Griechenland, den Pontus

bedeckt und Aegypten: so wandert auch die Freiheit westwärts, und orientalischer Despotismus rückt aus Asien über Konstantinopel gegen Europa. Wer kann es sagen, wie asiatisch dies Europa in einigen Jahrhunderten werden wird, inzwischen Amerika im Licht der Freiheit, Wissenschaft und Kunst strahlender geworden sein wird.

22.

Die Familie des Kapitäns.

Baltimore, September 1635.

Das also war's, mein glücklicher Harry, was dich Jahre lang an Italien festband? Aber nun, Heil dir, du bist von Hymen für deine ausdauernde Liebe gekrönt! Die schöne Franziska ist die Deinige. Mit Freudenthränen las ich die Zeilen, welche deine Gemahlin für mich den deinigen beigeschlossen hat. Aber ich übe Vergeltung, so schön und gut ich kann. Auch meinen Brief begleitet ein Briefchen von weiblicher Hand an dich und deine Franziska.

Ja, Harry, ich bin vermählt. Ich darf dir nicht erst sagen, daß ich glücklich bin.

Im April dieses Jahres kam die Fregatte Nepenthe im Hafen von Baltimore an. Kapitän Morland brachte uns einige Familien aus Irland, und Waaren und Briefe aus England. In der Gesellschaft des Kapitäns waren, wie ich vernahm, einige vornehme Frauenzimmer, und ich erfuhr von ihm, es seien seine Gemahlin, seine beiden Töchter und sein Sohn, ein Jüngling von zwanzig Jahren, welche ihn auf der Fahrt nach Westindien begleitet hatten. Da Sir Marble, der Aufseher unsers Seewesens, Morlands alter Freund ist, zog Morland mit seiner Familie zu Marble, der in der Stadt eins der schönster Häuser besitzt.

Ich machte den Frauenzimmern sogleich folgendes Tages nach ihrer Ankunft Besuch. Die Damen hatten die Seereise mit seltenem Glück überstanden; nur der junge Morland war unpäßlich und mußte das Bett hüten. Miß Cölestine, die jüngste von Morlands Töchtern, blendete mich fast durch ihre seltene Schönheit; noch mehr durch

ihren Geist. Wir wurden auch bald mit einander vertrauter. Marble gab uns ein prächtiges Gastmahl. Ich lud ihn und die liebenswürdigen Fremden auf den folgenden Tag zu mir ein. Abends beim Abschiede sagte Miß Cölestine: „Mylord, vorausgesetzt, daß unsere Koffer vom Schiff bis dahin hergebracht sind, werde ich Ihnen morgen eine Freude machen. Man hat mir in London Briefe für Sie zugestellt.“

Am andern Tage kam die Gesellschaft zu mir in das Gouvernementshaus. Miß Cölestine wünschte die Einrichtungen des Gebäudes zu sehen. Ich führte sie mit Vergnügen durch alle Zimmer. Ich stand eben mit ihr allein am Fenster meines Bibliothekzimmers, und zeigte ihr die reizende Aussicht über das Meer und die Umgegenden, als sie sagte: „Mylord, damit ich's nicht vergesse!“ Bei diesen Worten erröthete sie, zog einen Brief hervor, und überreichte ihn mir mit zitternder Hand. Ich konnte mir durchaus die Gemüthsbewegung nicht erklären, von der ich sie ergriffen sah. „Lesen Sie, Mylord!“ sagte sie mit leiser Stimme.

Ich erbrach den Brief. Harry, denke dir mein Erstaunen! es war der erste Brief von Miß Mary, den ich seit meiner Entfernung von England empfing. Mit jeder Gelegenheit nach Europa hatte ich ihr und ihrem Großvater geschrieben; nie Antwort empfangen. Als ich Mariens Handschrift und Unterschrift erkannte, schwanden mir fast die Sinne. Ich warf mich auf einen Stuhl. Ich las und las den Brief zehnmal. Sie meldete mir den Tod ihres Großvaters; die Veränderungen in ihrem Hause, und wie sie London zum bleibenden Aufenthalt gewählt habe. Ihre ganze große, fromme, reine Seele athmete mich mit dem Ausdruck der zartesten Liebe aus diesen Zeilen an. Ich drückte das Blatt an meine Lippen; ich sprang auf; ich durchlief einigemal den Saal; ich hatte Miß Cölestinens Gegenwart durchaus vergessen.

Wie ich Cölestinen wieder erblickte, sah ich ihr stilles Weinen. Ich erschrack. Ich bat sie um die Ursache ihrer

Thränen; ich entschuldigte den seltsamen Ungestüm meines Betragens; ich sagte ihr, von wem der Brief sei, und sagte ihr Alles. „Und ich weiß ja Alles!“ erwiederte sie: „Miß Mary selbst hat mir Alles offenbart. Ich habe die Ehre, eine der besten Freundinnen dieser Vortrefflichen zu sein.“

Nun, Harry, diese Worte! Ich stand in Flammen. Nachrichten von Marien! Ihre eigene Freundin konnte mir von ihr erzählen! Alles, Alles, hunderttausend Kleinigkeiten mußte sie mir berichten und wiederholen. Ich aber ward des Fragens und Hörens nicht satt. Auch vom Tausch der Ringe sogar wußte Cölestine, und ich zeigte ihr an meinem Finger Mary's Ring. „O, wenn mich Miß Mary liebt,“ seufzte ich, warum begleitete sie nicht ihre schöne Freundin über das Meer?“

„Warum fordert Mylord Baltimore von einer Geliebten mehr, als er der Geliebten leistet?“ erwiederte Miß Cölestine.

„Aber glauben Sie, daß Miß Mary, jetzt durch den Tod ihres Großvaters vollkommen frei, mir, wenn ich sie in London überrasche, über das Meer in diese Kolonie folgen wird? Können Sie mir auch nur die leiseste Hoffnung eines glücklichen Erfolges machen?“ rief ich.

„Ich glaube fast,“ sagte Miß Morland,“ ich sollte es können.“

„So begleite ich Sie nach Europa zurück!“

Der Entschluß stand nun unerschütterlich fest, und ich erklärte ihn schon über Tafel dem Kapitän Morland, wie meinen anwesenden Freunden laut, ohne jedoch die wahre Ursache zu enthüllen. Es gab darüber mancherlei Gespräch. Marble, Harford, Dikinson und die Andern schienen bestürzt und unzufrieden. Doch hofften sie, es sei dies nur Laune eines flüchtigen Heimwehs. Sie irrten sich. Und hätte ich zur Stunde mit Morland absegeln können, ich hätte mich eingeschifft.

Miß Cölestine entfernte sich nach dem Essen, um ihren kranken Bruder zu besuchen. Auf mein dringendes Bitten erlaubte sie mir, sie zu begleiten. Jeder Augenblick, den

ich nicht mit ihr sein, mit ihr von Dun-Ofallins Enkelin verplaudern konnte, war mir Raub an meiner Seligkeit. Als wir in Marble's Haus angekommen waren, vernahmen wir mit Erstaunen, daß der kranke Jüngling, begleitet von einem Bedienten, ausgegangen sei. Cölestine war ungehalten über ihren Bruder. Doch wir hatten noch keine Viertelstunde gewartet, so sahen wir ihn über die Straße zurückkommen. Cölestine verließ mich, und eilte ihm entgegen. Es währte lange, ehe sie wieder erschien. Endlich trat sie herein, und an ihrer Hand der junge Mensch, welcher ihr, wie es schien, nur halbgezwungen folgte. Indem er sich mir langsam mit einer Verbeugung nahte, bemerkte ich, wie seine blasse Farbe plötzlich in ein brennendes Roth überging. Ich erinnerte mich, diesen jungen Menschen schon irgendwo gesehen zu haben. Ich heftete meine Augen schärfer auf ihn. Es gingen wunderliche Ahnungen in meiner Seele auf. Ich wußte nicht, wie mir geschah.

„Mein Gott!“ rief ich, und sah betroffen Cölestinen an.

„Ja,“ rief Cölestine, „sie ist es!“

Mary lag weinend an meiner Brust.

Ja, Mary war es. Gekommen war sie nach Maryland, schüchtern, fast mißtrauisch, zweifelnd. Daher ihre Verborgenheit, Miß Cölestine und deren Schwester waren ihre Gesellschafterinnen, die sie zur Begleitung mitgenommen hatte und die Gemahlin des Kapitäns Morland selbst hatte, dieser Frauenzimmer willen, als alte Freundin vom Hause Ofallin, die Reise mitgemacht.

Nichts, Harry, nichts hier von dem Rausch meiner Seligkeit! — Von diesem Tage an zähle ich die Tage meines schönern Lebens. Mary, die Göttliche, ist mir anvermählt und von der ganzen Kolonie angebetet. — Aber auch die schöne Cölestine ist vermählt, und zwar mit unserm Harford. Die Beiden fühlten sich schon in den ersten Tagen der Bekanntschaft magnetisch an einander gezogen.

Nun fehlst du nur noch, und deine Franziska, um unsern Himmel zu vollenden. Eile zu uns in die Heimath der Freiheit!

Inhalt des dritten Theiles.

